

Phot. Willi End

STENGELLOSER ENZIAN (*Gentiana clusii*)

Reidelsteinkamm, 1460 m

Alpenvereinsjahrbuch 1970

(„Zeitschrift“, Band 95)

Schriftleitung:
WERNER HEISSEL
(OeAV)

mit 1 Farbtafel
24 Schwarzweißtafeln und 33 Abbildungen
1 Kartenbeilage

Herausgegeben vom
Österreichischen und vom Deutschen Alpenverein · Innsbruck, München
1970

(10.901/95, 2. Expt.)

Nachdrucke, auch auszugsweise,
aus dieser Zeitschrift sind nur mit vorheriger Genehmigung durch den
Österreichischen Alpenverein gestattet

Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen
bleiben vorbehalten

Die Verfasser tragen die Verantwortung
für Form und Inhalt ihrer Angaben

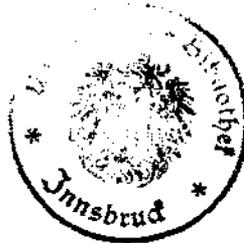
Bild des Schutzumschlages

Blick auf Steinfeldspitze, Schwarzkogel (hinten),
Gamskögerl und Tagweideck (Mitte), Hirschkopf (vorne),
vom Roßkopf gesehen.

Nach einer Farbaufnahme von Willi End, Baden b. Wien

Innentitelblatt

Stengelloser Enzian (*Gentiana clusii*)
nach einer Farbaufnahme von Willi End.



Drucktechnische Gesamtausführung einschließlich Bindearbeit:
Wagner'sche Univ.-Buchdruckerei Buchroithner & Co.,
Innsbruck, Erlersstraße 5-7

Inhaltsverzeichnis

	Seite	bizeu Tafel
Peter Pernthaler: Alpenverein und Naturschutz heute	5	—
Rudolf Wismeyer: Obertauern. Die Wandlung einer einsamen Paßhöhe zu einem Wintersportzentrum	11	I
Werner Toth-Sonns: Die Wintererschließung des Radstädter Tauern	19	I
Hanns Tollner: Über Wetter und Klima des Radstädter Tauernpasses	26	—
Ernst Herrmann: Auf Höhenwegen durch die Radstädter Tauern ..	33	III, IV
Robert Hösch: Bergfahrten im Hochfeindkamm	38	II
Liselotte Buchenauer: Im Wilden Westen der Schladminger Tauern — Berge um Giglachsee und Duisitzkar	49	V
Fritz Miller: Im Freiballon über die Alpen	57	IX
Franz Huter: Umhausen — eine Berggemeinde im Ötztal. Geschichte und Gegenwart	68	VI, VII, VIII links
Franz Kubiska: Ein „Weekend“ vor etwa 40 Jahren	77	—
Ernst Schmid: Bergerlebnisse in den Zillertaler Alpen	83	VIII rechts
Erhard Fritsch: Die Hirlatzhöhle und die Obere Brandgrabenhöhle	92	X
Hermann Scharfetter: Die Radmer	103	XI oben
Karl Kolar: Die Schneeralpe	108	XI unten
Adolf Leidlmair: Südtirol. Grundlagen und Entwicklungen im Wirtschaftsleben zwischen Brenner und Salurn	117	—
Franz Hauleitner: Der Sass de Mura in den Feltriner Alpen (eine Monographie)	124	XII
Ernst Höhne: Berge zwischen Deutsch und Welsch in den Westalpen	144	XIII, XIV
Helmuth Gall: Zum Karçkal	151	XVIII
Hans Thoma und Anselm Vogel: Berge am Rand von Eden. Geographie, Kultur und Geschichte des Hakkâridistrikts. II.	156	XV, XVI
Marcus Schmuck: Berge im Iran. Alpenvereins-Gemeinschafts- bergfahrt zum Damavand und zur Takht-Sofaïman-Gruppe	172	XVII
Wolfgang Axt: Österreichische Noshaq-Expedition 1969 der Sektion Österreichischer Gebirgsverein des ÖAV. Mit Beiträgen von Ambros Aichhorn (Tiere und Pflanzen auf Siebentausendern) und Herbert Müller (Geologische Beobachtungen im Noshaq- und Qaz-i-Deh- Gebiet)	176	XXI, XXII, XXIII
Gerhard Wagner: Kein Monsun am Nanga Parbat. Eine Studie über die wetterbestimmenden Luftmassen in Nordwesthimalaja	188	—
Oskar Kramer: Dhaulagiri IV, Berg des Schicksals	200	XXIV
Ludwig Greissl: Deutsche Himalaja-Expedition 1969. Ein Bericht über die Jubiläumsexpedition des Deutschen Alpenvereins anlässlich seines 100jährigen Bestehens (mit einem Beitrag von Karl Winkler)	203	XIX, XX
Uwe Kerner: Erfahrungen der Deutschen Himalaja-Expedition 1969	217	—
Preisliste der Alpenvereinspublikationen		—



Meran

Alpenverein und Naturschutz heute

PETER PERNTHALER

Da das Jahr 1970 zum europäischen Naturschutzjahr erklärt worden ist, kommt dem Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Peter Pernthaler, gehalten anlässlich der Jahreshauptversammlung 1969 des Österreichischen Alpenvereines in Bregenz, besondere programmatische Bedeutung zu.

Hochverehrte Festversammlung!

Das Thema „Naturschutz“ bewegt den Alpenverein seit Generationen in existentieller Weise. Geht es doch bei diesem Thema um nicht mehr und nicht weniger als um seine Substanz: Das innere und äußere Erleben der Natur in ihrer Ursprünglichkeit, das den eigentlichen Sinn und Wert des Bergsteigens und damit des Alpenvereines überhaupt ausmacht.

Sie werden sich nun denken, daß diese Feststellung so selbstverständlich ist, daß sie in ihrer Banalität nur mehr für Festansprachen brauchbar scheint, und sich vielleicht erinnern, daß der Naturschutz tatsächlich in genau zehnjährigen Intervallen als Thema von Festvorträgen und Resolutionen wiederzukehren pflegt. Diese Tradition und Regelmäßigkeit hat nun freilich nichts von der beruhigenden Gewißheit einer lieben Gewohnheit an sich: Es steckt alle Unruhe und Unzufriedenheit mit einem haltlosen Zustand dahinter, dazu kommen die Sorgen und Bedrohungen ganz neuer Art, die es heute zu bewältigen gilt, soll es nicht ein jähes Erwachen in einer restlos denaturierten Welt geben. In diesem Sinne möchte ich Sie bitten, mein Referat auch nicht als schöne Festrede aufzufassen, sondern als nüchternen Informations- und Arbeitsvortrag, der der Ernsthaftigkeit der Aufgabe und der unsäglichen Mühen ihrer täglichen Bewältigung angemessen sein soll.

I.

Um die Funktionen und Möglichkeiten des Alpenvereines im modernen Naturschutz zu erkennen, müssen wir zunächst einen Blick auf die völlig veränderten Bedingungen und Dimensionen des modernen Naturschutzes werfen. Dieser besteht heute nicht mehr in einem eindimensionalen Abwehrkampf um aussterbende Pflanzen- und Tierarten, sondern in einer ganzen Stufenleiter biologischer Schutz- und Pflegemaßnahmen, von denen ich hier nur die fünf wichtigsten Ebenen aufzeigen kann.

1. In der ältesten Kampflinie und — trotz mancherlei Geringschätzung und liebevollem Spott noch immer weit in der vordersten Kampfzone — steht der *Pflanzen- und Tierschutz*, der auch die Sorge um die Erhaltung von Naturdenkmälern umfaßt.

Man wirft diesem Zweig des Naturschutzes heute oft vor, einer romantisierenden und idealisierenden Naturbetrachtung nachzuhängen, die einerseits ihr Schutzobjekt — das kleine Blümlein, die trauliche Quelle, den knorrigen Baum — verabsolutiere und damit überbewerte und auf der anderen Seite die großen Gefahren für die Natur als Ganzes gar nicht sehe und ihnen daher hilflos gegenüberstehe.

Ich meine, daß man mit einem derartigen herablassenden Urteil weder dem Ethos noch der tatsächlichen Bedeutung des Pflanzen- und Tierschutzes gerecht wird. In diesem kleinen Bereich der vielfältigen Naturschutzproblematik spiegelt sich nämlich nicht nur

die ganze Problemlage des „großen“ Naturschutzes wider, sondern auch die existentielle Kampfsituation des Naturschützers und die überragende Erziehungsfunktion an sich selbst und an der Gesellschaft. Man sollte daher glücklich sein, daß es für die Aufgabe des Pflanzen- und Tierschutzes bewährte rechtliche Institutionen gibt, und vor allem Menschen, die ihre ganze Persönlichkeit — oder zumindest große Teile ihrer Freizeit — für diese Aufgabe verwenden. So wie die ideale Seite, zeigen sich auch die Gefahren, Schwierigkeiten und Schattenseiten eines absolut verstandenen Naturschutzes hier wie im Brennspiegel verschärft: So sehr jeder Einsichtige die Notwendigkeit eines Schutzes seltener Alpenpflanzen und Alpentiere bejaht, so schwierig ist die Durchsetzung entsprechender rechtlicher Verbote und Vorschriften unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen. Man kann weder eine lückenlose Bewachung der freien Bergwelt durchführen — jeder echte Bergsteiger würde sich dies auch verbitten — noch die Menschenmassen perlustrieren und polizeilich erfassen, die sich aus den modernen Massenverkehrsmitteln auf die geschützten Pflanzen- und Tierstätten ergießen. Auch hier bleibt — wie im „großen Naturschutz“ — letztlich als Bedingung des Erfolges nur die Veränderung des Menschen auf erzieherischem Wege, die freilich nicht in den Schoß fällt, sondern im täglichen Kleinkampf, in vielen Kompromissen und vernünftigen Regelungen und Einrichtungen errungen werden muß.

2. Als eine der wirksamsten Maßnahmen hat sich in diesem Zusammenhang der Gebietsschutz erwiesen, also die Stellung einer bestimmten Landschaft unter *Naturschutz*. Der Gebietsschutz verfolgt schon ein umfassenderes Schutzziel: Er will nicht nur einzelne Pflanzen und Tiere erhalten, sondern den naturhaften Gesamtzustand des betreffenden Gebietes, also z. B. den Charakter als Ödland im Hochgebirge, als Sumpf, Au oder auch Urwald. Dies ist ein derart weitgestecktes Schutzziel, daß es in dieser Intensität gegenüber den zahlreichen wirtschaftlichen und technischen Bedürfnissen des Menschen an die Landschaft nur sehr eingeschränkt durchsetzbar ist. Diese Einschränkungen beziehen sich einmal auf die räumliche Ausdehnung: Es kann stets nur ein kleiner und extrem gelegener Teil des Landes sein, der so vollständig aus der Bewirtschaftung ausgeklammert wird. Und zum anderen müssen auch hinsichtlich der Benutzungsart des betreffenden Landstriches durch den Menschen Kompromisse geschlossen werden, die sich freilich aus dem Wesen des Naturschutzes selbst rechtfertigen lassen: Immer muß das Betreten der Naturschutzgebiete erlaubt sein und zumindest ihre Erschließung für den Wanderer und Bergsteiger, denn eine „*Natur für sich*“ braucht und kann nicht geschützt werden. Regelmäßig ist ferner die rechtmäßige Jagd und Fischerei sowie die Land- und Forstwirtschaft im herkömmlichen Umfang trotz des Naturschutzes zulässig.

Es darf an dieser Stelle freilich nicht verschwiegen werden, daß das Verhältnis von Tourismus und Land- und Forstwirtschaft zum Naturschutz spannungsgeladen und z. T. widersprüchlich ist: Einerseits sind beide in eminenter Weise am Schutz der Natur vor Beeinträchtigungen durch die moderne Technik und Zivilisation interessiert und insofern vorderste Bannerträger des Naturschutzgedankens. Andererseits bedienen sie sich beide selbst recht gern technischer Hilfsmittel der Erschließung und Bewirtschaftung und zeigen dann wenig Verständnis für die entgegenstehenden Forderungen nach Urprünglichkeit und Unberührtheit der Natur. Im ganzen gesehen, muß man freilich hervorheben, daß selbst der extremste Naturschutzgedanke dem Tourismus und der Land- und Forstwirtschaft mehr Förderung als Gefährdung verdankt, ja weithin heute die Bedingung der Durchsetzbarkeit und Aufrechterhaltung des Naturschutzes überhaupt geworden ist. (Beispiel: Kaisergebirge, Wienerwald.)

3. In noch größere Zusammenhänge ordnet sich der Naturschutzgedanke im Rahmen des modernen Landschaftsschutzes bzw. der modernen *Landschaftspflege* ein. Hier ist die Natur nicht in ihrer Urprünglichkeit Gegenstand rechtlichen Schutzes, sondern in ihrer Umweltfunktion für den wirtschaftenden und Erholung suchenden Menschen. Die Landschaftsgestaltung will der Verwüstung durch die moderne Industrie- und Werkstätten-

welt entgegenwirken, aber nicht um den Preis eines Ausschlusses der Zivilisation oder einer Reservationsbildung; sie trachtet vielmehr danach, in aktiver und z. T. künstlerischer Gestaltung auch unserer heutigen Zeit eine *Kulturlandschaft* zu schenken, wie es durch die Geschichte herauf stets ein Ausdruck der spezifischen Kulturhöhe eines Volkes war, wie es seine Landschaft prägte. In einer schönen Wortbildung hat der früher sehr gebräuchliche Begriff „*Landeskultur*“ zum Ausdruck gebracht, daß es vor allem die Zweige der Land- und Forstwirtschaft sind, welche die hervorragend schöne Landschaft gestalten und pflegen und damit in ihrem spezifischen Kulturwert erhalten. Dennoch glaube ich, daß man den heutigen Dimensionen des Landschaftsschutzes nicht mehr gerecht wird, wenn man diese Aufgabe lediglich unter agrarprotektionistischen, fremdenverkehrspolitischen oder auch nur ästhetischen Gesichtspunkten sieht. So wichtig alle diese Aspekte sind — Landschaftsgestaltung muß heute aus diesen Reservationen räumlicher und geistiger Art ausbrechen und *allumfassend* werden, soll unsere Heimat nicht zu sinn- und funktionslosen Landschaftsflecken in einer gleichförmigen Siedlungs- und Werkstättenwüste werden. Die heutige Kultur wird von Technik und Urbanisation getragen. Nur wenn es gelingt, diese Tendenzen in die Gestaltung der Kulturlandschaft hereinzuholen, hat unsere Landschaft überhaupt noch eine Zukunft, sonst wird sie — trotz aller Reservationen — verschliffen und verzehrt.

Daß eine solche Einbindung von Technik und Urbanisation in die Kulturlandschaft möglich ist, hat vor zwanzig Jahren gerade ein Techniker vor dem Alpenverein dargelegt. Seinen Thesen und Vorschlägen ist wenig hinzuzufügen: Nach wie vor entscheidet über Fortbestand oder Vernichtung der Landschaft nicht der illusionäre Alternativstandpunkt Natur oder Technik, Stadt oder Land, Wiese oder Straße. Denn diese Wahl bleibt uns heute ja nicht mehr, wobei ich bezweifeln möchte, ob sie irgendeiner höheren Kultur in dieser Form jemals gestellt war. Worum es in Wahrheit geht, ist die rechte Verteilung und Gliederung von Natur und Technik bzw. Urbanisation und vor allem die landschafts- und naturgerechte Ausführung der notwendigen Projekte. Wie sinnlos und gefährlich ein bloß reservationsartiger Naturschutz ist, zeigt die weithin verwüstete Landschaft der Vereinigten Staaten drastisch, wie notwendig umgekehrt das Freihalten von unantastbaren Kerngebieten trotz aller harmonischen Einfügung technischer Bauwerke in die Natur ist, erweist sich anderseits am unaufhaltsamen Verzehr an Landschaft, der den Großglockneraum bisher befallen hat. Nur in der Ausgewogenheit beider Schutzformen der Landschaft — des Naturschutzes und der Landschaftsgestaltung — liegt die Zukunft eines uns lebenswert scheinenden Kulturraumes, den wir Heimat nennen können.

4. Das führt zu einer noch umfassenderen Dimension, in der der Naturschutzgedanke heute gesehen und verwirklicht werden muß, das ist die Raumordnung und Raumplanung. Der Natur- und Landschaftsschutz ist einerseits ein hervorragendes Instrument, bestimmte raumplanerische Ziele — Erholungsgebiete, biologische Schutzzonen, Erhaltung von Land- und Forstwirtschaft — durchzusetzen. Anderseits wird die Festlegung von Landschafts- und Naturschutzgebieten, von naturgerechten Trassierungen und Werkgestaltungen, die Lenkung der Industrialisierung, des Verkehrs und der Besiedlung in landschaftspolitisch erwünschte Räume ohne die heutigen modernen Instrumente der wissenschaftlichen Raumplanung unmöglich. Eine entscheidende Rolle spielt hier — wie bei aller wissenschaftlichen Planung — eine exakte analytisch-kritische Bestandsaufnahme der zur Verfügung stehenden Räume und ihrer Tauglichkeit bzw. Wertigkeit für die Planungsziele. Erst auf Grund einer derartigen wissenschaftlichen Bestandsanalyse können die Schutz- und Gestaltungsmaßnahmen optimal eingesetzt und dimensioniert werden. Daß ohne eine solche umfassende Bestandsanalyse jede Behauptung „hier liegt eine unantastbare Kernzone vor!“ dilettantisch — oft im schönsten Sinne des Wortes — bleibt und im gesamten einen höchst zufälligen Schutzeffekt mit sich bringt, darf nicht verwundern. Der Radikalität, mit der Technik und Urbanisation heute die Landschaft in den Griff

nehmen, kann der Naturschutzgedanke erfolgreich nur begegnen, wenn er sich denselben wissenschaftlichen und planungstechnischen Instrumentariums bedient.

5. Schließlich muß ich noch kurz auf die umfassendste Bedeutung des Naturschutzgedankens zu sprechen kommen, die bezeichnenderweise von den meisten gar nicht in diesem Zusammenhang gesehen wird:

Ich meine die Erhaltung der *biologischen Substanz* unserer Umwelt und damit der Kultur, in der wir leben. Die Dimensionen dieser Schutzaufgabe wachsen mit dem Fortschreiten der Zivilisation und Technik beinahe stündlich. Sie reichen von der sogenannten „Reinhaltung“ von Boden, Wasser und Luft bis zu den eugenischen Problemen der Keimsschädigungen und Genmutationen des Menschen selbst. Wie sehr dieser Bereich die eigentliche und vorderste Kampfzone um den Schutz, aber auch die Gestaltung der Natur ist, zeigen die grauenhaften Verwüstungen der Landschaft und der Menschen, welche hier verschuldet wurden, ebenso deutlich, wie die stillen und stetigen Erfolge, welche in der bewußten Auseinandersetzung und Begegnung von Technik und Biologie heute schon erzielt werden. Auch in diesem Bereich eines „Naturschutzes“ im weitesten Sinne helfen ideologische oder romantisierende Alternativpositionen nichts, sondern verschütten alle Möglichkeiten der Steuerung und Gestaltung der bedrohlichen Vorgänge. Freilich muß es auch hier unantastbare Kernzonen der biologischen Existenz geben, doch müssen diese wissenschaftlich-analytisch begründet und begrenzt sein, wie etwa letzte Toleranzgrenzen der Luft- und Wasserverunreinigung. Im übrigen müssen aber gerade technische Fortschritte bewußt in den Dienst der Erhaltung der biologischen Substanz in der modernen Industrie- und Arbeitswelt gestellt werden, denn vieles an Natur- und Landschaftsschädigung ist durch Mangelhaftigkeit und Rückständigkeit der Technik hervorgerufen worden. So wie unsere Generation schon die Ausstoßung ungereinigter Abgase und Abwässer als unerträgliches technisches Gebrechen beurteilt, wird vielleicht kommenden Generationen die schrankenlose Verwüstung des Hochgebirges durch Wasserkraftanlagen angesichts der Möglichkeiten von Atomkraftwerken als sinnlose Verschwendung unwiderbringlicher Landschaftswerte erscheinen. Doch möchte ich auch hier nicht für eine Alternative, sondern für bewußtes Abwägen und planvolles Erhalten eines biologischen Gleichgewichtes der Kultur plädieren.

II.

Überlegt man sich nun, welche konkreten Aufgaben der *Alpenverein* in diesem so weit verstandenen Naturschutz erfüllen könnte, so muß man sich darüber im klaren sein, daß eine derart komplexe und umfassende Zielsetzung ein ganzes Bündel von Maßnahmen erfordert, von denen ich hier wiederum nur drei typische Ebenen hervorheben möchte.

1. *Naturschutz ist heute primär ein Informations- und Forschungsproblem.*

Information verstehe ich hier in dem weiten Sinne der modernen Informationstheorie, wonach rationale Entscheidungen und Planungen vor allem exakte Kenntnis der entscheidungswesentlichen Daten und Unterlagen voraussetzen. Es ist unvorstellbar, auf welcher primitiven und nebulösen Vorstellungen heute noch immer Entscheidungen beruhen, welche die Landschaft oder das biologische Gleichgewicht der Umwelt verändern. Selbst wenn man ein Naturschutzgebiet festlegen soll, kämpfen nicht nur die Gegner, sondern leider auch die Verteidiger der Natur mit durchaus irrationalen Argumenten. Die Informationslücken zeigen sich z. B. ganz handgreiflich in der räumlichen Festlegung der Kerngebiete, die der Alpenverein in mehreren Resolutionen als unantastbare Naturschutzgebiete proklamiert: Bis heute gibt es weder eine exakte Abgrenzung dieser Gebiete noch eine rationale Begründung, warum gerade diese unantastbar sein sollten. Selbstverständlich reicht das Forschungsproblem im Naturschutz weiter, als der Alpenverein es mit seinen relativ begrenzten Mitteln je bewältigen könnte. Doch darf man nicht übersehen, wie viele Wissenschaftler sich in seinen Reihen finden, welche auf die Probleme hingewiesen werden sollten — und vor allem, welche aufgeschlossenes Klima

die Forschung im Dienste des Naturschutzes gerade hier findet. Der Naturschutz ist aber schließlich auch in einem viel trivialeren Sinne ein Informationsproblem, nämlich in dem Sinne, daß die Öffentlichkeit über Ziele und Funktionen des modernen Naturschutzes aufgeklärt werden muß. Welche erschütternde Unkenntnis und Mißdeutung des Naturschutzgedankens — vor allem als Steckenpferd der Naturromantiker — hier noch immer herrschen, kann jeder feststellen, der einmal versuchte, ein konkretes Naturschutzprojekt durchzusetzen. Der Alpenverein hat hier schon kraft seiner Satzung die Aufgabe, unablässig die Öffentlichkeit von den wahren Dimensionen des Naturschutzes zu unterrichten und über seine Organe sowie über jedes einzelne seiner Mitglieder die Kenntnis der Natur und ihrer Achtungswürdigkeit zu verbreiten. Der Erfolg einer solchen Tätigkeit hängt freilich von der nächsten Ebene in der Bewältigung des Naturschutzes ab.

2. *Naturschutz ist nämlich heute vor allem ein Organisationsproblem geworden.*

Wir leben in der verwalteten Welt und mehr und mehr in der verwalteten Natur. Das bedingt Kompetenzverteilung, Behördenorganisation, Planungsinstanzen, Ausschüsse und Unterausschüsse. Die eine heile Natur, die Landschaft als Einheit, der Boden als gemeinsames Substrat von Bund, Ländern, Gemeinden und einzelnen geraten dadurch in ein Gewirr von zuständigen Stellen und Organen, die oft genug in Konkurrenz zueinander auftreten und dabei die Einheit der Natur stören oder gar vernichten. Der Naturschutz ist bis vor nicht allzulanger Zeit in der schiefen Lage eines unter den vielen „zuständigen“ Organen gewesen, die sich mit der Natur beschäftigen, und konnte sich daher in der Regel gegen mächtigere ökonomische oder politische Interessen bzw. Gruppen nicht durchsetzen. Erst durch die Vorstellung einer umfassenden Raumplanung ist die Notwendigkeit der Koordination und Konzentration aller mit der Nutzung der Landschaft befaßten Stellen klargeworden und setzt sich immer mehr durch. Die Schwierigkeiten der Organisation eines schlagkräftigen Naturschutzes sind dennoch enorm: Nicht nur die verfassungsrechtliche Kompetenzverteilung zwischen Bund, Ländern und Gemeinden muß überspannt werden, die Gliederungen gehen innerhalb der einzelnen Verwaltungshierarchien bis auf die Abteilungsebene herunter. Am Beispiel des Projektes „Österreichischer Nationalpark“ hat der Alpenverein jedoch deutlich gemacht, daß es im Rahmen der geltenden Rechtsordnung schon genügend Koordinationsmittel für eine sinnvolle Naturschutzplanung gäbe. Notfalls müßte man aber auch eine Rechtsänderung ins Auge fassen, die gerade an einem solchen Beispiel nationaler Bedeutung des Naturschutzes neuartige und schlagkräftige Organisationsformen verwirklichen könnte. Als einen kleinen Mosaikstein der Organisationsprobleme möchte ich erwähnen, daß dem Alpenverein bis heute in Naturschutzangelegenheiten weder ein gesetzliches Begutachtungsrecht noch Parteistellung zukommt, was unbedingt zu fordern wäre und — im Hinblick auf die zahlreichen Begutachtungsrechte von Verbänden und Interessengruppen — auch gesellschaftspolitisch durchsetzbar scheint.

3. *Naturschutz ist schließlich — vielleicht mehr als alles andere — ein Verhaltensproblem der Menschen selbst.* Aus dem Mund eines Juristen, der doch auf Institutionen und Zuständigkeit (von Vorschriften ganz zu schweigen) schwören sollte, klingt diese Formulierung ernüchternd. Ich hoffe, auch in dieser Richtung desillusionierend zu sein: Naturschutz wird trotz aller Einrichtungen und Organisationen leerer Wahn bleiben, solange es nicht gelingt, den einzelnen Menschen zu erfassen und ihn zu einem echten Naturerlebnis und damit zugleich auch zur Naturliebe zu bewegen. Zwar bin ich nicht so idealistisch, daß ich meinte, daß damit alle Vorschriften und aller Zwang in Naturschutzangelegenheiten überflüssig würden. Aber ich glaube umgekehrt, daß selbst der schärfste Zwang und ein lückenloses Verbotssystem die Natur nicht vor dem verwüsten Menschen retten würden und — was vielleicht noch schwerer wiegt — ein derartiger polizeistaatlicher Naturschutz das letzte wäre, was der freie Bergsteiger sich wünschen möchte. Der Alpenverein hat nun zwar sehr bescheidene Möglichkeiten, im Wege von

Zwang und Aufsicht Naturschutz zu betreiben (soweit der Staat ihn nämlich dazu gesetzlich ermächtigt), und leider ist dieses bescheidene Maß gegenwärtig noch zu wenig, um die Unvernunft und Böswilligkeit, die das „Naturerlebnis“ mancher Menschen leiten, im Zaume zu halten. Aber ich glaube, daß in dieser Funktion, in Zwang und Aufsicht nicht das Schwergewicht unserer Naturschutz­tätigkeit liegen darf: Das selbstverständliche Ziel des Alpenvereins in diesem Bereich müßte es vielmehr sein, über das Verhalten seiner Mitglieder *die Liebe zur Natur in die gesamte Gesellschaft zu tragen*. Ich glaube, daß es bei einem Mitgliederstand von fast 200.000 nicht utopisch ist, von einer echten möglichen Kerntuppe des Naturschutzes in Österreich zu sprechen, wenn jedes einzelne Mitglied bereit ist, an seinem jeweiligen Platz in der Gesellschaft die ganze Persönlichkeit für dieses Ziel einzusetzen. Ein derartiger Einsatz ist heute unabweislich: Der Naturschutz verlangte schon immer Kämpfernaturen — heute muß jene *Dynamik* hinzutreten, welche eine sachliche Information, eine durchschlagskräftige Organisation und eine allgemeine Erziehung zur Achtung vor der Natur dem Naturschutzgedanken verleihen können. Nur so wird der Naturschutz unter den sich rasch wandelnden gesellschaftlichen und biologischen Bedingungen der Zeit überdauern. Daß der Alpenverein wiederum — wie schon mehrmals in seiner Geschichte — jung genug ist, diese neue Dimension des Naturschutzes zu erfüllen, wünsche ich ihm — und damit uns allen — auf das herzlichste.



Obertauern

Die Wandlung einer einsamen Paßhöhe zu einem Wintersportzentrum

RUDOLF WISMEYER

Winter am Radstädter Tauern

Es ist so fünfzig Jahre her, da war der Radstädter Tauern noch eine einsame Paßhöhe im Salzburger Land, die zur Winterszeit in einen Dornröschenschlaf verfiel. Nur wenige beherbergten die zwei kleinen Gaststätten, die sich beiderseits der Paßhöhe, aber beträchtlich weit von ihr entfernt, befanden. Auf der Paßhöhe selbst lag einsam und tief im Schnee begraben nur ein kleiner Friedhof als einziger Zeuge menschlichen, wenn auch schon vergangenen Lebens. Wohl hatte der Schilaufer in Österreich schon siegreich seinen Einzug gehalten, wohl wußte man von traumhaft schönem Schneegelände hier oben, aber die Beschränktheit der Unterkünfte und der endlos lange Zugang ließen nur wenige Unentwegte in dieses Schiparadies eindringen.

Erst gegen Ende der zwanziger Jahre, als etwa der Arlberg und Kitzbühel schon Wintersportplätze von Weltruf waren, begann es sich auch am Radstädter Tauern langsam, ganz langsam, zu regen. Die bescheidenen Unterkünfte Wisenegg und Schaidberg wurden zu beachtlichen Gaststätten ausgebaut und am Paß selbst erstand — freilich in respektvoller Entfernung vom Friedhof — ein richtiges Hotel. Für die Touristen aber war von besonderer Bedeutung, daß die Sektion Austria des damaligen Deutschen und Österreichischen Alpenvereins den gescheiterten Aufbau eines Hotels in dem vom Paß etwa eine halbe Gehstunde entfernten Seekar benützte, um die Bauruine zu einem stattlichen Schutzhaus auszubauen. Damit waren nun die Grundlagen für ein nach heutigen Begriffen bescheidenes Wintersportleben gegeben.

Nun wollen wir uns zunächst einmal mit der winterlichen Bergwelt des Radstädter Tauern vertraut machen. Vorerst sei auf eine geographische Merkwürdigkeit der Paßhöhe hingewiesen. Obwohl der Straßenzug Radstadt—Mauterndorf in seiner Gesamtheit — wie die überwiegende Zahl der Paßstraßen in Österreich und in der Schweiz — in der Nord-Süd-Richtung verläuft, zieht die eigentliche Paßsenke in reiner West-Ost-Richtung. Dabei ist das Landschaftsbild nordwärts und südwärts der Senke grundverschieden. Die Berge im Norden des Passes bilden einen gewaltigen Bogen, der sich vom Seekareck bis zur Gamskarlspitze hinzieht. Dieser Bergkranz umschließt ein verhältnismäßig sanftes, hügeliges Gelände, ein ideales Schigebiet für schwächere Läufer. Die Berge selbst weisen natürlich steilere Hänge auf. Die Landschaft im Süden des Passes ist gänzlich anders geartet. In steilen Fluchten und Wänden türmen sich hier die Berge unmittelbar über dem Paß auf und ergeben ein Bild drückender Größe. Der flüchtige Beschauer ahnt wohl kaum, daß gerade in diesem Gelände tief eingeschnittene Kare hervorragende Abfahrten ermöglichen. Beginnen wir nun, uns mit den Bergen selbst näher zu befassen, zunächst mit der Bergrunde im Norden des Passes von West nach Ost.

Gleich der erste von ihnen, das *Seekareck* (2217 m), ist ein vollendeter Schiberg. Seine Ostflanke gewährt eine hindernislose Fahrt bis in das Becken des Grünwaldsees und, den Grünwaldkopf umfahrend, bis zur Paßstraße. Ein ausgeprägter Kamm, „Hoher Grat“

genannt, führt vom Seekareck zur *Seekarspitze* (2350 m), ein kühnes Horn, das weithin seine Umgebung beherrscht. Dieser Berg war bis zum Einsetzen des Liftrummels das beliebteste Fahrtenziel für den alpinen Schiläufer. Alpin und abwechslungsreich ist auch die Abfahrt. Der Kamm zieht weiter gegen Osten und schärft sich schließlich gratartig zur doppelgipfeligen Schneide der *Wurmwand* (2195 m) zu. Im Sommer eine reizvolle Kletterfahrt, stellt die Begehung des im Winter arg verwächteten Berges eine hochalpine Fahrt dar und kommt für den Schiläufer nicht in Frage. In seinem Verlauf nach Osten verbreitet sich dann der Kamm zu einer Art Hochfläche, der zwei kleine Gipfel aufgesetzt sind, der *Hundskogel* (2238 m) und der *Roßkogel* (2254 m). Beide sind zwei harmlose Schimugel, die aber eine sehr schöne Abfahrt zum Hundsfeld besitzen. Der Kamm, der ab Hundskogel nun nach Süden verläuft, wird nun wieder ausgeprägter und führt zur *Plattenspitze* (2293 m). Ihre Normalabfahrt deckt sich zum größten Teil mit jener vom Hundskogel. Man kann aber auch, den Kamm weiter verfolgend, zur Plattenscharte und dann durch das Plattenkar abfahren. Aus der Plattenscharte zieht nun ein scharfer Grat südwärts zum Höchstpunkt unserer nördlichen Bergrunde, der *Gamskarlspitze* (2411 m), die die Paßhöhe im Osten beherrscht. Sie bietet keine Schifahrt, ist aber eine eindrucksvolle alpine Tour, die bei guten Verhältnissen keine sonderlichen Schwierigkeiten aufweist. Man gewinnt den Gipfel über den Nordgrat mit zeitweisem Ausweichen in die Ostflanke.

Das Gebiet südlich des Passes wird von einem gewaltigen Berg beherrscht, der *Gamsleitenspitze* (2357 m). Ihre Besteigung galt vor Errichtung der Liftanlage als zünftige Fahrt. Man rückte ihr freilich nicht über die sehr steile Nordflanke, die Gamsleiten, zu Leibe, obwohl diese bei günstigen Verhältnissen in der Abfahrt gemeistert wird. Man überlistet sie über ein in ihrer Ostflanke tief eingeschnittenes Kar, das im Mittelteil eine beträchtliche Steilheit aufweist. Auch in der Westflanke der Gamsleitenspitze zieht ein Kar hoch und vermittelt einen Durchstieg durch den Felsgürtel bis auf die Kammhöhe, die in einem Sattel am Westfuß der Gamsleitenspitze erreicht wird. Man hat das Kar *Zehnerkar* benannt, obwohl das wirkliche Zehnerkar auf der Südseite des Kammes liegt. Aber da der Name Zehnerkar heute schon einen so hervorragenden Klang bei den Schiläufern hat und die einzige Seilbahn des Radstädter Tauern danach benannt wurde, wird sich die Namensgebung wohl dem Volkswillen anpassen müssen. Zu einer Schifahrt gehörte einstens auch ein Gipfel, und so krönte man die Fahrt ins Zehnerkar, indem man vom Kammsattel noch einen zuckerhutförmigen Klapp, einen Ausläufer der Zehnerkar Spitze, bestieg und ihn *Gamsspitzel* (2345 m) benannte. Die Abfahrt durch das Zehnerkar gehört zu den beliebtesten von Obertauern, einmal wegen der, dank der Nordlage, günstigen Schneesverhältnisse und dann wegen der Vielfalt der Abfahrtsmöglichkeiten im unteren Teil.

Damit ist die engere, mehr oder minder erschlossene Bergwelt des Radstädter Tauern kurz aufgezeigt. Darüber hinaus ist für den bergerfahrenen Schiläufer noch so manches zu holen, wie etwa die *Kleine* und *Große Kesselspitze*, im Südosten der Gamsleitenspitze gelegen, mit prächtigen Karabfahrten. An dieser Stelle sei aber auch noch der einst so hoch angesehenen, vielleicht schönsten alpinen Fahrt unseres Gebietes gedacht, nämlich des Überganges zur Südwienener Hütte über den Wildsee. Was bedeutet aber heute der Gang auf schmaler Rampe zwischen dräuenden Wänden zur Linken und den tiefen Abbrüchen zur Felsalm zur Rechten, der einsame Kessel des Wildsees, der heikle Hang zur Scharte ob demselben und die Karquerung unter dem Pleißlingkeil, wenn auf der ganzen Strecke nur alpine Schönheit und keine einzige Abfahrt von Bedeutung geboten wird? Und um den Wildsee herum liegen auch die Einsamsten der Einsamen unserer Schiberge, die *Glöcknerin*, das *Südliche Teufelshorn* und die *Hintere Großwandspitze*, alles schneidige Firnfahrten durch einsame Kare.

Nach dieser touristisch-topographischen Vorstellung unseres Berglandes wollen wir nun wieder zur Geschichte zurückkehren. Wir sind nun in den dreißiger Jahren. Der

Obertauern

Die Wandlung einer einsamen Paßhöhe zu einem Wintersportzentrum

RUDOLF WISMEYER

Winter am Radstädter Tauern

Es ist so fünfzig Jahre her, da war der Radstädter Tauern noch eine einsame Paßhöhe im Salzburger Land, die zur Winterszeit in einen Dornröschenschlaf verfiel. Nur wenige beherbergten die zwei kleinen Gaststätten, die sich beiderseits der Paßhöhe, aber beträchtlich weit von ihr entfernt, befanden. Auf der Paßhöhe selbst lag einsam und tief im Schnee begraben nur ein kleiner Friedhof als einziger Zeuge menschlichen, wenn auch schon vergangenen Lebens. Wohl hatte der Schilaufer in Österreich schon siegreich seinen Einzug gehalten, wohl wußte man von traumhaft schönem Schneegelände hier oben, aber die Beschränktheit der Unterkünfte und der endlos lange Zugang ließen nur wenige Unentwegte in dieses Schiparadies eindringen.

Erst gegen Ende der zwanziger Jahre, als etwa der Arlberg und Kitzbühel schon Wintersportplätze von Weltruf waren, begann es sich auch am Radstädter Tauern langsam, ganz langsam, zu regen. Die bescheidenen Unterkünfte Wisenegg und Schaidberg wurden zu beachtlichen Gaststätten ausgebaut und am Paß selbst erstand — freilich in respektvoller Entfernung vom Friedhof — ein richtiges Hotel. Für die Touristen aber war von besonderer Bedeutung, daß die Sektion Austria des damaligen Deutschen und Österreichischen Alpenvereins den gescheiterten Aufbau eines Hotels in dem vom Paß etwa eine halbe Gehstunde entfernten Seekar benützte, um die Bauruine zu einem stattlichen Schutzhaus auszubauen. Damit waren nun die Grundlagen für ein nach heutigen Begriffen bescheidenes Wintersportleben gegeben.

Nun wollen wir uns zunächst einmal mit der winterlichen Bergwelt des Radstädter Tauern vertraut machen. Vorerst sei auf eine geographische Merkwürdigkeit der Paßhöhe hingewiesen. Obwohl der Straßenzug Radstadt—Mauterndorf in seiner Gesamtheit — wie die überwiegende Zahl der Paßstraßen in Österreich und in der Schweiz — in der Nord-Süd-Richtung verläuft, zieht die eigentliche Paßsenke in reiner West-Ost-Richtung. Dabei ist das Landschaftsbild nordwärts und südwärts der Senke grundverschieden. Die Berge im Norden des Passes bilden einen gewaltigen Bogen, der sich vom Seekareck bis zur Gamskarlspitze hinzieht. Dieser Bergkranz umschließt ein verhältnismäßig sanftes, hügeliges Gelände, ein ideales Schigebiet für schwächere Läufer. Die Berge selbst weisen natürlich steilere Hänge auf. Die Landschaft im Süden des Passes ist gänzlich anders geartet. In steilen Fluchten und Wänden türmen sich hier die Berge unmittelbar über dem Paß auf und ergeben ein Bild drückender Größe. Der flüchtige Beschauer ahnt wohl kaum, daß gerade in diesem Gelände tief eingeschnittene Kare hervorragende Abfahrten ermöglichen. Beginnen wir nun, uns mit den Bergen selbst näher zu befassen, zunächst mit der Bergrunde im Norden des Passes von West nach Ost.

Gleich der erste von ihnen, das *Seekareck* (2217 m), ist ein vollendeter Schiberg. Seine Ostflanke gewährt eine hindernislose Fahrt bis in das Becken des Grünwaldsees und, den Grünwaldkopf umfahrend, bis zur Paßstraße. Ein ausgeprägter Kamm, „Hoher Grat“

genannt, führt vom Seekareck zur *Seekarspitze* (2350 m), ein kühnes Horn, das weithin seine Umgebung beherrscht. Dieser Berg war bis zum Einsetzen des Liftrummels das beliebteste Fahrtenziel für den alpinen Schiläufer. Alpin und abwechslungsreich ist auch die Abfahrt. Der Kamm zieht weiter gegen Osten und schärft sich schließlich gratartig zur doppelgipfeligen Schneide der *Wurmwand* (2195 m) zu. Im Sommer eine reizvolle Kletterfahrt, stellt die Begehung des im Winter arg verwächten Berges eine hochalpine Fahrt dar und kommt für den Schiläufer nicht in Frage. In seinem Verlauf nach Osten verbreitet sich dann der Kamm zu einer Art Hochfläche, der zwei kleine Gipfel aufgesetzt sind, der *Hundskogel* (2238 m) und der *Roßkogel* (2254 m). Beide sind zwei harmlose Schimugel, die aber eine sehr schöne Abfahrt zum Hundsfeld besitzen. Der Kamm, der ab Hundskogel nun nach Süden verläuft, wird nun wieder ausgeprägter und führt zur *Plattenspitze* (2293 m). Ihre Normalabfahrt deckt sich zum größten Teil mit jener vom Hundskogel. Man kann aber auch, den Kamm weiter verfolgend, zur Plattenscharte und dann durch das Plattenkar abfahren. Aus der Plattenscharte zieht nun ein scharfer Grat südwärts zum Höchstpunkt unserer nördlichen Bergrunde, der *Gamskarlspitze* (2411 m), die die Paßhöhe im Osten beherrscht. Sie bietet keine Schifahrt, ist aber eine eindrucksvolle alpine Tour, die bei guten Verhältnissen keine sonderlichen Schwierigkeiten aufweist. Man gewinnt den Gipfel über den Nordgrat mit zeitweisem Ausweichen in die Ostflanke.

Das Gebiet südlich des Passes wird von einem gewaltigen Berg beherrscht, der *Gamsleitenspitze* (2357 m). Ihre Besteigung galt vor Errichtung der Lifthanlage als zünftige Fahrt. Man rückte ihr freilich nicht über die sehr steile Nordflanke, die Gamsleiten, zu Leibe, obwohl diese bei günstigen Verhältnissen in der Abfahrt gemeistert wird. Man überlistet sie über ein in ihrer Ostflanke tief eingeschnittenes Kar, das im Mittelteil eine beträchtliche Steilheit aufweist. Auch in der Westflanke der Gamsleitenspitze zieht ein Kar hoch und vermittelt einen Durchstieg durch den Felsgürtel bis auf die Kammhöhe, die in einem Sattel am Westfuß der Gamsleitenspitze erreicht wird. Man hat das Kar *Zehnerkar* benannt, obwohl das wirkliche Zehnerkar auf der Südseite des Kammes liegt. Aber da der Name Zehnerkar heute schon einen so hervorragenden Klang bei den Schiläufern hat und die einzige Seilbahn des Radstädter Tauern danach benannt wurde, wird sich die Namensgebung wohl dem Volkswillen anpassen müssen. Zu einer Schifahrt gehörte einstens auch ein Gipfel, und so krönte man die Fahrt ins Zehnerkar, indem man vom Kammsattel noch einen zuckerhutförmigen Klappf, einen Ausläufer der Zehnerkar Spitze, bestieg und ihn *Gamsspitzel* (2345 m) benannte. Die Abfahrt durch das Zehnerkar gehört zu den beliebtesten von Obertauern, einmal wegen der, dank der Nordlage, günstigen Schneeverhältnisse und dann wegen der Vielfalt der Abfahrtsmöglichkeiten im unteren Teil.

Damit ist die engere, mehr oder minder erschlossene Bergwelt des Radstädter Tauern kurz aufgezeigt. Darüber hinaus ist für den bergerfahrenen Schiläufer noch so manches zu holen, wie etwa die *Kleine* und *Große Kesselspitze*, im Südosten der Gamsleitenspitze gelegen, mit prächtigen Karabfahrten. An dieser Stelle sei aber auch noch der einst so hoch angesehenen, vielleicht schönsten alpinen Fahrt unseres Gebietes gedacht, nämlich des Überganges zur Südwienener Hütte über den Wildsee. Was bedeutet aber heute der Gang auf schmaler Rampe zwischen dräuenden Wänden zur Linken und den tiefen Abbrüchen zur Felsalm zur Rechten, der einsame Kessel des Wildsees, der heikle Hang zur Scharte ob demselben und die Karquerung unter dem Pleißlingkeil, wenn auf der ganzen Strecke nur alpine Schönheit und keine einzige Abfahrt von Bedeutung geboten wird? Und um den Wildsee herum liegen auch die Einsamsten der Einsamen unserer Schiberge, die *Glöcknerin*, das *Südliche Teufelshorn* und die *Hintere Großwandspitze*, alles schneidige Firnfahrten durch einsame Kare.

Nach dieser touristisch-topographischen Vorstellung unseres Berglandes wollen wir nun wieder zur Geschichte zurückkehren. Wir sind nun in den dreißiger Jahren. Der

Ruf des Radstädter Tauern als Wintersportplatz festigt sich. Es erstehen neue Gaststätten, darunter zwei von alpinen Vereinen. Die kleine, aber rührige Sektion Wienerland erbaut ihre Wienerlandhütte, hat dabei ihre finanziellen Kräfte überschätzt und muß sie wenige Jahre später an den Alpenverein Prag verkaufen, der sie in Bohemiahütte umbenennt. Auch das neue Haus der damaligen Sektion Österreichischer Touristenklub erhält einen lateinischen Namen, Vindobonahaus. Die Postverwaltung trägt ihr Schärfflein zur Erschließung mit Raupenschleppern bei, die im Liniendienst von Mauterndorf bis Radstadt auf ihren etwas klapprigen Gefährten je sieben Personen auf die Paßhöhe emporschaukeln. Mehr ist aus dieser Zeit nicht zu vermelden, denn der wirtschaftliche Himmel ist schon drohend bewölkt, und das politische Barometer zeigt auf Sturm. Und er folgt! Wirtschaftskrise, Bürgerkrieg, dann Weltkrieg und eine zunächst trostlose Nachkriegszeit sind kein Boden für eine gedeihliche Weiterentwicklung.

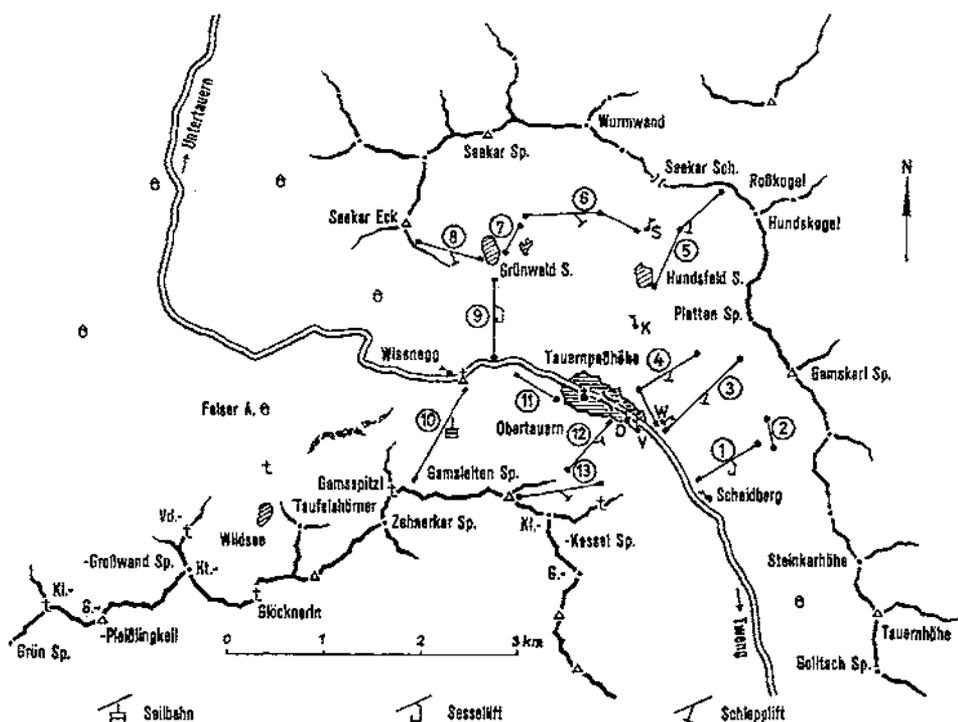
Aber auch schlechte Zeiten sind begrenzt, einmal scheint doch wieder die Sonne. Am Radstädter Tauern kam sie anfangs noch recht zögernd durch. Das heutige Obertauern, das etwa das Siedlungsgebiet von Wisenegg bis Schaidberg umfaßt, war Anfang der fünfziger Jahre bloß eine Streusiedlung. Als deren Mittelpunkt kam naturgegeben nur die Paßhöhe in Frage. Aber gerade auf ihr lastete ein Bann, der Denkmalschutz des Tauernfriedhofs. Er ging so weit, daß kein Gebäude errichtet werden durfte, das vom Friedhof aus gesehen werden konnte. Eine harte Nuß für die Entwicklung einer Ortschaft. Der Kampf um die Beseitigung oder Milderung des Verbotes dauerte Jahre, und schließlich fiel die Sperre. Zurückblickend kann man heute sagen, daß der Denkmalschutz in seiner krassen Schärfe auf die Dauer nicht zu halten war, ein respektvolleres Fernhalten der Neubauten vom Friedhof aber doch möglich gewesen wäre.

Die Freigabe der Paßhöhe löste eine Lawine des Bauens aus. Waren andere Wintersportplätze in Jahrzehnten herangereift, Obertauern schoß als verdichtete Siedlung in wenigen Jahren förmlich aus dem Boden. Sie gehört in ihrem Westteil zum Pongau, im Osten zum Lungau, aber es wurde weder ein trauliches Dorf des Pongaus noch ein lieblicher Weiler des Lungaus, sondern eine Hotelsiedlung, bestimmt, möglichst viele Fremde im Winter aufzunehmen. Und diese nehmen das Kunterbunt der Bauten gerne in Kauf, wenn sie nur ihr Plätzchen zur Winterszeit gesichert wissen.

Aber nicht nur der Ort, auch das Volk der Schiläufer hatte sich gründlich gewandelt. Wo sind die Braven geblieben, die noch vor 20 Jahren mit ihren Fellen an den Schiern, den Rucksack auf dem Buckel am Morgen loszogen, sich in oft harter Spurarbeit den Gipfel erkämpften und denen dann als Lohn für getane Mühe eine schöne, manchmal auch weniger schöne Abfahrt zuteil wurde? Das zählte nicht so sehr, das Ziel war der mehr oder minder mühsam erkämpfte Berg und seine Umwelt, die sich ihnen im langsamen Berganstieg erschloß. Auch im begeistertsten Schiläufer lebte damals noch ein gewisses Gefühl für den Berg. Hier hat sich nun ein grundlegender Wandel vollzogen. Das Ziel liegt nicht mehr im mühevoll erkämpften Gipfel, sondern in der möglichst stilvoll gemeisterten Abfahrt. Den Anstoß zu dieser Sinnesänderung gaben die mechanischen Steighilfen, angefangen vom Schlepplift bis zur Seilbahn. War es früher nur selten möglich, eine Abfahrt zu wiederholen, so war dies jetzt ein leichtes. Damit stiegen auch gewaltig die Fahrkunst und die Lust zu neuer Abfahrt. Und das alles konnte man ohne die Mühe des Anstieges genießen. Man kann verstehen, daß sich diese Art des Schilaufs in Kürze die Massen eroberte und das Schibergsteigen sich heute immer mehr in die Gletscherregionen verlagert.

Auch Obertauern machte diesen Umsturz im Schilauf mit. Im Gleichlauf mit der Bautätigkeit überzog sich das Bergland von Obertauern immer mehr mit Schiliften. Nach den ersten bescheidenen Versuchen, die bis 1949 zurückreichen, erstand 1953 als erste große Liftanlage der Sessellift auf den Grünwaldkopf. Nach einer Pause folgte dann ab etwa 1960 Anlage auf Anlage, an der Spitze eine Seilbahn ins Zehnerkar. Noch waren die verschiedenen Lifte, die ohne Generalplan erbaut worden waren, ein Stück-

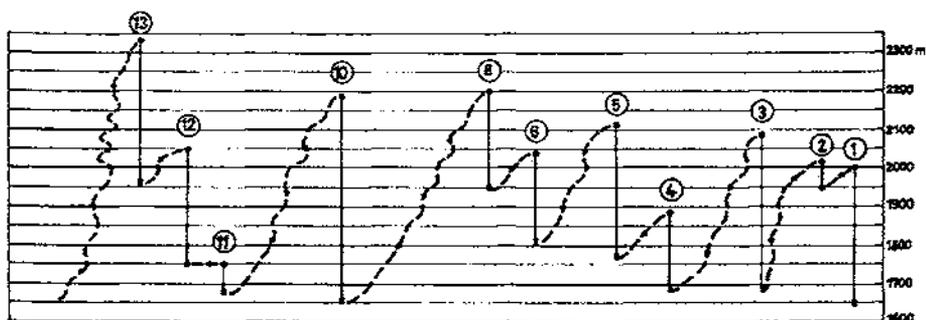
werk, bis endlich die besonders ergiebige Bausaison 1969 gleich vier neue Liftanlagen brachte, die das ganze Liftnetz von Obertauern — mehr aus Zufall, denn aus Planung — in ein wohlgeordnetes System brachten. Dieses wird mit einem nicht sehr glücklichen Wort heute allgemein als Schizirkus bezeichnet.



Das Bergland von Obertauern mit den Liften der Rundfahrt um Obertauern

Art	Bezeichnung	Höhenmeter	Art	Bezeichnung	Höhenmeter	Art	Bezeichnung	Höhenmeter			
1	DSL	Schaidberglift	350	6	S	Seekarspitzlift	225	11	S	Kirchbühellift	75
2	S	Gamskarmuldenlift	70	7	S	Grünwaldseelift	150	12	S	Gamsleitnlift I	295
3	S	Plattenkarlift	400	8	S	Seekarecklift	250	13	S	Gamsleitnlift II	375
4	S	Petersbühellift	200	9	SL	Grünwaldkopflift	300				
5	S	Hundskogellift	345	10	SB	Zehnerkarseilbahn	535				

SB = Seilbahn SL = Sessellift
S = Schlepplift



Höhenprofil der Rundfahrt

Ich möchte nun nicht mit einer Aufzählung der Liftanlagen kommen, sondern aufzeigen, welche neuen Möglichkeiten durch sie für den Schiläufer geschaffen wurden. Wir wollen uns dabei nur mit Großanlagen befassen, die bis in die Hochregion über 2000 Meter führen.

Zehmerkarseilbahn. Bergstation 2200 Meter. Sie hat aus der einstigen Halbtagsfahrt eine Halbstundenfahrt gemacht, sofern der Andrang bei der Talstation dies zuläßt. Im unteren Teil der Abfahrt stehen nun eine Reihe von Varianten offen, angefangen von der übersteilen Zehnerinne über den steilen Fünferhang und die Fünferinne bis zur Standardabfahrt und zahmen Familienabfahrt. Daß nur mehr ganz wenige das Gamsspitzel aufsuchen, versteht sich, denn wer fühlt schon das Verlangen, eine Seilbahnfahrt mit einem Gipfelsieg zu krönen.

Grünwaldkopf-Sessellift mit Seekareck-Schlepplift: Bergstation 2210 Meter. Der Grünwaldkopflift, die älteste noch bestehende Liftanlage, wurde durch den Seekarecklift gewaltig aufgewertet, denn nun steht die doppelte Abfahrts höhe zur Verfügung. Aber das Seekareck hat auch noch eine große Zukunft, denn es besitzt in seiner Westabfahrt über die Bärwurzkarm zum Gnadenfall, mit einer Abfahrts höhe von etwa 900 Metern, die am Radstädter Tauern so schmerzlich vermißte Großabfahrt, die ihrer Erschließung harrt.

Hundskogelschlepplift: Bergstation 2115 Meter. Einer der neuesten Lifte, bei dem ob seiner Steilheit sogar Anfängern von der Auffahrt abgeraten wird. In Wirklichkeit ist alles halb so schlimm. Die Abfahrt zum Hundsfeld ist prächtig, so prächtig, daß es kaum einer über das Herz bringt, auf den Hundskogel, Roßkogel oder die Plattenspitze zu steigen, deren Besteigung nun durch die Liftanlage so erleichtert wäre.

Plattenkarschlepplift: Bergstation 2100 Meter. Stieg man einstens ins Plattenkar, dann nahm man zumindest die Plattenspitze, wenn nicht gar die Gamskarls spitze, mit. Den oberen, etwas ruppigen Teil der Abfahrt nahm man gerne in Kauf, kamen dann doch die Rosinen, die herrlichen Hänge zur Paßsenke. Unsere heutigen Läufer begnügen sich mit den Rosinen.

Schaidbergdoppelsessellift und Schlepplift: Bergstation 2000 Meter. Ein neuer Lift, noch dazu einer mit Doppelsesseln, der völlig aus der Reihe tanzt, denn er erschließt ein Gebiet am Fuß der Gamskarls spitze, das mit einem Steilwald nach unten abbricht. Hier eine anziehende Abfahrts piste anzulegen wird nicht leichtfallen. Begrüßenswert ist jedenfalls der Versuch, Neuland aufzuschließen.

Gamsleitenschlepplift I und II: Bergstation 2335 Meter. Diese beiden Lifte sind jedenfalls die kühnsten Anlagen am Radstädter Tauern. Besonders der obere Lift dringt schon in hochalpine Regionen vor und hat den früher so wenig beachteten Gipfel zum begehrten Ziel für Steilhangliebhaber gemacht, denen mehr als 600 Höhenmeter Abfahrt winken.

Von den übrigen Liftanlagen kommt nur noch den beiden Schleppliften auf den Grünwaldsattel (Seekarspitz- und Grünwaldseelift) größere Bedeutung zu, da sie die Kette der Anlagen rund um Obertauern schließen. Alle anderen Lifte sind hauptsächlich für den Lehrbetrieb bestimmt, wobei der Petersbühellift wegen seiner Länge von 1200 Metern und der Kirchbühellift als Zubringerlift zur Paßhöhe Bedeutung haben.

Es liegt mir ferne, gegen Pisten und Lifte zu wettern. Diese Art des Schilaufs entspricht eben dem heutigen Zeitgeist. Und wer die einstens doch etwas verkrampte Fahrweise kannte, den erfüllt auch das rhythmische, elegante Schwingen von heute mit Freude. Weniger erfreulich ist es, wenn man hört, daß ein Läufer die gleiche Piste nun schon zwanzigmal oder mehr durchrast hat. Zeigt dies nicht von einer gewissen Geistlosigkeit? Ich glaube, man kann es doch auch als Pistenfahrer etwas anders gestalten. Ich möchte Sie daher abschließend zu einer Pistenrundfahrt rund um Obertauern einladen. Wir werden in etwa zwei bis drei Stunden mehr als 3000 Höhenmeter

abfahren, keine Piste wiederholen, das gesamte erschlossene Schigebiet dabei kennenlernen und immer nur wenige Minuten Langlauf einschalten müssen. Diese Rundfahrt ist erst seit Weihnachten 1969 nach Aufnahme des Betriebes der neuesten Liftanlagen möglich. Wir fahren zunächst mit dem

Schaidbergdoppelsessellift hoch. Von ihm kurze Abfahrt zur Talstation des

Gamskarmuldenliftes. Vom oberen Ende Querfahrt in Richtung Trasse des Plattenkarliftes. Bevor wir diese erreichen, *links* ab zur Talstation des

Plattenkarliftes. An ihm hoch. Nun diesmal *rechts* von der Lifttrasse wieder zur Talstation und wenige Schritte zur Talstation des

Petersbühelliftes. Wieder hoch. Von oben in sanfter Schußfahrt bis zur Talstation des

Hundskogelliftes. An ihm hoch. Nun etwa $\frac{2}{3}$ auf der Normalabfahrt, dann aber *nicht* zur Talstation (!), sondern rechts abzweigend Richtung Seekarhaus. Jetzt wenige Minuten Langlauf, einige Meter hoch und schon geht es wieder am

Seekarspitzlift empor zum Grünwaldsattel. Einige Meter Steigung und ab zum Grünwaldsee. Wenige Schritte, und wir stehen an der Talstation des

Seekareckliftes. Von seiner Bergstation Abfahrt über den Grünwaldsee bis zur Straße. (Wer die kleine Gegensteigung zum Grünwaldkopf in Kauf nimmt, wird mit der Steilabfahrt von ihm belohnt.) Die Straße querend, stehen wir vor der Talstation der

Zehnerkarseilbahn. Neuerlich hoch. Ab durch das Zehnerkar. Wir könnten nun auf der Familienabfahrt bis zum Gamsleitenlift fahren. Wir verbleiben aber auf einer der Steiltrassen, die alle am Kirchbühelhang auslaufen. Am

Kirchbühellift hoch. Nach etwa fünf Minuten Langlauf sind wir bei der Talstation des *Gamsleitenliftes I*, an ihm hoch, kurze Abfahrt zur Talstation des

Gamsleitenliftes II, der uns zum Höchstpunkt der Rundfahrt, etwa 2335 Meter, bringt. Es folgt nun eine rassige Abfahrt mit 600 Meter Höhenunterschied bis Obertauern. Wenige Minuten Abfahrt zur Talstation des Schaidbergliftes würden nun noch genügen, um unsere Rundfahrt faktisch zu schließen.

Findige werden vielleicht noch andere Kombinationen ausklügeln, man wird vielleicht die Rundfahrt auch einmal in umgekehrter Richtung versuchen, kurz, es soll damit wieder ein wenig der einstige Wandergeist erweckt werden, ohne dabei auf die geliebte Piste verzichten zu müssen. Eine ähnliche Absicht verfolgt ja auch die Anlage von Langlaufloipen, von denen im Bereich von Obertauern schon über 20 Kilometer ausgelegt wurden. Und vielleicht wird dann doch einmal die Zeit kommen, in der man die einsame Spur in unberührtem Schnee wieder schätzen lernt und man die herrlichen Kare um den Wildsee und an den Kesselspitzen wieder öfters aufsuchen wird.

Dem Bewunderer von winterlichen Naturschönheiten sei noch eine Fußtour zum Johannesfall unterhalb der Felseralm empfohlen, wo der Taurachbach in der Kälteperiode wundervolle Stalagmiten aufbaut, die mit den von oben herabhängenden Stalaktiten zu meterhohen Eisgebilden verwachsen. Zwischen diesen Eiskaskaden schießt dann im Frühjahr das Schmelzwasser hervor und zerstört leider nur zu rasch das Kunstwerk des Winters.

Sommer am Radstädter Tauern

Wenn man von Sommer spricht, dann werden die Mienen der braven Wirtsleute von Obertauern sauer, sofern sie nicht überhaupt über den Sommer sperren. Wohl wälzt sich stets ein endloser Heerwurm von Kraftwagen nach oder vom Süden über die Paßhöhe, durch den den Wirten am Paß einwenig Geld in ihre Taschen fließt. Aber es locken das Meer und die Seen und der sonnige Süden, und niemand verweilt für länger.

Hat denn der Radstädter Tauern im Sommer gar nichts zu bieten? Gewiß nichts jenen, die sich nur in südlicher Sonne am Meeresstrand wohl fühlen, denn hier oben

weht manchmal ein kühleres Lüftchen. Auch den Bergsteiger strengerer Richtung, der Gletscher und wilden Fels sucht, wird das Land am Tauern nicht befriedigen. Voll auf seine Rechnung kann aber der Bergwanderer kommen. Ihn erwarten wir auf diesen Bergen und Matten, kreuzt doch auch der wohl schönste Höhenweg der Ostalpen, der Tauernhöhenweg, unseren Paß.

Das Bergland um den Radstädter Tauern zeigt alle Reize, die die Niederen Tauern auszeichnen; Matten, die im frühen Sommer zur Blütezeit der Alpenrosen rot aufleuchten und im Herbst in violetterm Braun verblühen, stille, verborgene Seen und Berge, auf deren Kämmen wir stundenlang hoch über den Tälern wandern können.

Bleiben wir einmal bei den Seen. Da liegt am Fuß der Seekarspitze in einem Kessel ein halbes Dutzend Seen, in denen sich das wilde Horn dieses Berges spiegelt. Zum Hundsfeldsee schauen die Berge südlich der Paßhöhe herab, und der einsame Wildsee ober der Felsalm ist von einem Kranz weißer Kalkberge umsäumt.

Das lohnendste Ziel in der Bergrunde von Obertauern ist zweifellos die *Seekarspitze* (2350 m), von deren Gipfel man weit ins Land schauen kann, vom Dachstein bis zum Glockner. Für den Aufstieg ergeben sich allerhand Möglichkeiten: Die Geruhsamen werden die gebahnten Wege vom Seekarhaus über die Ostflanke oder vom Grünwaldsee über den Westhang wählen. Den Unternehmungslustigen sei der schmale Südgrat oder die Kammwanderung vom Seekareck über den Hohen Grat als Zugang empfohlen, wobei wir uns durch die Benützung des Grünwaldkoppliftes etwa 300 Höhenmeter Aufstieg ersparen können.

Ein ebenbürtiger Rivale der Seekarspitze ist die *Gamskarlspitze* (2411 m), die zur schönen Aussicht auch noch einen packenden Tiefblick zur Paßhöhe gewährt. Der Normalweg führt aus der Scharte zur Plattenspitze über den Nordgrat in leichter Kletterei hoch. Diese Scharte kann sowohl vom Seekarhaus her mit Überschreitung der Plattenspitze oder vom Paß über das Plattenkar gewonnen werden. Trittsichere, bergerfahrene Geher können den Berg aber auch über den Südost- oder Südwestgrat ersteigen.

Bescheidenen Freunden des Kletterns ist eine Überschreitung der *Wurmwand* (2199 m) zu empfehlen. Sie werden besonders an der gutgriffigen schmalen Schneide des Westgrates sicher Gefallen finden.

Unternehmen wir Fahrten auf der Südseite des Passes, so werden wir es nicht verschmähen, uns mit der Seilbahn bequem auf eine Höhe von 2200 Meter emportragen zu lassen. Von der Bergstation der Seilbahn ist der Gipfel der *Gamsleitenspitze* (2357 m) über den stellenweise schmalen Westgrat erreichbar, der den schönsten Tiefblick auf die Paßsiedlung vermittelt. Nahe unter der Spitze befindet sich die im Sommer recht verlassen wirkende Bergstation des Schleifliftes. Wir können an ihr vorbei, eine Scharte überschreitend, die Gratwanderung über die Kleine Kesselspitze bis zur *Großen Kesselspitze* (2358 m) fortsetzen, die dank ihrer freistehenden, nach Süden vorgeschobenen Lage eine hervorragende Aussicht bietet.

Wenden wir uns von der Bergstation nach Westen, so gelangen wir in das schönste und wildeste Gebiet, das der Raum des Radstädter Tauern zu bieten hat, in das Land der bleichen Kalkfelsen, die im *Großen Pleißlingkeil* (2501 m), dem Höchstopunkt des ganzen Gebietes, gipfeln und durch drei Wege erschlossen sind, die alle als Übergänge zur Südwienener Hütte ein Teilstück des bekannten Tauernhöhenweges bilden. Der unterste, der Hirschwandsteig, ist der zahmste und bequemste, denn er führt beim Wisenegg, von der Paßstraße abzweigend, fast in der Schichtenlinie dahin, wobei sich der Tiefblick auf den nach Westen absinkenden Talboden stets steigert. Viel eindrucksvoller ist der etwa 300 Meter höher parallel verlaufende Steig, der unmittelbar am Fuße der Wände hin- führt und den einsamen Wildsee berührt. Er ist identisch mit der einst so bekannten Winterfahrt über die Rampe zur Südwienener Hütte. Hoch über beiden Wegen führt kühn, alle Gipfel überschreitend, der dritte Pfad. Er leitet von der Bergstation der Seilbahn zunächst zur Zehnerkarlspitze (2381 m), weicht dann wegen eines Abbruches etwas

nach Süden aus, um dann über die Glöcknerin (2432 m), Hintere Großwandspitze (2436 m) auf den Höchstpunkt, den Großen Pleißlingkeil (2501 m), und von ihm durch das Pleißlingkar zur Südwiener Hütte zu leiten. In den schroffen Kalkwänden dieses Gebietes bieten sich Kletterfreudigen auch einige beachtliche Durchstiege an.

Südlich, aber schon etwas außerhalb des Paßlandes, liegt der höchste Berg, der vom Radstädter Tauern aus unmittelbar erreicht werden kann, das *Gurpitscheck* (2528 m). Der besondere Reiz seiner Landschaft sind zwei nördlich von ihm gelegene Bergseen.

Möge der im Winter so beliebte Radstädter Tauern auch im Sommer mehr Freunde gewinnen, wozu sicher auch ein eben fertiggestelltes Hallenbad beitragen kann. Dieses Hallenbad wird auch im Winter eine weitere erwünschte Vervollkommnung dieses Wintersportplatzes bedeuten.



Radstadt

Die Wintererschließung des Radstädter Tauern

WERNER TOTH-SONNS

Prä-ski-historisches

Das lebendige Zeugnis für das Bestehen eines Saumweges über den Radstädter Tauern schon während der Besiedlung der angrenzenden Bergtäler durch die keltischen Noriker und Taurischer ist wohl die über zweieinhalb Jahrtausende hin überlieferte keltische Ortsbezeichnung „Tauern“, worunter ganz allgemein jeder Gebirgsübergang verstanden wurde. Erst in viel späterer Zeit erscheint dieses Wort auch als Benennung jener Gebirgszüge, in deren Bereich alle heute als „Tauern“ bekannten Bergpässe liegen. Diese Gebirgsgruppen heißen allerdings jeweils „die Tauern“, während der einzelne Paß „der Tauern“ genannt wird — eine sehr wesentliche, zuweilen übersehene Unterscheidung!

Nach der Eroberung Norikums durch die Römer bauten diese um 15 v. Chr. den Saumweg über den Tauern zu einer 2,5 Meter breiten Straße aus, die ihrer strategischen Bedeutung wegen in der Zeit von 193 bis 211 n. Chr. unter Kaiser Septimus Severus noch wesentlich verbessert wurde. Etliche entlang des Straßenzuges aufgefundene römische Meilensteine tragen den Namen dieses Imperators und die Jahreszahlen der Bauzeit. Die Bezeichnung „Tauern“ wurde von der römischen Besatzung, die ihre Poststation am Paß „in alpe“ nannte, nicht gebraucht, konnte aber von den Resten der keltischen Bevölkerung, die Römerschaft und Völkerwanderung überdauert hatten, noch den im 6. und 7. Jahrhundert im Lungau siedelnden Slawen und von diesen wieder den vom 8. Jahrhundert an in den Tälern beiderseits des Tauern endgültig sesshaft gewordenen Bajuwaren überliefert werden. Seither bildet der Begriff „Tauern“ ein wichtiges Lehnwort im alpinen Sprachgebrauch.

Die Römerstraße über den Radstädter Tauern hatte noch während der Völkerwanderung als vielbenützte Heerstraße gedient, die auch späterhin immer wieder ein gewaltiges Vordringen über den Alpenhauptkamm hinweg erleichtern konnte. Da die Slawen, die ihren Herrschaftsbereich bis in die Lungauer Täler ausgedehnt hatten, sich von den schon im Ennstal kolonisierenden Bajuwaren bedroht sahen, zerstörten sie in wichtigen Abschnitten den befahrbaren Straßenübergang, der hernach wieder ganz zu einem kaum benützten Saumweg verfiel. Erst als nach dem Niedergang des slawischen Großreiches die Bajuwaren auch in den südlichen Alpenraum vordringen und dort ihren Besitz festigen konnten, erlangte der Tauernübergang neuerdings große Bedeutung als Verkehrsweg. Spärliche Geschichtszeugnisse erwähnen im Jahr 1002 eine Zollstätte in Wisenegg, im Jahr 1074 in einer Schenkungsurkunde ein „Flumen Taurach“, im Jahre 1095 die Gefangennahme des geächteten und flüchtigen Erzbischofs Tiemo durch den Lungauer Grafen Ulrich und im Jahr 1198 den Bestand eines Hospitals im Paßbereich.

Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts beschränkte sich allerdings hier der Warenverkehr — nordwärts beförderte man steirischen und italienischen Wein, südwärts Salz — auf Pferdetraglasten von je 150 Kilogramm. Erst das immer stärkere Transportaufkommen durch den mit der Entdeckung Amerikas verbundenen Wirtschaftsaufschwung erforderte den Ausbau des Weges zu einem wenigstens für primitiven Wagenverkehr tauglichen Zustand. Unter der Regierung des Salzburger Erzbischofs Leonhard von Keutschach

wurde dieser erste neuzeitliche Straßenbau über den Tauern in Angriff genommen und 1519 fertiggestellt. Nun konnte die Straße von hintereinander in der „Anzen“ (Gabeldeichsel) gehenden Pferden samt Wagen befahren werden. Im Bauernkrieg des Jahres 1526 rückten auf der Tauernstraße die kaiserlichen Truppen vom Lungau herauf gegen Radstadt vor, das von den Bauern eingenommen und besetzt worden war. Überdies hatten sie sich auf der Tauernhöhe verschanzt, wo sie dem Hauptmann Tannhausen ein schweres Gefecht lieferten, in dem er 200 Mann verlor. Nach dem Eintreffen von Verstärkung auf seiten der Kaiserlichen gelang es diesen, den Durchzug nach Radstadt zu erzwingen und den Aufruhr niederzuschlagen.

Auch die erneuerte Tauernstraße genügte dem Verkehrsaufkommen nur während zweier Jahrhunderte, und nachdem man lange Zeit versucht hatte, den Unzulänglichkeiten mit streckenweisen Verbesserungen abzuhelfen, entschloß man sich am erzbischöflichen Hof zu Salzburg, eine ganz neue „Kunststraße“ anzulegen. Bei diesem von 1749 bis 1753 durchgeführten Bau folgte man nicht mehr durchwegs dem Zug der Römerstraße, die südwärts des Dorfes Untertauern in zwei weiten Kehren zum östlichen Steilgehänge über der Taurachschlucht anstieg und erst wieder weit über dem Gnadenfall, nach der sogenannten „Hohlwand“, den heutigen Straßenverlauf vorzeichnete. Die neue Straße wurde vielmehr in das Felsgehänge der Taurachschlucht gesprengt und weiter bergwärts der steilen Talsohle und den Hängen östlich der Gnadenalm abgewonnen, auf denen der Anschluß an den oberen Abschnitt der alten Straße gefunden wurde.

Ansiedlungen entlang des Tauernüberganges entstanden zum Teil schon zur Zeit der „Säumerei“ (Saumwegverkehr). Das alte Posthaus in Untertauern, der über einer römischen Raststelle erbauten nördlichen Pferdewechselstation, trägt am Torbogen die Jahreszahl 1462. Um 1500 gab es am Tauern den ersten Wirt, Sigmund Grünwald zu Wiseneck, und 1515 wurde dort die erste Kirche samt Friedhof geweiht. 1557 zog im Tauernwirthshaus der aus Tirol stammende Wolfgang Wisenecker ein, dessen Nachfahren diese Poststation und später auch das Schaidberggasthaus auf der Lungauer Paßseite bis 1818 innehatten. Der Grabstein für den Wolfgang Wisenecker ist noch heute in der Kapelle am Tauernfriedhof zu sehen. In dieser Zeit und in den nächsten 150 Jahren gab es sonst nur wenige Namen über den Gräbern, die damals zumeist unbekannte Verunglückte bargen, die man im Frühjahr in Schneewehen und unter Lawinenresten entlang der Paßstraße aufgefunden hatte. 1620 wurde das Tauernkirchlein erneuert und 1721 der erste Vikar bestellt, dem die Brüder Wisenecker auf eigene Kosten das Vikarhaus erbauten. Von da an bis 1875, dem Jahr der Aufhebung des Benefiziats, sind in den dortigen Kirchenbüchern 97 Begrabene, davon 14 Verunglückte, verzeichnet, nicht mitgezählt viele weitere „namenlose“ Opfer der winterlichen Naturgewalten.

Angesichts solch hoher Lebensgefahr, die für die Fuhrleute mit winterlichen Fahrten über den Tauern verbunden war, wurden in dieser Jahreszeit immer Züge von 20 bis 50 Fuhrwerken zusammengestellt, damit im Notfall genug Leute einander beistehen und gegenseitige Vorspanndienste auf der tiefverschneiten Straße geleistet werden konnten. Damit war für den einzelnen Fuhrmann freilich nur die Gefahr gebannt, samt seinen Rössern irgendwo hilflos im Schneesturm umzukommen. Bei Lawinengefahr jedoch, die auf der ganzen Strecke zwischen Untertauern und Tweng an vielen Stellen — zum Teil auf gut 100 Meter Länge — die Straße bedrohte, mußte überhaupt auf ihr Befahren verzichtet werden. Als um die letzte Jahrhundertwende — knapp 90 Jahre nach der Umwandlung des Erbisiums Salzburg in ein österreichisches Erzherzogtum — die Tauernstraße zu einer „k. u. k. (das hieß kaiserlich und königlichen) Poststraße“ ausgebaut wurde, brachte dies wohl manche Erleichterung für die Pferdegespanne mit sich, aber keineswegs eine Verringerung der Bedrohung der Reisenden durch Lawinenabgänge — einem hier stets gegenwärtigen Verkehrsproblem, das dem Radstädter Tauern bis weit hinein in seine wintersportliche Hochkonjunktur in unliebsamer Weise die Treue hielt.

Raumnutzung und Verkehrsprobleme

Wie fast in allen ostalpinen Wintersportgebieten ist auch am Radstädter Tauern die Entwicklung zum Schizentrum jahrzehntelang sehr zögernd und erst in den letzten 15 Jahren förmlich sprunghaft vor sich gegangen. Wesentlich behindert wurde hier die Erschließung durch den Umstand, daß zu Anfang des Jahrhunderts die Bahnlinien über den Schoberpaß und durch den Tauerntunnel (Gastein—Mallnitz) eröffnet wurden und dadurch der auf Pferdegespanne angewiesene Post- und sonstige Fuhrwerksverkehr über den Radstädter Tauern fast ganz zum Erliegen kam. Die Entwicklung des modernen Straßenreiseverkehrs hatte in jenen Jahren vor dem ersten Weltkrieg ja noch kaum begonnen, und da sich zwischen der nächstgelegenen Bahnstation Radstadt und der Paßhöhe 24 Kilometer einer nicht selten lawinengefährdeten Straße erstreckten, fanden in dieser Zeit nur wenige Schitouristen den Weg in das vorzügliche Gelände beiderseits der Tauernstraße. Deshalb bestand damals auch noch kein Anreiz zur Errichtung neuer Unterkünfte, und die Wintergäste des Tauerngebietes mußten immer noch mit dem alten Postgasthaus Wisenegg vorliebnehmen. Erst im Kriegswinter 1915/16 wurde ein größerer Kreis von Schiläufern durch die in Wisenegg — wo mittlerweile der alte Gasthof zu einem eher bescheidenen Hotel ausgebaut worden war — abgehaltenen Militärschikurse des österreichischen Heeres mit dem Gebiet bekannt. Das damit geweckte Interesse führte schließlich wenige Jahre nach dem Kriegsende zum ersten Schutzhüttenbau im Seekar nächst der Paßhöhe, wo ein ehemaliges Knappenhaus des aufgelassenen Silber- und Kupferbergbaues — auf dem Umwege über ein steckengebliebenes Hotelbauvorhaben — zum Bergsteigerheim umgestaltet wurde, das im Jahre 1925 ins Eigentum der Sektion Austria überging. Damit aber war der Unterkunftsbedarf wieder auf lange Zeit hinaus gedeckt, wenngleich mittlerweile der Postkraftwagenverkehr über den Tauern eingerichtet worden war, wo im Winter, wenn die Schneepflüge die Straße nicht mehr frei halten konnten, der Betrieb sogar auf Raupenfahrzeuge umgestellt wurde.

Während des zweiten Weltkrieges kamen dann außer den selten gewordenen Schiurlaubern wieder Teilnehmer von Heeresschikursen auf den Paß, und nach dem Kriege belebte sich hier der Schibetrieb ebensoschnell, wie auch die gesamte Wirtschaft zu einer normalen Gangart zurückfand. Die Einführung der mechanischen Aufstieghilfen kam für das weite Gelände zwischen Seekarspitze und Gamsleitenspitze gerade zur rechten Zeit, um einen sich progressiv vermehrenden Gästestrom anzulocken. Innerhalb zweier Jahrzehnte entstand hier eine stattliche Ansiedlung aus vier neuen Häusern der Bergsteigervereine, weiteren fünf privaten Touristenunterkünften, sechs Jugendheimen, 24 Gasthäusern und Pensionen und 15 Hotels für höchste Ansprüche. Diese Gaststätten mit etwa 2000 Betten und Touristenlagern und ein großes, neues Postamt bilden nun, zwischen Wisenegg und Schaidberg beiderseits der Paßstraße locker aufgereiht, die Ortschaft Obertauern. Wo es im breiten Gelände der Scheitelstrecke unmittelbar neben der Straße keine Baugründe mehr gab, begann schon eine zweite Häuserreihe am Nordfuß der Gamsleitenspitze zu entstehen, doch geriet man damit in lawinengefährdete Bereiche, was nach einem — glücklicherweise harmlosen — Lawinenschaden an einem eben erst bezogenen Gastbetrieb zu nunmehr größerer Vorsicht bei der Erteilung neuer Baugenehmigungen Anlaß gab. Hand in Hand mit der Errichtung der vielen Unterkünfte ging die mechanische Erschließung des Schigeländes beiderseits der Paßhöhe, in dem derzeit eine Gondelbahn, zwei Sessellifte und 16 Schlepplifte mit einem Gesamthöhenunterschied von rund 4000 Metern und einer Stundenkapazität für 15.000 Personen zur Benützung einladen.

Das ständige Anwachsen des Unterkunfts- und Liftangebotes hatte natürlich entscheidende Auswirkungen auf die Verkehrssituation. Vor allem mußte durch die Beseitigung der steilsten Gefällstrecken der Kraftwagendurchfluß beschleunigt werden. In dieser Hinsicht war ja seit dem Jahr 1917, in dem russische Kriegsgefangene die Strecke am

Kehrbüchel unterhalb Wisenegg umgelegt hatten, nichts mehr geschehen. Nun wurden zwischen 1952 und 1967 die gefährdeten Steilstücke im Bereich des Paßscheitels, die Steigungen von 28 Prozent aufwiesen, durch Umlegungen am Kirchbüchel und am Petersbüchel bis auf 9,5 Prozent und 8 Prozent Gefälle korrigiert. Im Zuge dieser Umbauten und etlicher gleichzeitiger Baumaßnahmen hatte man auch einer Parkraumnot weitblickend dadurch vorgebeugt, daß nicht nur entlang der neuen Fahrbahnen auf lange Strecken Abstellstreifen angelegt wurden, sondern auch die Baulinie so weit vom Straßenrand entfernt festgelegt wurde, daß nun fast jedes einzelne Haus über Parkplätze verfügt.

Das große Problem aber blieb bis in die letzten Jahre die Notwendigkeit, die Straßenstrecke zwischen Untertauern und Tweng, die nicht weniger als 32 Lawinenstriche kreuzt, jeweils bei akuter Gefahr für den gesamten Verkehr zu sperren. Die Errichtung der üblichen Rasten in 23 dieser Lawinenbahnen sicherte die Straße wohl gegen eine ständige Bedrohung, aber in Katastrophenlagen konnten diese Verbauungen hier ebensowenig ausreichen wie auch sonst überall über lawinenbedrohten Straßen oder Bahnlinien. Nach vieljährigen Beobachtungen hätte eine Straßensperre, wenn jegliches Risiko vermieden werden sollte, durchschnittlich an 40 Tagen in jedem Winter verfügt werden müssen, was in einem meist voll ausgelasteten Wintersportplatz dieser Größe zu völlig unerträglichen Verschiebungen der Abreise- und Ankunftsstermine führen mußte.

Da das dringende Anliegen des Fremdenverkehrsverbandes Obertauern, eine lawinensichere Straße zu bekommen, seitens der Baubehörden mangels verfügbarer Mittel immer wieder auf die lange Bank geschoben werden mußte, blieb der örtlichen Lawinenkommission nicht anderes übrig, als bei ihren Entscheidungen über Sperre oder Freigabe der Straße bis an die Grenze des Verantwortbaren zu gehen, um den Gästen nicht unzumutbare Reisebeschränkungen auferlegen zu müssen. Diese Vorgangsweise wurde jahrelang ohne Zwischenfall beibehalten, und erst die besonderen Schneesverhältnisse des Winters 1964/65 zeitigten zwei furchtbare Unglücksfälle mit insgesamt 17 Lawinentoten, welche Ereignisse absolut zwingend neue, wirksamere Schutzmaßnahmen forderten. Der im darauffolgenden Sommer unternommene Versuch, die berüchtigte „Weißlahn“ durch einen tiefen Auffanggraben im Lawinenanbruchgebiet unschädlich zu machen, wurde schon vom ersten größeren Schneefall des nächsten Winters ad absurdum geführt. Man mußte sich deshalb, wenn nicht das aufblühende Schizentrum Obertauern schwersten wirtschaftlichen Schaden erleiden sollte, zu aufwendigeren Schutzbauten im Bereich jener Lawinenstriche entschließen, in deren Bereich die Aufstellung von Warnposten im Gefahrenfall keinen Erfolg versprach.

In jahrelangen Beobachtungen hatte man ermittelt, wie lange ein Kraftwagen auf einer gefährdeten Stelle unterwegs war (Durchfahrzeit), welche Zeit von der Sichtung eines Lawinenabganges bis zur Absperrung der Straße durch den Warnposten vergeht (Warnzeit) und in welcher Zeit die Lawine vom Abbruch bis zur Straße herunterkommt (Laufzeit der Lawine). An allen Stellen, an denen sich aus Durchfahrzeit und Warnzeit eine größere Summe ergab als die Lawinenlaufzeit, mußten unbedingt Lawinengalerien errichtet werden, während man im Bereich der schmälere Lawinenstriche mit der Warnung durch örtliche Posten auszukommen hofft. Allerdings kann ein Beobachter nicht länger als eine Stunde ununterbrochen seinen Dienst versehen, weil darnach seine Konzentration so sehr nachläßt, daß sich die Warnzeit ums Vielfache verlängern kann. Diese Zeitberechnungen gelten jedoch nur für Feuchtschneelawinenabgänge, nicht aber bei Staublawinengefahr, bei der nach wie vor die Straßensperre verhängt werden muß, weil nicht nur die Laufzeit einer Staublawine bloß wenige Sekunden beträgt und auf jeden Fall weit kürzer ist als allein die Durchfahrzeit, sondern überdies solche Lawinen mit sogenannten Luftschlägen verbunden sind, die weit über den Lawinenstrich hinaus Verheerungen anrichten und auch den Warnposten unmittelbar gefährden würden.

Da aber Wetterlagen mit Staublwinengefahr nicht regelmäßig und in manchem Winter überhaupt nicht auftreten, kann man die dadurch entstehenden Verkehrsbehinderungen in Kauf nehmen und sich mit der streckenweisen Anlage von Lawingalerien und im übrigen — bei jeder Föhnlage und zur Zeit der Schneeschmelze — mit der Aufstellung von Warnposten begnügen.

Nach allen Beobachtungen und Berechnungen wurde die Errichtung von Schutzbauten bei fünf Lawinestrichen beschlossen. Als erste kam im Jahre 1966 die „Weiß- und Weitlahngalerie“ auf der Nordrampe des Tauern mit einer Länge von 190 Metern an die Reihe. Im Zuge dieses Baues wurde auch die Straße am oberen Gnadenbühel reguliert und hier das Gefälle von 18 auf 10 Prozent gedrückt. Der nächste Bau folgte im Jahr 1967 auf der Südrampe mit der 470 Meter langen „Breitlahngalerie“, und schließlich wurden zwischen der Breitlahn und der Paßhöhe unter besonderen technischen und organisatorischen Anstrengungen im Jahr 1968 gleichzeitig die letzten drei Sicherungsbauten, und zwar gegen die „Ahornlahn“, die „Spengerreithlahn“ und die „Schaidberglahn“, mit einer Gesamtlänge von 506 Metern errichtet, wovon 90 Meter auf ein überschüttetes Tunnelprofil entfallen. Die für die gesamten Bauten aufgewendeten 500.000 Arbeitsstunden, 30.000 Kubikmeter Beton und 120 Millionen Schilling geben wohl einen Begriff von den hier unter schwierigsten Geländebedingungen und Witterungsbedingungen erbrachten Leistungen*. Anscheinend aber hat sich auf Grund der Meldungen über die Vollendung der umfangreichen Schutzbauten in sachkundigen Kreisen die Meinung gebildet, daß die Radstädter Tauernstraße seither absolut lawinensicher sein müsse, und als im Winter 1969/70 nach den katastrophalen Schneefällen die Straße wieder während einiger Tage gesperrt werden mußte, wurden die Baumaßnahmen von uninformierten Leuten sogleich als ungenügend kritisiert. Dabei übersieht man jedoch, daß es in den ganzen Ost- und Westalpen keine einzige Gebirgsstraße gibt, die als völlig wintersicher gelten kann, also auch bei Staublwinengefahr offengehalten werden könnte. Wollte man auf solchen Straßen alle zeitweiligen Sperren vermeiden, müßten die Zufahrten in sämtliche alpinen Wintersportgebiete zum größeren Teil unter Galerien oder in Tunnels verlegt werden, und die dafür erforderlichen Mittel stünden gewiß in keinem Verhältnis zu den Einbußen, die eine seltene, tageweise Sperre den einzelnen Orten auferlegt.

Bei Katastrophenlagen mit Staublwinengefahr, die sich immer auch auf fast alle Liftpisten erstreckt, muß am Tauern — außer dem Straßenverkehr — ohnehin jeder Wintersportbetrieb eingestellt und müssen die Gäste sogar vor jedem Verlassen der Unterkünfte gewarnt werden. Es erweist sich dann eben, daß der Bergwinter oberhalb der Waldgrenze zeitweise mächtiger ist als alle Maschinenkraft.

Schibergsteigen in heutiger Sicht

Es gibt auch jetzt noch ältere Bergsteiger, die immer Klagelieder anstimmen, wenn wieder einmal ein ihnen vertrautes Schitourengebiet vom mechanisierten Schilaf erobert wird. Die Einsichtigen erinnern sich jedoch nicht nur der schönen, einsamen Schibergfahrten durch die Weite unberührter Schneehänge und der stimmungsvollen Hüttenabende, sondern ebenso mancher Schattenseiten winterlicher Bergeinsamkeit, etwa der endlosen Schlechtwettertage, an denen vom Tourenfahren keine Rede war und man sich nur dadurch Bewegung schaffen konnte, daß sich ein paar Leute zum langweiligen Eintreten eines hüttennahen Hanges zusammensetzten, um darauf einige Schwünge üben

* Die Daten über Straßenumlegungen und Lawingalerien wurden freundlicherweise von Winkl. Hofrat Dipl.-Ing. Ferdinand Asch vom Amt der Salzburger Landesregierung zur Verfügung gestellt.

zu können, ehe man wieder vor Sturm und Kälte in die Hütte flüchtete und dort einem zum Überdruß gewordenen Zeitvertreib nachging.

Auch im Seekarhaus hat man zu der Zeit, als es am Tauern noch keinen Lift gab, manche solcher eintönigen Tage erlebt — Tage, die nun ebensowenig wiederkehren wie etwa das gemächlich-einsame Spuren vom Seekarhaus zum Seekareck. Freilich würde es — um bei diesem Beispiel zu bleiben — heute niemandem einfallen, bei Schneesturm Liftpisten am Seekareck aufzusuchen, doch die Schleppanlagen in mittelbarer Nähe des Seekarhauses können bei einigem sportlichem Eifer seiner knapp 100 Gäste auch bei sehr reichlichem Schneefall immer in Schwung gehalten werden.

Man könnte freilich nach flüchtiger Beobachtung zur Ansicht kommen, daß durch die Lifte das Tourenfahren rund um den Tauern überhaupt ganz aus der Übung geraten ist, und es hat auch seinen Grund, daß dieser Eindruck gewonnen wird, denn den 500 Schlafplätzen in den Touristenunterkünften steht eine dreimal so große Anzahl von Gasthof- und Hotelbetten gegenüber. Da schließlich auch von den Gästen der Bergsteigerheime ein guter Teil dem Pistenvolk angehört, sind hier im Tauerngelände die eigentlichen Schibergsteiger zweifellos in verschwindender Minderheit, der man nur begegnet, wenn man selber in den Bereich abseits der Pisten hinausfindet und nicht der magnetischen Anziehungskraft der Lifte ebenso verfällt wie die — gewiß zumeist bergfremde — Mehrheit der Tauern Gäste. Wer jedoch überzeugt ist, daß im Pistenfahren bei weitem nicht alles Schiläuferglück liegt, findet am Tauern noch einen unerschöpflich weiten Raum für schibergsteigerische Unternehmungen.

Von einem zeitgemäßen Standpunkt betrachtet, ist es sogar ein großer Vorzug dieses Gebietes, daß man hier im Bereich jeder Liftanlage, in der Regel innerhalb eines Halbtages, sowohl modernsten Schilauflauf auf gepflegten Pisten als auch jede Art der Schibergsteigerei vom unschwierigen Gipfelübergang bis zur anspruchsvollen Gratüberschreitung betreiben kann. Diese im Vergleich zu früheren und auch heute noch in reinen Tourengebieten gebotenen Möglichkeiten weit vielfältigere Form des alpinen Schilauflaufs hat ja heutzutage die allergrößte Anziehungskraft, und wenn irgendwo die Chance gegeben ist, den schi- und bergtuchtigen Nachwuchs fürs Tourenfahren und für damit verbundene Gipfelbesteigungen zu begeistern, so vor allem im Gebiet um die Tauernhöhe, wo über jeder Liftbergstation lohnende, meist nicht allzu schwer erreichbare Ziele locken. Diese Erwägung mag wohl auch bei dem — von konservativer Seite heiß umstrittenen — Entschluß des DAV Pate gestanden haben, mitten im Liftgebiet von Obertauern ein Ausbildungsheim zu errichten, das für die Schulung von Lehrwarten für alpinen Schilauflauf und zur Förderung des schibergsteigerischen Nachwuchses bestimmt ist.

Nun ist freilich in der heutigen Situation die Schitouristik im Tauerngebiet auch noch von einem anderen Gesichtspunkt zu betrachten. Wo immer hier nämlich an der Bergstation eines Liftes eine Schi- oder Stafenspur gipfelwärts oder sonstwohin ins Tourengelände führt, wird sie geradezu zum Blickfang für alles Liftpublikum! Und unter den mehreren Hundert, die da etwa pro Stunde bei einer Liftstation kurze Umschau halten, finden sich immer wieder Neugierige ohne jede Bergerfahrung, die diesen Spuren auch einmal nachlaufen. Im günstigen Fall, wenn sich im Verlauf dieser „Schifahrten ins Blaue“ keine Gefährdungen ergeben, kann ein solcher Abstecher in die Räume abseits der Pisten zum begeisternden Erlebnis werden, das einem Bergfremden erstmals die Augen für die ganze Schönheit und Größe der winterlichen Bergwelt öffnet und ihm eine bleibende Vorliebe für Unternehmungen dieser Art vermittelt. Bedenkliche Wirkungen aber müssen fremde Spuren als Wegweiser in die Einsamkeit dann zeitigen, wenn sie etwa in lawinenverdächtiges Gelände führen, das besonders rund um den Tauern bei reichlicher Schneelage fast überall außerhalb der gesicherten Pisten angetroffen wird. Es gehört schon ein großes Maß von alpiner Wintererfahrung dazu, sich hier mit ausreichender Vorsicht zu bewegen, und nur der Erfahrene kann beurteilen, ob ein Hang, durch den alte Spuren führen, auch an den folgenden Tagen noch befahren werden

darf, wenn mittlerweile eingetretene Temperaturanstiege oder Windverfrachtungen Veränderungen im Aufbau der Schneedecke vermuten lassen.

Diese Zusammenhänge stellen hier das Tourenfahren unter besondere Verantwortlichkeit, die über die kameradschaftliche Fürsorgepflicht innerhalb einer Gruppe noch hinausgeht. Man muß immer bedenken, daß eine Tour, für die man selber genügend Erfahrung mitzubringen meint, für irgendeinen „Nachläufer“ aus der bergkundigen Pistenfahrermenge verhängnisvoll enden könnte. Selbst der erfahrene Schitourist neigt ja dazu, die winterlichen Berg Gefahren dort geringer einzuschätzen, wo ihm das Erreichen der Hochlagen durch mechanische Aufstiegshilfen wesentlich erleichtert wird. Deshalb ist es sogar für den routinierten Tourenfahrer dringend geboten, seine Unternehmungslust im Tauerngebiet unter besonderer Kontrolle zu halten und vor allem vor jeder Tour ins Steilgelände abseits der Pisten die Meinung eines gutinformierten Angehörigen der örtlichen Lawinenkommission einzuholen. Zwar kann man bei allen Gruppenunternehmungen einer stationären alpinen Ausbildungsstätte ausreichende Vorsicht als selbstverständlich voraussetzen, aber jene selbstständigen Gruppen, denen die Vereinsunterkünfte als Stützpunkte dienen, haben doch zuweilen die Neigung, ein eher zu großes Risiko einzugehen — nicht zuletzt auch die tüchtigen Wedler unter den Tourenfahrern, von denen schon manche ihr Können zur ihrem Unheil auf verlockenden, aber gefährlichen Pulverschneesteilhängen oder auf felsdurchsetzten Gipfelflanken unter Beweis stellen wollten.

Die Bergsteigerheime in Vereinsbesitz, das

Seekarhaus des ÖAV, 1790 Meter hoch gelegen, mit 52 Betten und 36 Lagern, das *Wismeyerhaus* des ÖAV, 1683 Meter hoch gelegen, mit 56 Betten und 39 Lagern, das *Vindobonahaus* des ÖTK, 1730 Meter hoch gelegen, mit 46 Betten und 5 Lagern, u. das *Dr.-Theodor-Körner-Haus* des TVN, 1807 Meter hoch gelegen, mit 74 Betten und 40 Lagern, sowie auch das neue

Ausbildungsheim des DAV, 1690 Meter hoch gelegen, mit 34 Betten und 40 Lagern, können natürlich mit Rücksicht auf ihre Lage in einem verkehrsreichen Wintersportzentrum nicht mehr als Schutzhäuser im hergebrachten Sinn geführt werden, in denen jedes Vereinsmitglied ohne vorherige Anmeldung Unterkunft finden kann. Mit Ausnahme des zuletztgenannten Ausbildungsheimes, in dem überhaupt nur Schulungsgruppen unterkommen, gelten die Häuser als Schi- und Ferienheime, die in Stoßzeiten durch angemeldete Gäste voll belegt sind. Die Ausstattung der Häuser ist zeitgemäß behaglich, teils sogar bescheiden-komfortabel, teils mindestens heutigen sanitären Anforderungen angepaßt.

Jene vielbesungene Schutzhüttenromantik, die ja auch in den großen hochalpinen Schutzhütten zumeist schon der Vergangenheit angehört, ist in Betrieben solchen Umfangs natürlich nicht mehr zu finden, doch steht immerhin die „Hüttenordnung“ in Geltung, und sportlicher, bergverbundener Schifahrergeist ist noch durchaus gegenwärtig in den Räumen dieser Bergsteigeroasen am Rande des Hoteldorfes Obertauern.

Über Wetter und Klima des Radstädter Tauernpasses

HANNS TOLLNER

Der Paßübergang Obertauern in 1738 Meter Höhe befindet sich im Klimagürtel der Luftmassen der gemäßigten Breiten. In der die Temperatur und die Luftfeuchtigkeit berücksichtigenden Klimaklassifikation von *W. Köppen* (1) gehört Obertauern in die Zone Cc (warm-gemäßigtes Klima, ein bis drei Monate besitzen eine höhere Mitteltemperatur als 10° C, Niederschlag nach Menge und jahreszeitlicher Verteilung verschieden). Im Bereich Obertauern erfolgt bereits ein Übergang von der atlantischen zur festländischen Klimatönung. Zeitweilig unterliegt Obertauern aber auch noch deutlichen Einwirkungen vom Mittelmeer und der Nordadria.

Die vom Mittelatlantik nach Obertauern gelangenden maritimen Luftmassen besitzen in der Regel eine größere Luftfeuchtigkeit als die von Osten anströmende Kontinentalluft. In der Meeresluft driften zeitweise „Störungen“ (Warm- und Kaltfronten und Okklusionen) mit häufig starker Bewölkung, lebhafter atmosphärischer Zirkulation und Niederschlägen unterschiedlicher Ergiebigkeit und Andauer. Im „Westwetter“ (Luft aus mittleren und höheren Breiten des Atlantik) bleibt die Schwankung der Lufttemperatur wesentlich geringer als in der festländischen Luft aus Osteuropa.

Nach Obertauern strömen im Jahresablauf wiederholt subtropische, subpolare und polare Luftmassen mit sehr starker Wetterwirksamkeit. Sie verursachen in allen Jahreszeiten einen schroffen Wetterwechsel, auf ungewöhnlich warme Tage mitunter einen „Wettersturz“. Die in den Niederen Tauern fallenden atmosphärischen Niederschläge stammen größtenteils von Warm- und Kaltfronten und Okklusionen. Im Spätfrühling und Sommer sind aber auch die Niederschläge der „thermischen Konvektion“ von größerer Bedeutung. (Örtliche „Wärmegewitter“ mit ergiebigem Niederschlag).

Je nach der Jahreszeit sind die physikalischen Eigenschaften der einzelnen, nach Obertauern gelangenden Luftmassen etwas verschieden. Im Sommer ist die Festlandsluft durch verhältnismäßig hohe Lufttemperatur und im Winter durch relativ niedrige Temperatur gekennzeichnet. Bei windschwachem und klarem Winterwetter bewirkt die Schneedecke durch den Effekt starker nächtlicher Ausstrahlung einen weiteren, oftmals recht empfindlichen Rückgang der Temperatur. Sehr kalte Zeitabschnitte stellen sich ein, wenn Polarluft die Ostalpen überflutet. Bei nächtlichem Aufklaren findet dann in Obertauern noch eine weitere wesentliche Frostverschärfung statt. In der Meeresluft aus mittleren Breiten des Atlantik bleibt es im Winter relativ mild. Meist reichlich bewölkter Himmel verhindert stärkere Bodenausstrahlung und damit einen starken Rückgang der Temperatur.

Die Meereshöhe von 1738 Metern des Tauernpasses verändert bereits augenfällig die kontinentalen Merkmale der inneralpinen Tal- und Beckenlagen. Die Temperaturverhältnisse in 1738 Meter Höhe nähern sich etwas den Klimateigenheiten ozeannäherer Erdräume. Der Tauernpaß weist vom Gesichtspunkt Klima und Einfluß auf den Menschen betrachtet bereits alle typischen Eigenschaften des „Höhenklimas“ auf. Seine wichtigsten bioklimatischen Faktoren sind:

Erniedrigter Luftdruck mit besonders wirksam erniedrigtem Sauerstoffteildruck. Wesentlich niedrigere Lufttemperaturen. Bedeutend größere Lufttrockenheit (Wasserdampfgehalt der Atmosphäre um fast ein Drittel geringer als im Meeresniveau). Erhöhte Inten-

sität der Globalstrahlung (Summe von direkter Sonnenstrahlung und indirekter Himmelsstrahlung) und besonders angestiegene Intensität der Ultraviolettstrahlung.

In Obertauern ist der Strahlungsreichtum nicht nur durch die Dicke der zu durchstrahlenden Luftschicht bedingt, sondern vor allem auch durch das Fehlen von stärkerem Staub und Dunst in der Atmosphäre sowie durch die größere Anzahl der Schönwettertage in der kalten Jahreszeit, in der die Täler und Becken des Alpenraumes durch Hoch- und Bodennebel beeinträchtigt werden. Die verhältnismäßig große Luftreinheit in der Höhe des Tauernpasses ist therapeutisch für den Menschen von außerordentlicher Wichtigkeit. (In Wien überschreitet bei bestimmten Wetterlagen und zu bestimmten Zeiten der Gehalt der Luft an Schwefeldioxyd und Kohlenmonoxyd an vielen Stellen den Schwellenwert der Zulässigkeitsgrenze. Selbst in der Stadt Salzburg bleibt die Kohlenmonoxyd-Konzentration der Luft an manchen Plätzen zeitweise nicht unter der gerade noch unschädlichen.)

In den Niederen Tauern ist eine stärkere Veränderlichkeit des Wettercharakters das Normale. West- und Nordwestwetter mit einer typischen Aufeinanderfolge der Erscheinungen stellen sich im Jahresdurchschnitt an mehr als 100 Tagen ein. Warmfronten verursachen „Landregen“ geringer bis mäßiger Ergiebigkeit, und Kaltfronten haben kürzer andauernde, aber heftigere Niederschläge meist schauerartiger oder gewittriger Natur zur Folge. Die Annäherung einer Warmfront wird durch einen Aufzug bestimmter Wolkenarten angekündigt. Zuerst erscheinen sehr hohe Schleierwolken (Cirrus), häufig kleine Haken bildend (im Volksmund genannt Regenwurzeln). Später setzen sich verdichtende und mit den Untergrenzen absinkende Schichtwolken ein, und zuletzt fällt im Sommer aus dunkler Schichtwolkenmasse leichter, kleintropfiger Regen. In der kälteren Jahreszeit beginnt es vor dem Durchzug der Warmfront leicht zu schneien. Nach Warmfrontdurchgang läßt die Niederschlagsneigung im „Warmsektor“ wesentlich nach. Entweder fällt überhaupt kein Niederschlag mehr oder meist nur Nieselregen (Sprühregen). Das Herannahen einer Kaltfront kündigen gleichfalls charakteristische Wolken im Warmsektor an. In der nahezu strukturlosen Schichtbewölkung tauchen verhältnismäßig rasch aufgetürmte Haufenwolken (Cumulus) auf. Erst unmittelbar im Frontbereich fallen großtropfiger Regen schauerartiger oder gewittriger Natur und in der kälteren Jahreszeit heftige Schneeschauer. Bei Kaltfrontdurchgang erfolgen weiters starkes Auffrischen des Windes mit Richtungs-drehen auf Nordwest bis Nord, rascher Rückgang der Temperatur und kräftiger Druckanstieg. In Obertauern kann in der „Rückseite“ nach dem Durchzug der Kaltfront freundlicher tiefblauer Himmel mit einzelnen weißglänzenden Cumuluswolken erscheinen. Es können aber auch nach kurzer Aufheiterung wiederholt noch schwere schauerartige Niederschläge auftreten. „Schauerwetter“ ist nicht nur ausschließlich an die wärmeren Monate des Jahres geknüpft. Am häufigsten und intensivsten stellt es sich jedoch im Frühling, im April und Mai, ein. Im Sommer gibt es mitunter an Kaltfronten heftige Gewitter mit Sturm und Starkregen, die stellenweise verheerende Auswirkungen an Gebäuden und an der Vegetation haben. In Obertauern tritt hin und wieder bei einem sehr heftigen Gewitter Hagelschlag auf. Aber auch örtliche Sommergewitter (Lokalgewitter) verursachen in Obertauern gelegentlich Niederschlag sehr starker Ergiebigkeit mit manchemal Graupel- oder Hagelfall.

Bei Südwest- und Südwestwetterlagen kommt es an der Südabdachung der Niederen Tauern zu „Stauerscheinungen“, zum Entstehen einer „Föhnmauer“, einer Wolkenwand über dem Hauptkamm. Bei Nordwest- und Nordwestwetterlagen ist wieder über einer gewissen Höhe die ganze Nordseite mit Wolken angestaut.

Tiefer Luftdruck über Oberitalien und der Nordadria bewirkt 10- bis 15mal im Jahr Niederschlag längerer Andauer und stärkerer Intensität. Diese Wettertype (Vb-Wetterlage oder Südostwetter) als Anteil am mediterranen Niederschlagsregime häuft sich im Frühling und Frühherbst. Die spätsommerlichen Hochwasserkatastrophen hängen mit

der Auswirkung von Vb-Wetterlagen zusammen. Im Gebirgsbereich um den Tauernpaß herum kann im Winter bei einer Vb-Situation eine Neuschneedecke von nahezu 100 Zentimetern innerhalb von 24 Stunden entstehen. Damit steigert sich die Gefahr von verbreitetem Abgang von Lockerschneelawinen. Katastrophal wird es, wenn starker Schneefall mehrere Tage anhält und wenn heftiger Höhenwind den Schnee über die Grate und Käme hinweg verfrachtet und etwas unterhalb in Leelage ablagert. Es entstehen dann „Packschneebretter“ mit mächtiger Schneeanammlung, deren Gefährlichkeit unter Umständen längere Zeit anhält.

Bei Wetterzuständen mit höherem Luftdruck überwiegt in Obertauern meist heiteres Wetter mit gelegentlich „Schönwetter-Cumuli“ an den Hängen am Nachmittag. Bei winterlichem Hochdruckwetter, aber auch im Herbst ist das Wetter auf dem Tauernpaß jenem in den Tälern häufig entgegengesetzt. Verursacht durch nächtliche Ausstrahlung in klaren Nächten bilden sich über den Talgründen Boden- oder Hochnebel aus, die sich tagsüber zwar vielfach auflökern und auflösen, aber vor allem im Winter auch tagelang anhalten. In Obertauern hingegen scheint in reiner klarer Luft mit ausgezeichneter Fernsicht strahlende Sonne. Bei einer derartigen Wettersituation ist es dann auf dem Tauernpaß überaus trocken und relativ mild. Die Talfurchen sehen mit ihrer Boden- oder Hochnebelbedeckung von oben betrachtet wie Meeresfjorde aus. In diesen nebelgefüllten Tallagen ist es frostig, feucht und trüb.

In den Übergangszuständen zwischen Hoch und Tief spielt die thermische Vertikal-schichtung der Luft eine größere Rolle. Es bilden sich im Laufe des Tages Haufenwolken stärkeren Ausmaßes mit dem Maximum am Spätnachmittag. Unter Umständen können auch leichte Regenschauer ausgelöst werden. Gegen Abend aber nimmt die Bewölkung in der Regel ab. Die Wolken verflachen und lösen sich schließlich häufig auf.

In Obertauern in 1738 Meter Höhe beträgt der mittlere *Luftdruck* 612 Millimeter. Damit befinden sich bereits 20 Prozent der irdischen Lufthülle unterhalb der Paßhöhe. Im Zusammenhang mit verschiedenen Wetterlagen erleidet der Luftdruck in zeitlicher Hinsicht stärkere Schwankungen. In Extremfällen können Abweichungen vom Normal-luftdruck von über ± 20 Millimeter stattfinden. Nach Durchzug einer Gewitterfront ist oftmals ein Druckanstieg von mehr als fünf Millimeter in wenigen Minuten möglich.

Das Verhalten von Luftdruck und Lufttemperatur erlaubt in der Höhe von Obertauern bereits eine Wettervorhersage nach der Fickerschen Bergregel. Steigen Luftdruck und Temperatur zugleich an, so tritt Nachlassen der Niederschlagstätigkeit, Bewölkungsauflockerung und letztlich Aufhören des Schlechtwetters ein. Der Anstieg des Luftdruckes allein hat nur vorübergehend oder nur eine geringe Wetterbesserung zur Folge. Fällt der Luftdruck und sinkt die Temperatur ab, so ist Schlechtwetter zu erwarten. Bleibt die Temperatur gleich und nimmt nur der Luftdruck ab, oder es geht nur die Temperatur zurück und der Luftdruck zeigt keine wesentliche Änderung, so ist nur vorübergehend mit Wetterverschlechterung unterschiedlichen Grades zu rechnen.

Eine wesentliche bioklimatische Bedeutung besitzt der in der Paßhöhe erniedrigte Sauerstoff-Teildruck. Der menschliche Körper paßt sich der geringeren Sauerstoffzufuhr durch eine Fülle von Einrichtungen an. Auf das medizinische Problem sei hier nicht näher eingegangen. Es mögen nur die Auswirkungen des verringerten Sauerstoff-Partialdruckes besprochen werden. In Obertauern und selbstverständlich noch mehr in der Bergumrahmung nimmt bei den Menschen die Zahl der Atemzüge zu. Damit wird in der Zeiteinheit ein Mehr der verdünnten Luft durch die Lungen befördert. Diese Maßnahme des Körpers ist nichts anderes als eine gesunde physiologische Reaktion gegen den spurenweise einsetzenden Sauerstoffmangel. In der Paßhöhe führen zwar schon an sich sehr geringe Abweichungen der Sauerstoffsättigung des Hämoglobins von der Norm zu Reaktionen im menschlichen Körper, aber keinesfalls noch bei gesunden Menschen zu Ausfallerscheinungen. Die Arbeitsfähigkeit, die Aufmerksamkeit, Entschlußfähigkeit, die Empfindlichkeit der Sinnesorgane, die obere Hörgrenze lassen in der Höhe des

Tauernpasses nur ganz unbedeutend nach. Ein Aufenthalt von Menschen in 1738 Metern ist, wie bereits früher angedeutet, therapeutisch für die meisten Menschen vorteilhaft, und dies nicht nur für Gesunde, sondern auch besonders für Menschen mit zu hohem Blutdruck. K. Inama und weitere Autoren haben u. a. bei Untersuchungen in Obertauern einen sehr günstigen und nachhaltigen Einfluß bei einem längeren Aufenthalt in 1738 Meter Höhe auf Hypertoniker festgestellt (2).

In der Paßhöhe von 1738 Metern beträgt die „barometrische Höhenstufe“ 13,0 Meter, in 2000 Metern 13,5 Meter und in 2300 Meter bereits 14,0 Meter. (Um in einen um einen Millimeter geringeren Luftdruck zu kommen, muß man je nach der Meereshöhe um 13,0, 13,5 und 14,5 Meter emporsteigen.)

Über dem Alpenraum herrscht bisweilen eine „flache Druckverteilung“ (nur geringe Luftdruckunterschiede über Mitteleuropa). Diese begünstigt im Bereich Obertauern die Ausbildung lokaler Schauer oder Gewitter.

Die *Lufttemperatur* als höhenabhängiges Element ließ sich von der Beobachtungsstation Radstädter Tauernpaß in 1658 Meter einwandfrei auf die Paßhöhe in 1738 Meter reduzieren. Dazu standen die Meßdaten des Zeitabschnittes 1921 bis 1940 zur Verfügung.

Tab. 1

Monatsmittel und Jahresmittel der Temperatur in C° in 1658 Meter Höhe. Darunter die Reduktion der Temperatur auf die Paßhöhe in 1738 Meter. (Das Vorzeichen minus bedeutet Paßhöhe kälter als Station unterhalb des Passes)

J	F	M	A	M	J	J
-4,7	-4,0	-0,8	2,5	7,9	10,9	12,8
-0,08	-0,24	-0,37	0,48	-0,51	-0,51	-0,48
A	S	O	N	D	Jahr	
11,9	9,3	5,1	0,9	-4,2	4,0	
-0,42	-0,40	-0,27	-0,13	-0,14	-0,35	

Die Jahresschwankung der Lufttemperatur erwies sich in Obertauern gegenüber den Talgründen bereits stärker abgeschwächt. Der Unterschied zwischen dem wärmsten und kältesten Monatsmittel der Temperatur belief sich auf 17,5°. Das absolute Minimum der Temperatur betrug nur -22°, das absolute Maximum (höchster Wert innerhalb der Periode 1921 bis 1940) 25°. (Tiefstwert der Temperatur auf dem Flughafen Salzburg in diesem Jahrhundert -30,2°). Eine winterliche Hochdruckwetterlage größerer Beständigkeit verursacht in bestimmter Höhe über den Talniederungen durch Absinken der Luft von oben her und durch Strahlungseinwirkung relativ hohe Temperaturen, während in den Talgründungen infolge Fehlens einer schützenden Wolkendecke die bodennahen Luftschichten durch den Effekt der Ausstrahlung zunehmend kälter werden, bis schließlich Bodennebel oder Hochnebel den weiteren Temperaturrückgang bremsen. Der Tauernpaß ist also in bezug auf die Sonnenscheindauer im Winter gegenüber den tiefen Talagen nicht unwesentlich begünstigt. Über Einzelheiten der Temperaturverhältnisse in den verschiedenen Monaten zwischen nahen Talorten und dem Tauernpaß orientiert die Tabelle 2.

Tab. 2

Monats- und Jahresmittel der Lufttemperatur in C°. (Periode 1921 — 1940)

Monat:	J	F	M	A	M	J	J
Radstadt, 856 m	-4,5	-3,2	1,3	5,6	10,6	14,0	15,7
Obertauern, 1658 m	-4,7	-4,0	-0,8	2,5	7,9	10,9	12,8
Tweng, 1235 m	-4,4	-3,1	0,5	4,2	9,0	12,5	14,2
St. Michael, 1040 m	-4,6	-2,3	1,6	6,2	11,3	15,0	16,4

	A	S	O	N	D	Jahr	Unterschied zwischen kältestem und wärmstem Monat
Radstadt	14,5	11,4	6,3	1,6	— 4,0	5,8	20,2
Obertauern	11,9	9,3	5,1	0,9	— 4,2	4,0	17,5
Tweng	13,6	10,8	6,0	0,6	— 4,2	5,0	18,6
St. Michael	15,3	12,1	7,0	1,2	— 4,3	6,2	21,0

Im Winter lassen die Monatsmittel der Temperatur zwischen den Talorten und dem Tauernpaß nahezu keine Unterschiede erkennen. In der warmen Jahreszeit erreichen sie zwischen St. Michael und Obertauern bereits $3,6^\circ$. In der Jahresamplitude werden die Unterschiede zwischen dem wärmsten und kältesten Monat mit wachsender Seehöhe immer kleiner und ozeanischer.

Die Veränderlichkeit der Lufttemperatur von einem Tag zum anderen ist in Obertauern verhältnismäßig groß. Mindestens einmal im Jahr steigt das Tagesmittel der Temperatur von einem Tag zum nächsten um ca. 8° an. Ähnlich hoch belaufen sich auch die Werte der Abkühlung. Im Ablauf eines Jahres kann es wiederholt vorkommen, daß das Maximum der Temperatur eines Tages zum Minimum des Folgetages um mehr als 20° absinkt. Diese starken Veränderungen der Temperatur hängen in erster Linie mit dem Eintreffen von Störungsfronten zusammen. Eine plötzliche Temperaturschwankung stellt sich auch ein, wenn im Winter die Föhnströmung von der Höhe den Tauernpaß erreicht. Die Temperatur kann dann innerhalb ganz kurzer Zeit um 10° und manchmal auch noch mehr ansteigen.

Die Registrierungen und Auswertungen des *Sonnenscheins* von Obertauern gingen durch die Kriegswirren verloren. Beurteilt nach Maria Pfarr besitzt der Jahresgang der Sonnenscheindauer im Bereich des Radstädter Tauernpasses eine Doppelwelle mit dem Maximum im Sommer und einem Nebenmaximum im März (3). Der Winter und zum Teil auch der Herbst sind in Obertauern sonniger als in den Talgründen. Im Frühling gleichen sich die Unterschiede aus. Im Sommer verursachen Gipfelhauben und Hangwolken gegenüber der freien Niederung eine geringe Verminderung der Sonnenscheindauer. Die Intensität der Sonnenstrahlung auf eine zur Strahlungsrichtung senkrechte Fläche steigt in Obertauern mit zunehmender Sonnenhöhe kräftig an. Sie ist bei 5° Höhe der Sonne $0,72$ und bei 65° bereits $1,50 \text{ cal/cm}^2/\text{min}$ (4). Ein weiteres Merkmal des Höhenklimas in Obertauern stellt die wesentliche Zunahme des Himmelslichtes (Globalbeleuchtungsstärke) gegenüber den Tieflagen dar. Verhältnismäßig hohe Lichtwerte sind häufig auch im Nebel vorhanden und von physiologischer Bedeutung. Eine starke Zunahme von den Talorten zur Höhe des Tauernpasses erfährt auch die Intensität des ultravioletten Anteiles der Sonnenstrahlung (UV). Sie erreicht im Sommer im Vergleich zur freien, unbesiedelten Niederung in 200 Meter Höhenlage im Sommer 180 und im Winter 330 Prozent. (In Großstädten und Industriegebieten schwächen Staub, Ruß und Dunst die UV-Strahlung gegenüber dem ungestörten Gelände um 20 bis 40 Prozent ab.) In Obertauern spielt in der Zeit mit Schneebedeckung auch noch die Reflexion vom Untergrund her eine bedeutende Rolle. Reiner Schnee reflektiert bis zu über 90 Prozent die einfallende Ultraviolettstrahlung. In Muldenlagen des Bergbereiches um den Tauernpaß herum erfolgt eine UV-Reflexion (multiple Reflexion) nicht nur von unten, sondern auch von den Seiten her. Die UV-Intensität kann dann bei reinem Schnee ein Ausmaß wie an der Obergrenze der irdischen Lufthülle erreichen und bei Menschen innerhalb eines Tages einen schweren Sonnenbrand verursachen.

Eine starke Höhenabhängigkeit zeigt auch der *atmosphärische Niederschlag*. Er nimmt von tiefen Tallagen bis zur Höhe des Tauernpasses kräftig zu.

Tab. 3

Monats- und Jahressummen des Niederschlages in Millimeter von Obertauern und von den nächsten Talstationen. (Zeitabschnitt 1901 bis 1950)

Monat:	J	F	M	A	M	J	J
Radstadt, 856 m	65	59	56	70	93	127	154
Untertauern, 1004 m	92	78	79	99	123	162	188
Obertauern, 1658 m	103	96	101	120	143	183	219
Tweng, 1235 m	64	57	53	68	93	121	148
St. Michael, 1040 m	48	39	41	53	82	110	124

	A	S	O	N	D	Jahr
Radstadt	150	102	73	63	65	1077
Untertauern	178	126	91	87	91	1384
Obertauern	199	148	113	110	98	1633
Tweng	143	104	84	79	59	1073
St. Michael	120	91	76	71	52	907

Es ist bemerkenswert, daß an der Nordseite des Tauernpasses mehr Niederschlag als an der Südseite fällt. Die Niederschlagsverteilung besitzt in Obertauern einen einfachen jahreszeitlichen Gang. Der Höchstwert der monatlichen Niederschläge stellt sich im Juli ein. Der Tiefstwert tritt im Februar auf. Im Juli fällt nur ungefähr doppelt so viel Niederschlag wie im Februar, dem trockensten Monat des Jahres. Die Niederschlagsgegensätze zwischen dem Sommer und Winter sind in Obertauern geringer als in Radstadt und St. Michael. Mit wachsender Meereshöhe wird im ganzen Alpenraum die jahreszeitliche Verteilung des Niederschlages immer flacher (5).

Innerhalb eines größeren Zeitabschnittes können maximale Tagesmengen des Niederschlages von nahezu 100 Millimeter fallen. Diese Starkniederschläge stehen im Zusammenhang mit Tiefdruckrinnen, Frontgewittern und vor allem mit Vb-Wettersituationen. Im Mittel können Niederschlagsperioden etwa vier Tage anhalten, im Extremfall sechs bis sieben. Mitunter sind aber auch Trockenperioden in der Dauer von zwei bis drei Wochen möglich. An 20 Tagen fallen im Durchschnitt Niederschläge mit gewittrigen Begleiterscheinungen. Unter extremen Bedingungen beläuft sich die Zahl der Tage mit Gewitter auf 12 bzw. 34. Im Mai und Juni und vereinzelt auch noch im Juli können in heftigen Gewittern Hagel oder Graupel fallen.

Die Zahl der Tage mit Niederschlag $\geq 0,1$ Millimeter liegt zwischen 180 und 230. Das bedeutet nicht, daß es während des ganzen Tages regnet oder schneit, sondern, daß überhaupt Niederschlag — auch der geringste — gemessen werden kann. An vielen Tagen mit Regen oder Schneefall scheint lange die Sonne. Man denke an einen schönen warmen Sommertag mit einem Wärmegewitter am Spätnachmittag. In Obertauern bleiben die Sommermonate Juli und August nicht immer schneefallfrei. Auf dem Tauernpaß fiel in der Periode 1901 bis 1950 der Niederschlag an 44 bis 122 Tagen, im Mittel an 74 Tagen in fester Form.

Die wolken- und nebelbildenden Wassertröpfchen halten sich in der Luft schwebend, solange nicht ihre Schwere den Reibungswiderstand der Luft zu überwinden vermag. Die Wolkentröpfchen müssen so lange anwachsen, bis ihre Fallgeschwindigkeit so groß wird, daß sie als Regentropfen zur Erde fallen. Erst die ausfallenden Tropfen mit einem Durchmesser von mehr als 0,1 Millimeter gelangen zum Boden und werden mit den üblichen Niederschlags-Meßgeräten erfaßt. Wenn die Wolken in Obertauern zum Auf- liegen kommen, lagern sich an allen Hindernissen, die sich der wolkenführenden Luft entgegensetzen, die schwebenden Wassertropfen als „Nebelniederschlag“ ab (6). Auf dem Tauernpaß tritt der mehr oder minder horizontale und ombrometrisch nicht meßbare Niederschlag aus Nebel nur einen Teil des Jahres in flüssiger Form auf. Infolge der

Höhenlage von Obertauern kommt es auch zu Nebel-Frost-Ablagerungen, zu Rauheif, Rauhfrost und Rauheis. Die Nebelablagerungen sind nicht nur in den Tropen als landschaftsgestaltender Faktor bedeutend, sondern, wie sich nunmehr herausstellte, auch in den Alpen. Die zusätzlichen Nebelniederschläge übertrafen weitaus die Erwartungen. Die effektiven Ablagerungen aus der Nebelluft werden zwar im Bereich des Radstädter Tauernpasses nur einen geringen Teil des von der Atmosphäre bereitgestellten Angebotes ausmachen, für die Vegetation dieses Gebietes sind sie aber von einiger Bedeutung. Die bodennahen Hindernisse vermögen sicher die Nebelluft kräftig auszufällen.

In dem Zeitabschnitt 1901 bis 1950 schwankte die Zahl der Tage mit Schneebedeckung zwischen 174 und 258 Tagen. Die „Winterdecke“ (ununterbrochene Schneelage) währte zwischen 170 Tagen im Jahre 1901 und 254 Tagen im Jahre 1905. Die in dieser Periode vorgekommene größte Schneehöhe erreichte 1944 385 Zentimeter. Das späteste Einsetzen einer geschlossenen Winterschneedecke wurde am 2. Dezember verzeichnet, und das früheste am 4. September.

Im Bergbereich Obertauern werden je nach der Richtung, Stärke und Andauer des Höhenwindes enorme Treibschneemassen über die Grate und Kämme hinweg verfrachtet und auf der windabgekehrten Seite abgelagert. Auf diese Weise können Packschneebretter mit einer Mächtigkeit der Schneedecke von vielen Metern entstehen. Schneebrettlawinen werden nicht nur von Schiläufern abgedrückt, es kann auch eine Selbstauslösung erfolgen. Der Tauernpaß und die Nord- und Südrampe der Tauernstraße sind nun gegenüber dem Abgang von Großlawinen durch Schutzbauten, Tunnel und Galerien usw., geschützt. Gleichwohl aber können unter Umständen noch immer an nicht gesicherten Stellen Schneerutsche die Straße erreichen. Es ist nach wie vor notwendig, die Tätigkeit der Lawinenkommission Obertauern (Leitung H. Kanduth), der Meßstelle des Lawinenwarndienstes des Amtes der Salzburger Landesregierung bei der Gendarmerie in Zusammenarbeit mit den Experten dieses erwähnten Dienstes weiter aufrechtzuerhalten.

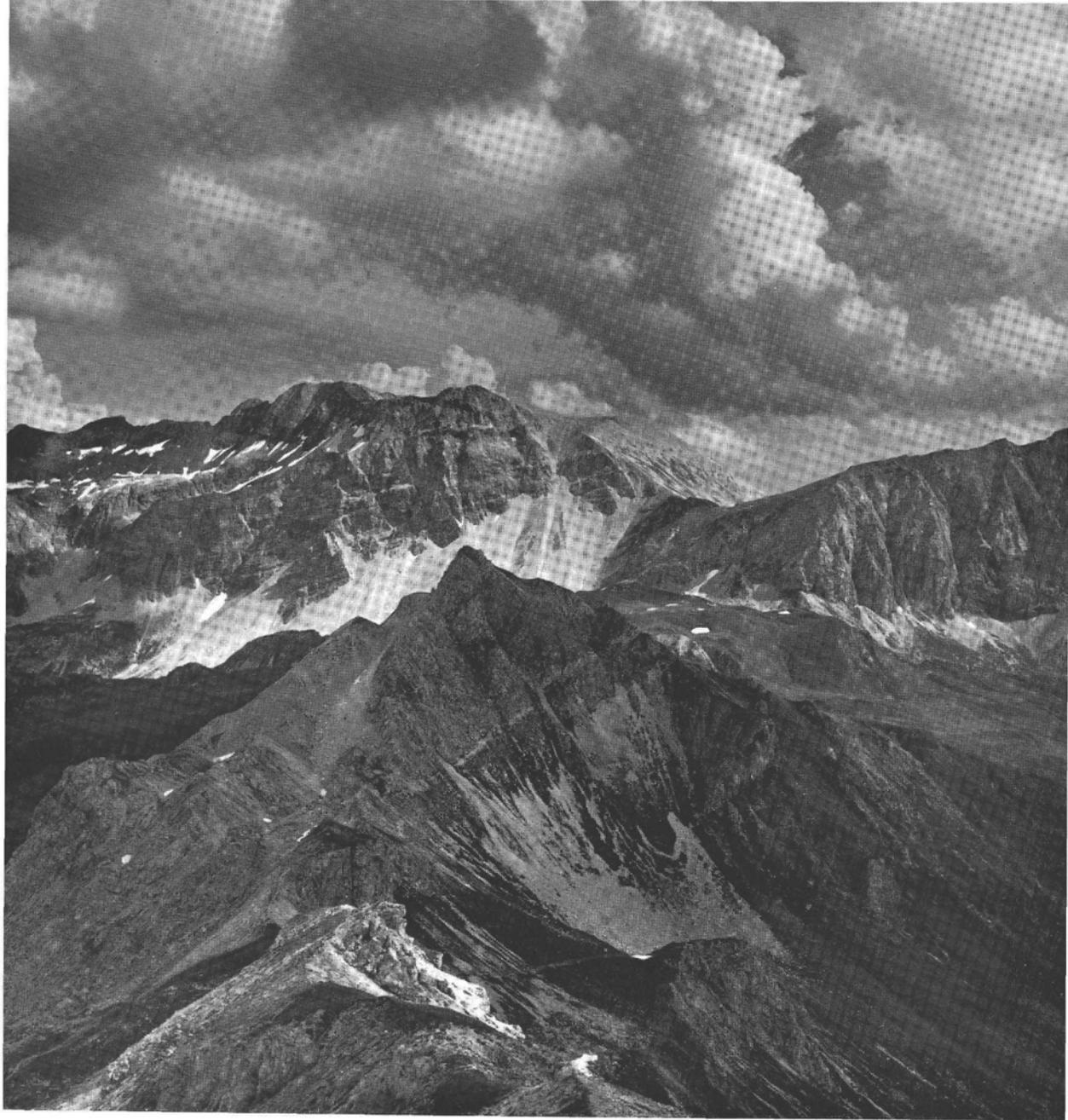
Über dem Tauernpaß herrschen infolge des schrägen Überganges über den Hauptkamm der Niederen Tauern *West- und Ostwinde* vor. Die jährliche Durchschnittsgeschwindigkeit dürfte bei 3,5 m/s liegen. Als größte mittlere Windgeschwindigkeit sind 100 km/h anzunehmen und Spitzenböen bis etwa 120 km/h. In der kälteren Jahreszeit ist die Luftbewegung etwas stärker als im Sommer.

Literatur:

- 1 Köppen, W.: Die Klimate der Erde, Grundriß der Klimakunde. Berlin und Leipzig 1923 — 2. Auflage. Grundriß der Klimakunde. Berlin und Leipzig 1931.
- 2 Halhuber, M. J., Inama, K., Scholing, W., und Siller, K.: Pulsfrequenzen unter Ergometerbelastung bei Hypo- und Normotonikern vor, während und nach einem Aufenthalt in größeren Höhen (um 2000 m). Zeitschrift für angewandte Bäder- und Klimaheilkunde, Wien, April 1969.
- 3 Steinhäuser, F.: Sonnenschein. Klimatographie von Österreich, 1. Lieferung, Springer-Verlag, Wien, April 1969.
- 4 Sauberer, F., und Dirmhirn, I.: Das Strahlungsklima, Klimatographie von Österreich. 1. Lieferung, Springer-Verlag, Wien 1958.
- 5 Tollner, H.: Über die jahreszeitliche Verteilung des Niederschlages im ostalpinen Hochgebirge. Zeitschrift für Meteorologie, Leipzig 1962.
- 6 Grunow, J., und Tollner, H.: Nebelniederschlag im Hochgebirge, Archiv für Meteorologie, Geophysik und Bioklimatologie, Wien 1969.

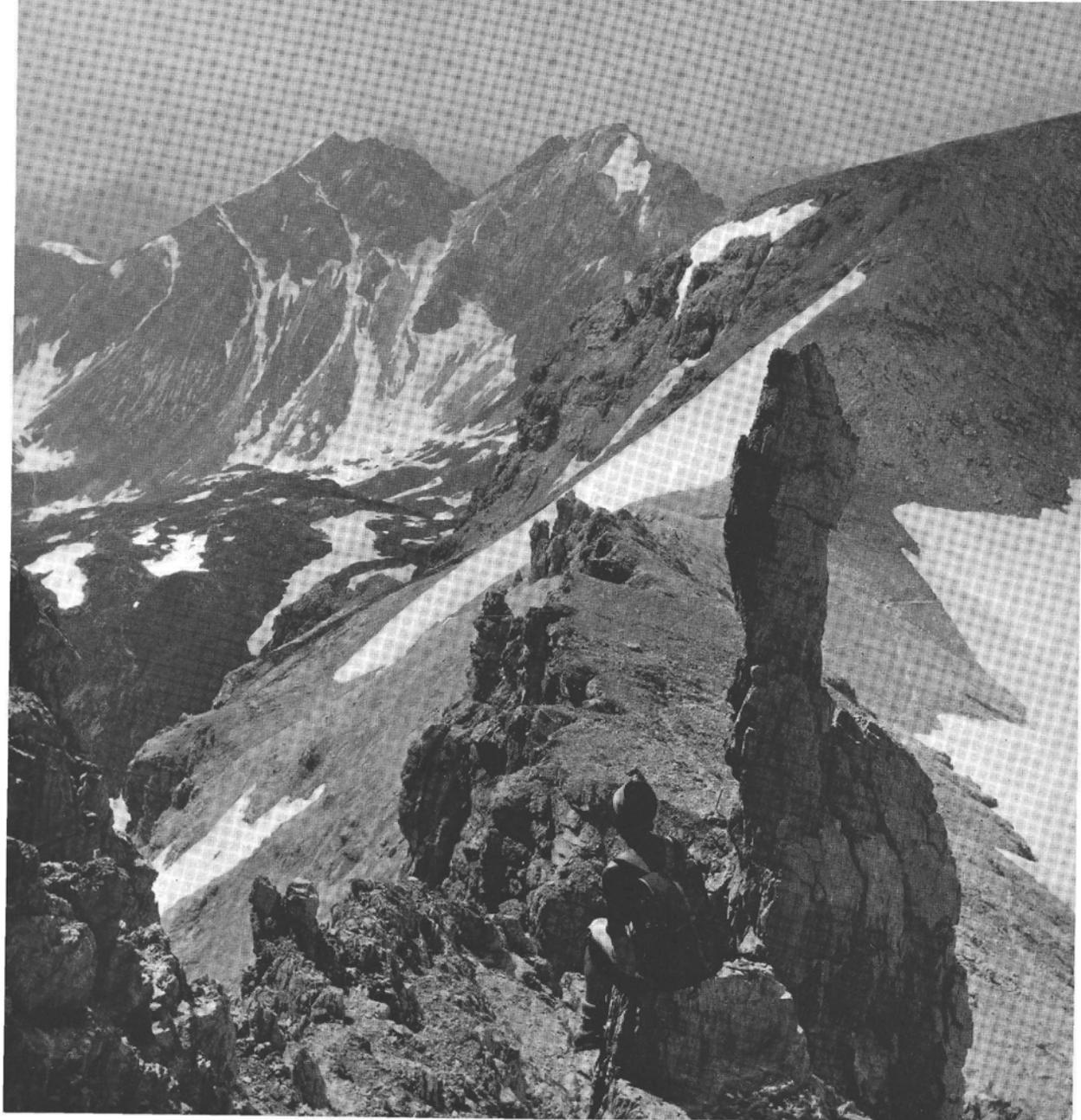


Gamsleitenspitze (2357 m), links unten Radstädter Tauern
Phot. Willi End



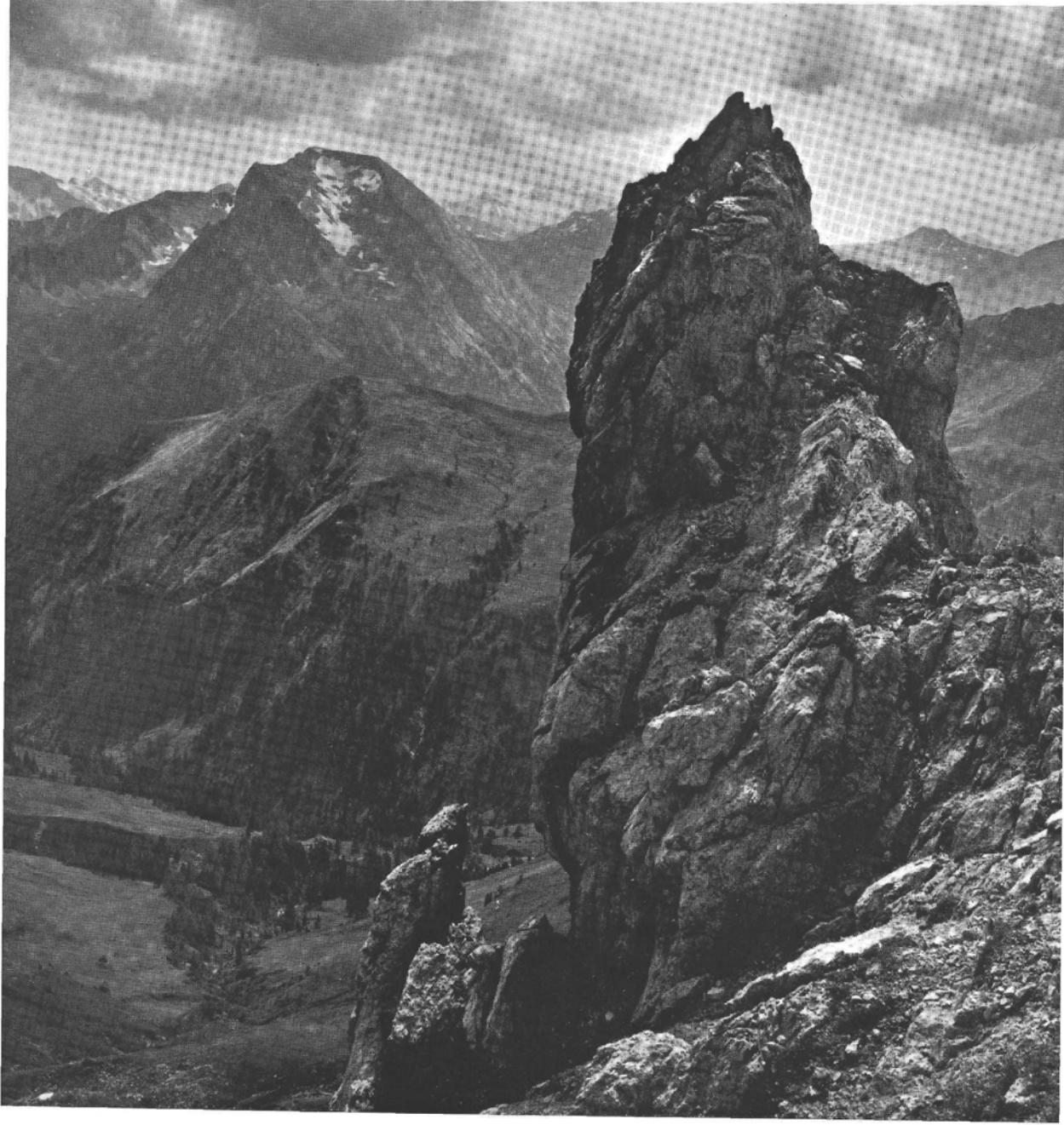
Hochfeindkamm, Stampferwand und Zwillingswand vom Taferlnock
Phot. Willi End

Tafel II



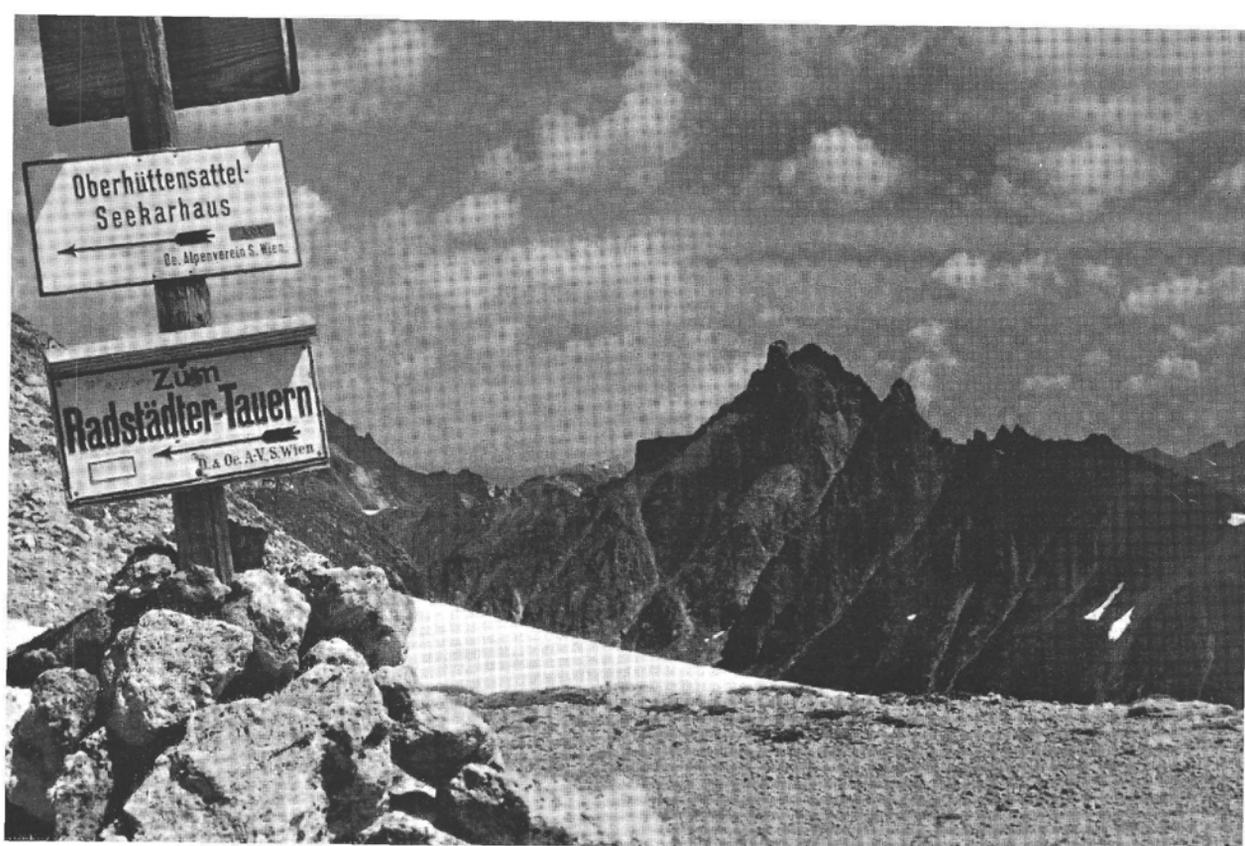
Am Mosermandl, Nordwestanstieg
Phot. Willi End

Tafel III



Weißeck (2711 m) von Nordosten (Taferlnock)
Phot. Willi End

Tafel IV



Ahkar-Scharte (2315 m), Blick auf Kampspitze (2390 m)

Phot. Walter Wunderlich, Wien

Tafel V

Ignaz-Mattis-Hütte (1986 m) am Giglachsee mit Lungauer Kalkspitze (2471 m)



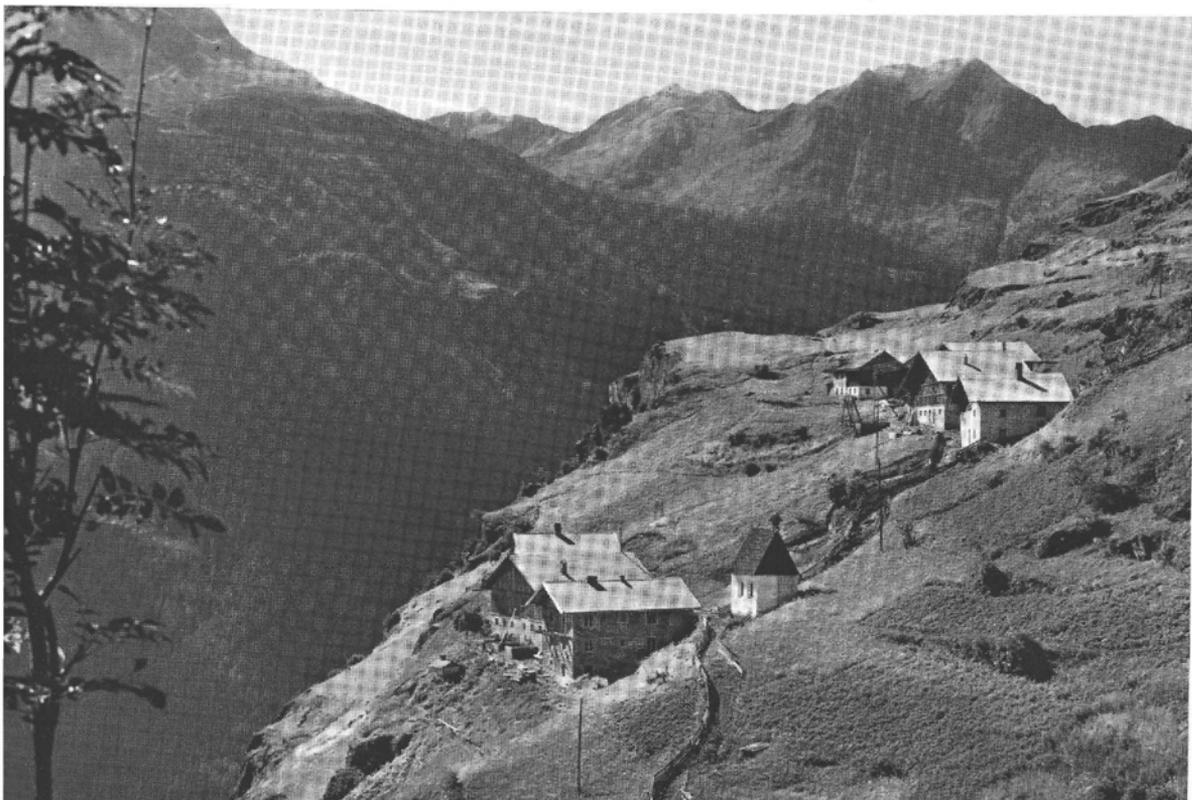


Ötztalstufe von Umhausen (1036 m), durch die Enge des Maurach von der Stufe von Längenfeld (1179 m) getrennt

Tafel VI

Photos Risch-Lan

Hochsiedlung von Farst (1483 m). Schwaighofanlage in direkter Südauslage



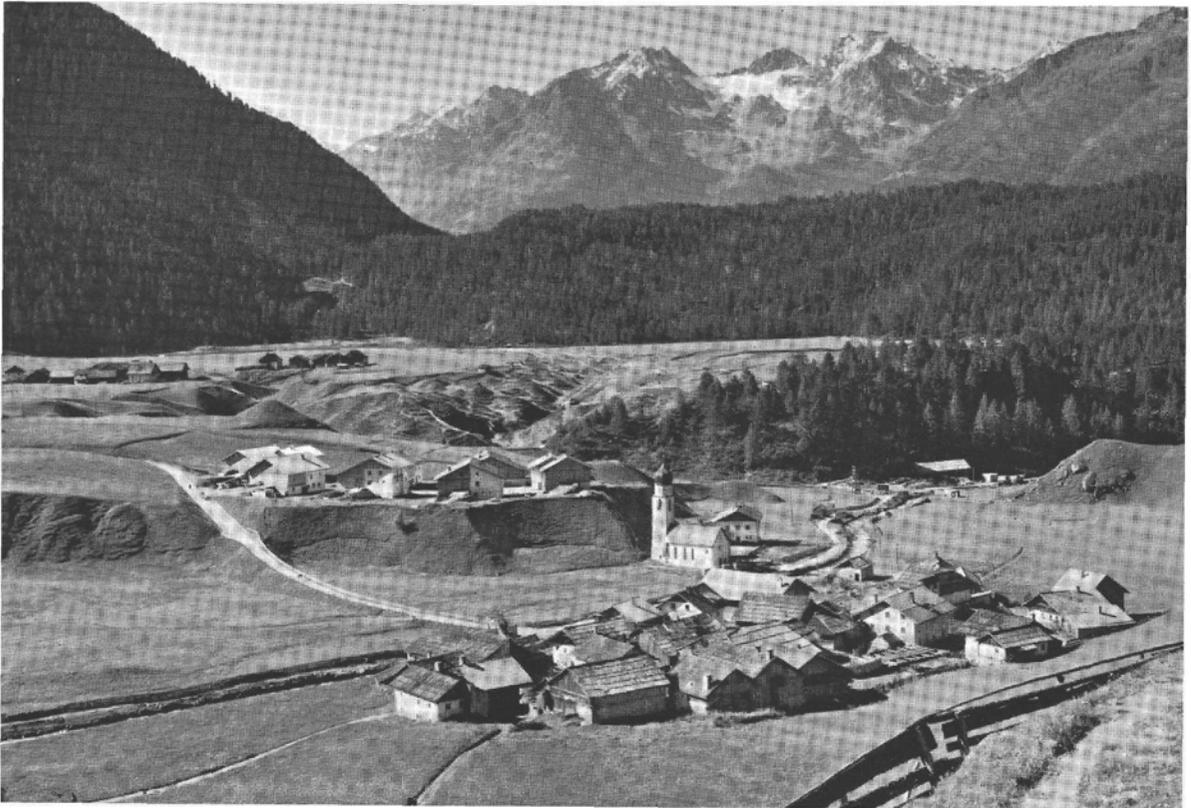


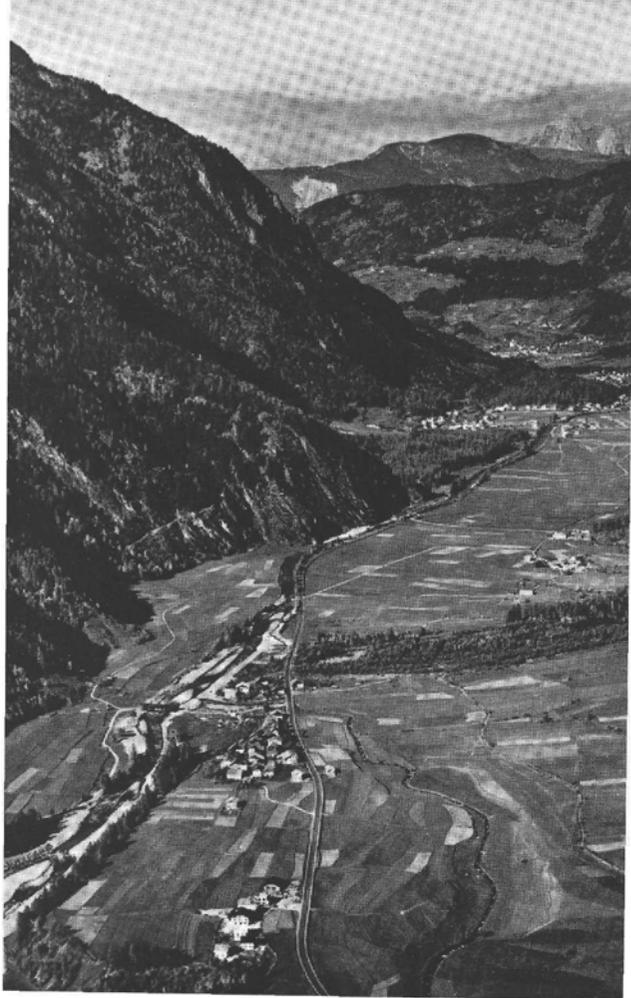
Hofgruppe von Köfels (1403 m) gegen die bewaldete Abbruchmasse des Taufererberges. In der Bildmitte links der Einschnitt des Hairlachtales mit der Verebnung von Höfle (Niederthai)

Photos Risch-Lan

Tafel VII

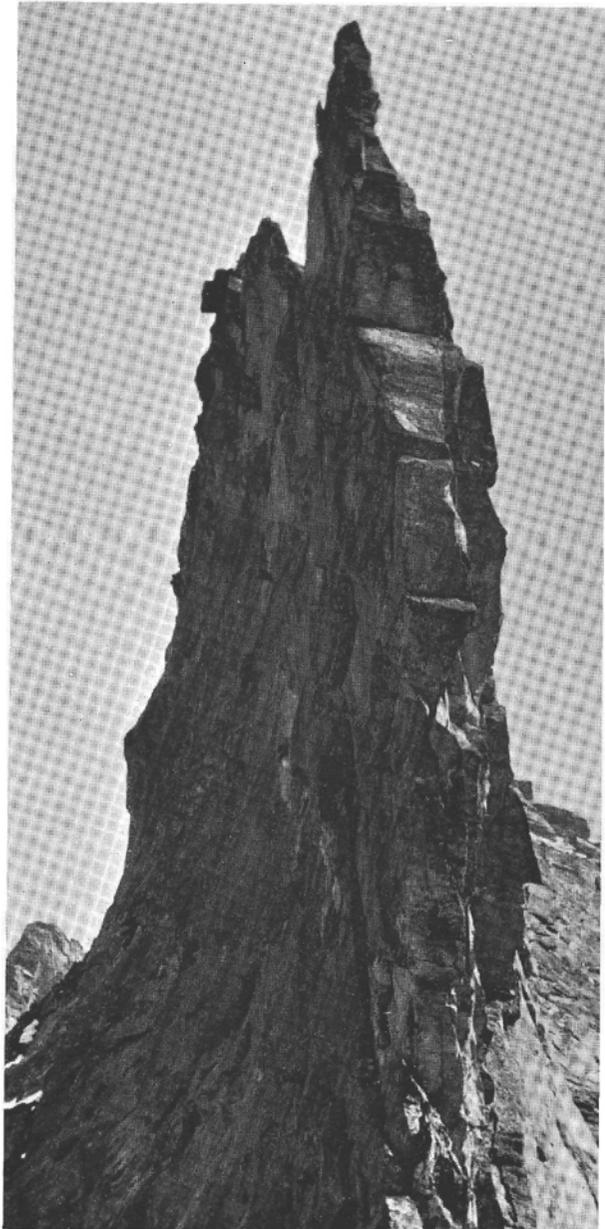
Niederthai (1537 m) mit den Hofgruppen Sennhof (im Vordergrund, z. T. auf den Hügel über der Kirche umgesiedelt), Ennebach und Lehen





Links:
Ötztal bei Umhausen
Blick talaus
Phot. Risch-Lau

Tafel VIII



Rechts:
Der Dritte König
(Zillertaler Alpen)
Phot. Ernst Schmid, Kramsach

Auf Höhenwegen durch die Radstädter Tauern

ERNST HERRMANN

Einer der schönsten langen Wege „von Hütte zu Hütte“ ist der herrliche „Tauernhöhenweg“, der von Haus bei Schladming zunächst durch die Schladminger Tauern zum Radstädter Tauernpaß (1739 m) führt; nach Querung der Paßstraße von Radstadt nach Mauterndorf, die ja ein uralter Handelsweg von Norden nach Süden ist und schon zu Römerzeiten benützt wurde, beginnt die Durchwanderung der Radstädter Tauern, die im Osten von diesem eben genannten Paß begrenzt werden und im Westen beim Murtörl (2260 m) enden. Von hier führt der Tauernhöhenweg weiter in den Bereich der Hohen Tauern und durchzieht nun alle fünf Untergruppen von der Ankogelgruppe über den Sonnblick (Goldberggruppe), dann durch die Glockner- und Granatspitzgruppe bis zum fernen Großvenediger, wo der Weg endet und verschiedene Abstiege, z. B. nach Norden über die Kürsinger Hütte (2549 m) nach Neukirchen im Oberpinzgau oder nach Süden über das Defereggerhaus (2962 m) und die Johannishütte (2221 m) nach Hinterbichl und weiter mit dem Postauto nach Lienz in Osttirol möglich sind. Wollte man den gesamten Weg vom Ennstal zum Großvenediger begehen, würde man etwa 25 Hütten berühren und mindestens vier Wochen — selbst gutes Wetter vorausgesetzt — benötigen. Daher werden die meisten Begeher Teilabschnitte für den jeweiligen Urlaub wählen und vielleicht auf einigen Hütten mehrere Tage verweilen, um noch zusätzliche Gipfel zu ersteigen. Einzelne Teilstücke des Tauernhöhenweges sind ja altbekannt, so vor allem die Schladminger Tauern mit dem einmaligen, seengeschmückten Klafferkessel durch ihren Erschließer Hans Wödl und die von ihm durch Jahrzehnte geleitete „Alpine Gesellschaft Preintaler“, die drei Hütten erbaute; auch das Wegstück vom Ankogel zum Sonnblick wurde schon im Jahrbuch des Alpenvereins 1915 von Altmeister Frido Kordon, einst Apotheker in Gmünd, Kärnten, liebevoll geschildert. Am wenigsten bekannt ist jedoch das Teilstück durch die Radstädter Tauern, und deshalb möchte ich gerade diesen Abschnitt nun für zukünftige Begeher eingehender schildern, besonders weil diesem Jahrbuch eine neue Alpenvereinskarte dieses Gebietes beiliegt und viele Bergsteiger die willkommene „Bergfahrtenunterlage“ veranlassen wird, diese noch verhältnismäßig einsame und ursprünglich gebliebene Untergruppe der Niederen Tauern aufzusuchen. Für die anderen Teile des Tauernhöhenweges liegen Alpenvereinskarten schon lange vor. Ebenso ist auch das Schrifttum über die Radstädter Tauern verhältnismäßig gering.

Wenn auch die Tauern aus kristallinem Gestein aufgebaut sind, haben wir es gerade in den Radstädter Tauern mit großen Kalkdolomitablagerungen zu tun, die viele Gipfel aufbauen und dadurch in den Formenschatz der Bergwelt große Abwechslung bringen.

Die Höhenwege in den Radstädter Tauern dürfen allerdings nicht als „Promenadenwege“ angesehen werden, sie verlangen infolge der großen Höhenunterschiede schon eine gewisse Ausdauer. Infolge der Höhenlage ist auch ein entsprechender Wetterschutz mitzunehmen.

Und nun wollen wir uns auf den Weg in die eigenartige Bergwelt der Radstädter Tauern machen, die vom Österreichischen Alpenverein durch Hütten und Wegenlagen bestens erschlossen wurde.

Der Beginn des Weges liegt — wie eingangs bereits erwähnt — auf dem Radstädter Tauernpaß, der für vom Norden Kommende bequem von Radstadt mit dem Auto oder dem Postauto zu erreichen ist; ebenso von Süden auf der Paßstraße vom Murtal aus über Mauterndorf. Wer vorher die Schladminger Tauern durchquert haben sollte, stößt nach Verlassen des Seekarhauses, des letzten Schutzhauses der Schladminger Tauern, in halb-stündiger Wanderung ebenfalls auf die Paßstraße.

Der erste Wegabschnitt ist kurz und führt — Hirschwandsteig benannt — in zwei Stunden zur Südwienner Hütte (1802 m) der AVS Österr. Gebirgsverein auf der Obere Pleißlingalm. Der Weg beginnt beim Hotel Wisenegg (1664 m) in Obertauern, noch vor der Paßhöhe gelegen (Postautohaltestelle); da der Zugang also sehr kurz ist, kann die Südwienner Hütte noch erreicht werden, selbst wenn man erst am Nachmittag in Wisenegg eintrifft: wir queren nun die Straße, und jenseits beginnt ein gelbbezeichneter Weg, der über Wiesen — meist ziemlich eben oder mit geringen Steigungen, hoch über der Felsalm, einem Schilheim für Schul-Schikurse — die Hänge der Hirschwand quert (hier ein Drahtseil, doch ist der Weg völlig ungefährlich), schließlich die Almböden der Pleißlingalm mit der Südwienner Hütte erreichen läßt. Wenn das Wetter klar ist, haben wir ständig den Blick während der Wanderung auf die prachtvollen Dachsteinsüdwände, bis wir uns in der gemütlichen Südwienner Hütte ausruhen können. Sollte man jedoch schon zur Mittagszeit in der Hütte eintreffen, kann der Nachmittag zu einem Spaziergang auf den Spirzinger Kogel (2066 m) und allenfalls noch weiter über den Kamm auf das Spazeck (2065 m) benützt werden, $\frac{1}{2}$ bzw. 1 Stunde. Wer aber von der Südwienner Hütte aus eine größere Bergfahrt unternehmen will, dem sei die Steinfeldspitze (2344 m), die als mächtige Pyramide den Blick schon vom Tauernpaß auf sich zieht, empfohlen. Der Anstieg erfordert etwa drei Stunden und ist ein lohnender Tagesausflug von der Hütte.

Der Hirschwandsteig ist also eine bequeme und kurze Verbindung vom Tauernpaß zur Hütte. Es gibt aber auch einen längeren, doch landschaftlich schönen Weg auf einer höheren Terrasse, auf der sich der kleine Wildsee befindet, ein wunderbares Rastplätzchen; dieser rotbezeichnete Weg beginnt ebenfalls in Wisenegg, führt aber steiler zum See (1925 m) in einem Kar unter der „Glöcknerin“ und senkt sich dann über Stufen zur Hütte, Gesamtgehzeit etwa drei Stunden.

Hat man jedoch bei der Ankunft beim Radstädter Tauernpaß herrliches Wetter, dann lohnt es sich, gleich mit einer Gratwanderung zu beginnen. Man fährt mit der Zehnerkar-Seilbahn, deren Talstation zwischen Wisenegg und der Paßhöhe gelegen ist, zur Bergstation (2192 m), ersteigt dann auf rotbezeichnetem Weg die eigentliche Zehnerkar-spitze (2381) und wandert von hier — teils auf der Grathöhe, teils Abbrüchen in Schuttkaren unterhalb ausweichend — über die Glöcknerin (2432 m) und weiter über Stufen auf den Großen Pleißlingkeil (2501 m), einem der Hauptgipfel der Radstädter Tauern; nach Betreten des Gipfels liegt die eisgepanzerte Kette der Hohen Tauern vor unseren Augen. Nach der Gipfelrast steigen wir auf blaubezeichnetem Weg durch Schuttkare, Latschenfelder und schließlich auf Almböden zur Südwienner Hütte ab; damit liegt eine viel zuwenig bekannte Gratwanderung hinter uns, zu der wir etwa vier bis fünf Stunden benötigen; noch dazu bringt uns ja die Zehnerkar-Seilbahn bequem zu ihrem Beginn (ohne Bahnbenützung $1\frac{1}{2}$ Stunden mehr Zeitaufwand).

So hat uns also schon der erste Abschnitt, der Zugang zur Südwienner Hütte, drei Möglichkeiten zur Auswahl geboten; in der Südwienner Hütte müssen wir noch überlegen, welche von zwei Möglichkeiten zum Übergang zur Franz-Fischer-Hütte wir wählen:

der direkte Übergang (rot bezeichuet) ist zwar leicht, doch erfordert er etwa sechs Stunden Gehzeit, ist also anstrengend; er führt zunächst in den Sattel des Windsfeld (2117 m), der das Pleißlingtal mit dem Lantschfeldtal verbindet. Wir aber queren in westlicher Richtung zur höhergelegenen Taferlscharte (2236 m), nach einer Motivtafel

so genannt; diese Scharte bietet einen Prachtblick auf das Mosermandl, das „Matterhorn“ der Radstädter Tauern, sowie auf die Gletscher der Ankogelgruppe. Von der Scharte etwas absteigend, müssen wir nun die Kare unter der Mosermandl-Südseite über die Köflerhiasalm und die Jakoberalm — teilweise steile Grashänge — queren und schließlich am stimmungsvollen, kleinen Essersee vorüber zur bereits tiefer sichtbar werdenden Franz-Fischer-Hütte am Zaunersee absteigen; die Franz-Fischer-Hütte (2020 m) wurde 1931 von der AVS Tauriskia erbaut; diese Hütte schloß die letzte Lücke bei der Begehung des Tauernhöhenweges; erst durch diesen Stützpunkt war eine restlose Durchquerung der Radstädter Tauern und in weiterer Folge die Begehung des gesamten Tauernhöhenweges möglich. Leider wurde die schöne Hütte wiederholt von Lawinen zerstört oder beschädigt, aber durch die Tatkraft der Sektion in gleicher Form immer wieder aufgebaut, zuletzt in vergrößerter Ausgabe an etwas höhergelegener Stelle, wo sie nunmehr, hoffentlich, den Lawinen trotzen wird.

Die zweite Möglichkeit, von der Südwienener Hütte zur Franz-Fischer-Hütte zu kommen, ist der etwas weitere Weg über die tiefgelegene Tauriskiahütte (1195 m); dieser Tiefpunkt unseres Höhenweges wird viele Bergsteiger die erstere Möglichkeit wählen lassen; viele Hüttensammler werden aber wieder nicht gerne eine Hütte „überspringen“, zumal die Tauriskiahütte in einem prachtvollen Talboden liegt, der an die berühmten Talschlüsse der Julischen Alpen erinnert.

Wählt man diese Wegverbindung, muß man von der Südwienener Hütte entweder über die Untere Pleißlingalm in 1½ Stunden — erst rot, dann blau, dann wieder rot bezeichnet —, oder über die Hafeichtalm in 1¾ Stunden — nur rot bezeichnet — zur Tauriskiahütte absteigen, wo am besten genächtigt wird. Diese Hütte kann vom Tauernpaß über den Hirschwandsteig und die Südwienener Hütte leicht auch in einem Tag erreicht werden. Die Hütte wurde 1920 von der AVS Tauriskia von einer Jagdhütte in eine Schutzhütte umgewandelt.

Am nächsten Tag haben wir einen landschaftlich einmaligen Aufstieg über die Obere Gasthofalm (völlig verfallen, also „ungastlich“) und verkarstete Kare zur Windischscharte (2306 m) vor uns; er ist zwar leicht, doch infolge des Höhenunterschiedes von 1100 Metern anstrengend. Von hier erfolgt der Abstieg zur Franz-Fischer-Hütte. Er führt durch Kare mit großen Felsblöcken und manchmal noch über Schneefelder, zuletzt am Ostufer des Zaunersees entlang zur Hütte. Wir waren fünf Stunden auf diesem rotbezeichneten Weg unterwegs und haben wieder eine großartige Wanderung hinter uns. Bei diesem Übergang über die Windischscharte kann auch das Mosermandl gleich mitbestiegen werden; man geht in diesem Fall wie zur Windischscharte, bis oberhalb der verfallenen Gasthofalm ein gleichfalls rotbezeichneter Steig durch den östlichen Teil des verkarsteten Kares abzweigt und unmittelbar unter die Westwand des Mosermandls führt; hier trifft man auf eine blaue Bezeichnung durch eine steile, mittels Drahtseile gesicherte Schuttrinne, und über den kurzen Westgrat haben wir bald die Spitze erreicht; dieser vielleicht formenschönste Gipfel der Radstädter Tauern lädt zu langer Rast ein, wenn uns gute Fernsicht beschieden ist. Wir steigen wieder durch die Schuttrinne ab und folgen der blauen Bezeichnung, bis links eine rote abzweigt, die uns über die Karsthochfläche zur Windischscharte führt.

Wer einige Tage auf der Franz-Fischer-Hütte verweilen will und beim Übergang über die Windischscharte das Mosermandl — wie oben beschrieben — nicht gleich miterstiegen hat, etwa weil er über die Taferlscharte von der Südwienener Hütte kam, kann dies als besonders lohnende Gipfeltour noch nachholen; Aufstiegszeit etwa 2½ Stunden. Ein anderer jedoch schwierigerer Gipfel im Hüttenbereich ist der Faulkogel (2654 m), der auch etwas weiter ist, daher etwa vier Stunden Aufstiegszeit erfordert. Von der Franz-Fischer-Hütte steigen wir wieder auf die Windischscharte und jenseits gleich links nach einer roten Bezeichnung — die rechte führt zur Tauriskiahütte — im Kar um den Faulkogel herum, mit ziemlichem Höhenverlust zum Neukarsee hinab; vor-

her trifft man die blaue Bezeichnung vom Mosermandl zur Ursprungalm; mit dieser gemeinsam ein Stück über den Neukarsee hinaus, dann verläßt man die blauen Zeichen, die sich zur Ursprungalm senken, und steigt, rot bezeichnet, in vielen Windungen über den grasigen Hang zum Nordkamm des Faulkogels, zur Neukarscharte an. Hier ist der Einstieg in die Felsen. Durch eine kurze Felsrinne (Drahtseil) quert man in der Nähe des Nordgrates auf schmalem Band zu einer 60 Meter hohen Steilrinne, die an Drahtseilen (zwei Anlagen, eine im Rinnengrund, leichter, eine zweite weiter außen, falls in der Rinne selbst noch Schnee liegt, diese jedoch ausgesetzter) durchstiegen wird und auf einer kleinen Schuttstufe endet; nun in leichter Kletterei auf den Nordgrat und teilweise in der Flanke zum Gipfel, 1½ Stunden vom Einstieg.

Doch eines Tages müssen wir von der so schön gelegenen Franz-Fischer-Hütte Abschied nehmen und zur Tappenkarseehütte weiterwandern. Dieser Übergang ist nach den Anstrengungen der letzten Tage ein Erholungsspaziergang. Wir verlassen die Hütte in westlicher Richtung auf sehr gutem Steig und queren die Hänge des Stierkarkogels ziemlich eben zur Weißgrubenscharte (2257 m) und steigen dann in Windungen über steile Grashänge in das Kar ab, in dem der Tappenkarsee liegt, der größte Hochgebirgssee des Landes Salzburg. Am Südufer, am Hang des Gurensteins, also etwas oberhalb des Sees, liegt die Hütte (1815 m), die 1931 von der AVS Pongau und Meißner Hochland in Dresden erbaut worden war. Eine Lawine hat sie 1947 völlig zerstört. Im Jahre 1954 aber wurde sie von der Wiener AVS Edelweiß etwas höher neu erbaut; wer die Durchquerung der Radstädter Tauern schon hier beenden will, wandert am Westufer — zum Teil auf in die Felsen gesprengtem Steig — zum Nordende des Sees und dann steil — auf gutem Weg — ins Kleinarltal hinunter zum Jägersee mit Gasthaus; hier beginnt eine Postautolinie, die uns über Kleinarl und Wagrain nach St. Johann i. Pongau zur Eisenbahn bringt.

Wer aber noch weiterwandern will, steigt von der Tappenkarseehütte über grasige Hänge gegen das Haselloch an und quert dann unter den Südhängen der Gling Spitze zur Wasserfallscharte (2187 m), dann weiter querend zur Nebelkarscharte (2453 m) — allenfalls kurzer Abstecher über den Ostgrat auf das Nebelkareck (2535 m) — und nun langsam fallend in das Murtörl (2260 m), das einen Übergang vom Großarltal ins Murtal ermöglicht; am Murtörl enden auch die Radstädter Tauern, und jenseits beginnen mit der Ankogelgruppe die Hohen Tauern. Vom Murtörl könnte man auch nordwärts ins Großarltal auf gutem Steig absteigen und erreicht schließlich im Talboden eine Straße, die nach Hüttschlag führt. Von hier Postautoverbindung nach St. Johann i. Pongau. Das Murtörl wäre auch ein idealer Hüttenplatz sowohl für die Paßwanderer als auch für die Begher des Tauernhöhenweges; denn die nächste Unterkunft ist erst die 500 Meter tiefer gelegene Stickeralmhütte (1752 m) der AVS Graz im obersten Murtal, die diese Almhütte erwarb und zu einer Schutzhütte ausbaute; um zu ihr zu gelangen, muß man vom Murtörl in südöstlicher Richtung über steile Grashänge in den Murboden absteigen und an der Murquelle, die sich in einer Geröllhalde befindet, vorbei, der jungen Mur am linken Ufer folgend, zur Stickeralmhütte absteigen, etwa 6 Stunden von der Tappenkarseehütte (rot bezeichnet).

Zur Stickeralmhütte, der letzten Hütte im Gebiet der Radstädter Tauern, könnte man übrigens auch gleich von der Franz-Fischer-Hütte über die Riedingscharte (2275 m) kommen, ein etwas kürzerer Übergang als über den Tappenkarsee, aber mit größerem Höhenverlust und mehr vom Hauptkamm abweichend, allerdings mehr der Luftlinie folgend. Bei diesem Übergang, der früher der übliche war, kann von der Riedingscharte günstig das Weißeck mitgenommen werden. — Von der Neuen Franz-Fischer-Hütte auf dem Hüttenweg 300 Meter ins Riedingtal hinab. Auf dem Almweg ein Stück talauf zur Königalm; von dieser in südöstlicher Richtung über schöne Weidhänge zur Riedingscharte (2275 m, 3½ Stunden), zwischen Großem Reicheschkogel (2413 m) nordwestlich und Weißeck (2711 m) östlich. Von der Scharte sehr lohnender

Abstecher über den Westkamm in 1½ Stunden auf das Weißeck, dessen Name von der hellen Färbung des Kalkes kommt. Das Weißeck ist übrigens der höchste Gipfel der gesamten Radstädter Tauern und kann bei diesem Übergang also leicht „mitgenommen“ werden, kann aber auch von der Stickleralmhütte als selbständige, sehr lohnende Gipfeltour nach dem beschriebenen Weg unternommen werden.

Von der Stickleralmhütte wandern wir nun zur Beendigung unserer etwa einwöchigen Wanderung auf herrlichen Höhenwegen, allenfalls unter Mitnahme zahlreicher Gipfel, nun die junge Mur etwa 1½ Stunden abwärts, bis wir zur Einmündung des Rotgüldentales kommen. Hier steht das Gasthaus „Arsenhaus“ (in der Nähe war ein Arsenbergwerk). Ein Aufstieg von 1¼ Stunden würde von hier zur prachtvoll gelegenen Rotgüldenseehütte (1702 m) der AVS Graz unter der Nordwand des Hafners führen. Im Hochsommer verkehrt vom Arsenhaus über den Ort Muhr, der ersten Siedlung an der jungen Mur, und St. Michael im Lungau ein Postauto nach Tamsweg oder Mauterndorf und zum Radstädter Tauernpaß, wo man vielleicht das Auto abgestellt hatte, und anschließend nach Radstadt. Damit sind wir wieder an unseren Ausgangspunkt zurückgekehrt.

Wer aber weiter in die Hohen Tauern will, wandert von der Stickleralmhütte über die Schmalzcharte (2444 m) und den Weinschnabel (2750 m) zur Osnabrücker Hütte (2022 m) — neun bis zehn Stunden, rot bezeichnet — und von dieser über die Großelendscharte (2674 m) — allenfalls auch über den Ankogel (3246 m) — in 3½ Stunden zum Hannoverhaus (2722 m), von wo wir nach Mallnitz absteigen oder bequemer mit der Seilbahn, deren Bergstation wenige Minuten unter dem Hannoverhaus liegt, hinabfahren können; von der Talstation Postautoverbindung zum fünf Kilometer entfernten Bahnhof Mallnitz an der Tauernbahn, die eine günstige und rasche Heimfahrt (viele durchgehende Expreszüge) ermöglicht.

Damit habe ich die schönsten Höhenwege „von Hütte zu Hütte“ geschildert. Absichtlich sollte es keine Schilderung der Einzelheiten einer Wegbeschreibung sein, die man ja im Bedarfsfalle in meinem „Tauernhöhenweg-Führer“ (Verlag Gerlach und Wiedling — Wien, 3. Auflage 1967) nachlesen kann. Ich wollte nur die vielen leichten bis mittelschwierigen Wege aufzeigen, die durch die Tätigkeit unserer AV-Sektionen in den Radstädter Tauern bestehen und zu deren Begehung einladen.

Ich wünsche allen Begehern ebenso frohe, glückliche Bergtage, wie sie mir in den einsamen Radstädter Tauern beschieden waren.

Schrifttum:

- Dr. Ernst Herrmann: Tauernhöhenweg-Führer, Verlag Gerlach und Wiedling — Wien, 3. Auflage 1967.
 Dr. Josef Moriggl: „Von Hütte zu Hütte“, 3. und 5. Band, Verlag S. Hirzel, Leipzig (vergriffen) 1925 und 1927.
 Purtscheller-Heß-Barth: „Der Hochtourist“, 5. Band, Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig (vergriffen) 1928.
 Peter Höll: „Schladminger und Radstädter Tauern“ (hauptsächlich Kletterführer), Bergverlag Rudolf Rother, München 1968.

Karten:

- Alpenvereinskarte der Radstädter Tauern 1970, 1:50.000 (diesem Jahrbuch beiliegend).
 Freytag & Berndt; Touristenwanderkarte, Blatt 19, 1:100.000 (Goldberg — Ankogel, Radstädter Tauern).

Bergfahrten im Hochfeindkamm

ROBERT HÜSCH

Meinem toten Kameraden Franz Wolf,
dem Erschließer des Hochfeindzuges,
zum bleibenden Gedächtnis.

Der orographische Bau der Radstädter Tauern weicht von jenem der übrigen Teilgebiete der Niederen Tauern in gewisser Weise ab. Dabei soll eigentlich außer Betracht bleiben, ob man die Ostgrenze über die Radstädter Tauernpaßhöhe zieht, damit zwar einer bequemen Vorgangsweise folgend und den auf eine Entfernung von rund 200 Kilometern tiefsten (1739 m) Übergang im Hauptkamm der Zentralalpen zwischen dem Triebener Tauern im Osten und dem Brennerpaß im Westen wählend; oder ob man vielleicht besser als Ostgrenze der Radstädter Tauern den flachen see-erfüllten Oberhüttensattel (1866 m) ansieht, wodurch man der Ostgrenze des für die Radstädter Tauern so charakteristischen metamorphen Mesozoikums (Auftreten von kalkigen Gesteinen in verhältnismäßig großer Flächenausdehnung im Raume von kristallinen Schiefern) ziemlich nahekommt und überdies die touristische Einheit der Paßlandschaft auf dem Radstädter Tauern nicht auf zwei verschiedene Berggruppen aufzuteilen gezwungen ist. Jedenfalls zeigen aber die vom Hauptkamm der Niederen Tauern im Bereich der Radstädter Tauern nach Süden abzweigenden Seitenkämme vorwiegend eine parallel laufende Streichungsrichtung gegen Südosten, die im Extremfall des Weißeckkamms zwischen dem Murwinkel und dem Zederhaustal sogar zu einer Ostsüdostrichtung geworden ist.

Der hier zu behandelnde Hochfeindkamm löst sich vom Hauptkamm der Radstädter Tauern eigentlich genau beim Taferlnock (2374 m) ab, dessen Südostkamm durch die als Übergang von Norden nach Wald (1328 m) im Zederhaustal viel benützte Taferlscharte (2236 m) begrenzt wird. Der Hochfeindkamm wird im Nordosten durch das Lantschfeldtal und nach seiner Einmündung bei Tweng (1233 m) in das Taurachtal durch dieses bis Mauterndorf (1121 m) begrenzt, im Südwesten durch das Zederhaustal ab Wald bis zu dessen Einmündung in das Murtal oberhalb von St. Michael im Lungau (1075 m), wobei die Begrenzung ganz im Südosten zwischen St. Michael und Mauterndorf etwa durch die Verbindungsstraße beider Orte ganz gut gekennzeichnet ist. Die Länge des Hochfeindkamms wird man am besten mit 30 bis 35 Kilometern annehmen; vielleicht ist 32 Kilometer eine recht genaue Angabe.

Bevor man nun zur Schilderung von Bergfahrten im Hochfeindkamm übergehen kann, ist es notwendig, sich den Kammverlauf selbst vor Augen zu führen. Von der Taferlscharte (2236 m) verläuft der Kamm etwa nach Südosten zur Stampferwand (2342 m) und über die Gebreinspitze (2167 m) zur Labspitze (2222 m). Die Kammfortsetzung zieht nun genauer nach Süden, nach dem verhältnismäßig eingetieften Ecksattel (etwa 2150 m), über eine Kammaufschwellung zur Rothenkarscharte (2354 m). Die bisher vorwaltenden sanften Bergformen verschwinden nun mehr und mehr und es tritt das Steinskelett der Berge offener als früher zutage. Gleichzeitig schnell die Gipfelflur, die bisher nur in einem einzigen Fall die Grenze von 2300 Metern überschreitet, jäh auf über 2300 Meter hinauf, um dann bald auf eine geraume Strecke hin nirgends unter 2500 Meter abzusinken. Die genannte Kammaufschwellung ergibt sich durch einen hier einmündenden, mit der Zwillingwand (2516 m) beginnenden Seitenkamm, dessen

annähernd west-östliche Streichungsrichtung nunmehr durch den von nun an bedeutend höheren, in einigen Wellenlinien verlaufenden Hauptkamm fortgesetzt wird. Über die Gr. Guglspitze (2638 m) steigt dieser zum höchsten Gipfel auf, dem Hochfeind (2687 m), der dem ganzen Kamm den Namen gegeben hat. Der weiter folgende Gödernierkarkopf (2595 m) entsendet nach Nordnordosten einen längeren Seitenkamm, der noch in der Heißenspitze (2282 m) gipfelt; im Hauptkamm folgt jedoch die Dürchenwand (früher Türkenwand, 2635 m), von der es rund 250 Meter ost-südöstlich zur Gwändscharte (2387 m) herabgeht. Aber der Kamm erhebt sich gegen Osten zu bald wieder auf 2507 Meter (Zeppspitze) und in der Folge zur Lackenspitze (2459 m). Der Kamm etwa von der Dürchenwand bis zur Lackenspitze und entlang einem von ihr nach Nordosten zum Speikkogel (2263 m) abstreichenden Seitenkamm umschließt im Süden und Osten das gewaltige, nirgends unter 2000 Meter herabgehende Fuchskar mit dem Fuchssee (2042 m) als natürlichem Mittelpunkt, während von der Zeppspitze nach Süden ein stark bewachsener Seitenkamm zur Malutzspitze (2465 m) zieht. Östlich von dieser ist dem von der Lackenspitze zur Grubachspitze (2428 m) streichenden Hauptkamm im Süden die grüne Mulde der Ochsenalm (2026 m) angelagert, zu der vom Hauptkamm nur Schutzströme mehr oder minder tief zu einem Seelein herabziehen. Die Grubachspitze entsendet annähernd nach Nordosten einen Seitenast, der gleich anfangs die markante Höhe 2401 Meter trägt, später aber eine grüne Einsattelung (etwa 2050 m) mit der einsam gelegenen Krauthackelhütte enthält, nach der es noch einmal zum Roßkogel (2149 m) hinaufgeht. Östlich unterhalb der Krauthackelhütte hat man den in Grün gebetteten einsamen Wildalmsee (1902 m), oberhalb dessen ein zunehmend unwegsam, weil felsiger werdendes Gelände, das „Grubach“ (= ein viele Gruben aufweisender Boden), nach Südwesten zur Grubachscharte (2287 m) emporführt, erstmals wieder (nach gut 8 bis 9 km!) eine Stelle im Hochfeindkamm, die 2300 Meter unterschreitet; zu ihr kann man von der vorgenannten Ochsenalm unschwierig hinaufgelangen.

Östlich folgt nun der mächtige Stock des Weißenecks (2563 m), doch erreicht schon das südsüdwestlich vorher gelegene Vordere Weißeneck 2647 Meter; an der höchsten Stelle weit über 300 Meter hoch sind die vom Stock nach Norden in Richtung Wildalmsee absinkenden Felswände, die durch eine Art von eigenartigem, nach Ostnordosten verlaufendem Schichtkopf südlich begrenzt werden.

Der Hauptkamm führt südöstlich weiter zum Vierteleck (2338 m) und von hier etwa östlich zur Laperingspitze (2369 m). Ab diesem Gipfel ist es mit der annähernden Ostrichtung des Hochfeindkamms endgültig zu Ende; er schwingt nun in sanftem Bogen in eine südsüdöstliche Richtung um, fast nach Süden gewendet, um sich zum viel bestaunten „Matterhorn des Lungaues“, dem Schareck (2466 m), aufzusteilen. Die Kammfortsetzung zu den übrigens genau 100 Meter tiefergelegenen Kämpenköpfln (2366 m) wird dazwischen auf etwa 2230 Meter eingesattelt; der Blick nun von dieser Einsattelung auf das nördlich gelegene, 230 Meter höhere Schareck zeigt diesen vielleicht schönsten Gipfel des Hochfeindkamms kühn zugescharft, wodurch sich der Matterhornvergleich von selbst ergibt. Das Verbindungsstück zwischen den Kämpenköpfln (von hier Seitenast nach Nordosten zum Schöneck, 2235 m) und dem Großen Lanschütz (2347 m) verläuft etwa ost-südöstlich, jenes von diesem Gipfel zum Kleinen Lanschütz (2354 m) wieder süd-südöstlich; dieses letztere Verbindungsstück weist gegen Osten eine einheitlich durchziehende Wandstufe auf, die Zallinwand, die aber erst ein Stück unterhalb des Kamms beginnt. Bei den zwei Lanschützgipfeln kann man wieder einmal das nicht ganz seltene Prinzip der „Namenumkehrung“ feststellen, indem nämlich der höhere Gipfel der Kleine, der niedere aber — wohl seiner größeren Massigkeit wegen — der Große heißt. (Genau denselben Fall findet man z. B. bei den zwei Wildsendergipfeln in den Lienzer Dolomiten oder beim Solstein bei Innsbruck.) — Vom Kleinen Lanschütz zieht nun einerseits ein östlicher Seitenkamm zum Großeck (2074 m), an dem sich die Speiereckhütte, der einzige Hüttenstützpunkt in der Kammregion des Hochfeindzugs, befindet, andererseits

der nunmehr ganz zahm werdende Hauptkamm zum Speiereck (2411 m), dem letzten ansehnlichen Gipfel im Hochfeindkamm. Ein Südwest- und ein Südostkamm begrenzen an diesem Berg eine riesige dreieckige Südflanke; der genannte Südostkamm ist nun die Fortsetzung des Hauptkamms, der jetzt seine Deutlichkeit an der Stelle des Trogwaldes (Waldgrenze hier durchschnittlich bei 1850 m) bereits eingebüßt hat. Bei der Einsattelung P. 1539 (Baum mit Tafeln) beginnt noch der langgezogene, südöstlich verlaufende und durchaus bewaldete Hollerberg (1599 m), dessen sanfter Waldrücken mit P. 1525 endet, worauf ein Steilabfall von 400 Metern den Hochfeindkamm an der Straßenrundung zwischen St. Michael und Mauterndorf bei etwa 1100 Meter Meereshöhe endgültig enden läßt.

So ergibt es sich, daß dieser langgestreckte gewaltige Gebirgskamm eigentlich drei Hauptabschnitte erkennen läßt: Im äußersten Nordwesten zwischen der Taferlscharte und dem Ecksattel einen kürzeren und ganz zahmen, verhältnismäßig niedrigen Teil, der nirgends 2400 Meter erreicht; im Südosten einen gleichfalls ziemlich zahmen, aber den wesentlich längsten der drei Abschnitte, der wiederum nirgends 2500 Meter erreicht; das Zwischenstück nun, zwischen dem Weißeneck (2563 m) — über den Hochfeind (2687 m), den höchsten Gipfel des ganzen Bergkamms — und etwa der Gegend um die Rothenkarscharte (2354 m), mit einem westlichen Ausläufer in einem Seitenkamm noch die Zwillingswand auf 2516 Meter emporreckend, hat überhaupt keinen Gipfel unter 2400 Metern, wird nur in Scharten und Sätteln auf eine Höhe von unter 2300 Meter herabgedrückt und weist eine stattliche Reihe von Gipfeln über 2500 und 2600 Meter auf.

•

Der große Kammweg

Seitdem es auf dem Hochfeindkamm eine zur Begehung viele Stunden erfordernde Kammarkierung gibt, wäre es unangebracht, wollte man nicht vor einer Schilderung einzelner Gipfel den Verlauf dieser sehr langen Markierung zusammenhängend schildern. Die neue Beschreibung und die Bezeichnung sind im wesentlichen ein Werk von Franz Wolf, dem bereits verewigten besten Gebietskenner.

Der günstigste Ausgangspunkt für eine Begehung dieser Mammutwegbezeichnung ist die Speiereckhütte, die früher der Sektion Vindobona (einst Wiener Straßenbahner genannt) des Österreichischen Touristenklubs (ÖTK) gehörte, nach dem zweiten Weltkrieg aber von der Sektion Waldheimat des ÖTK erworben und wiederinstandgesetzt wurde, nachdem man die Hütte bei Kriegsende völlig geplündert und z. T. zerstört hatte.

Die Speiereckhütte (2066 m) liegt ein wenig nordöstlich unterhalb der rasigen Anhöhe des Großsecks (2074 m), das indessen nach Norden mit der felsigen Großseckwand sehr steil abfällt. Die Hütte wird von Mauterndorf (1121 m) auf roter Wegbezeichnung in 2¹/₂stündigem Aufstieg über die Trogalm (1808 m) erreicht. Weitau bequem ist aber die Auffahrt mit dem Berglift, der eine Länge von 2120 Meter und einen Höhenunterschied von der Talstation (1174 m) zur Bergstation (2086 m) oberhalb des Großsecks von 912 Meter hat; die Fahrzeit beträgt 18 Minuten. — Die Speiereckhütte hat sechs Betten und 15 Matratzenlager; sie ist im Sommer und längere Zeit während der Schizeit bewirtschaftet. — Ein weiterer Aufstieg zu Fuß beginnt in St. Michael (1075 m) im Lungau; diese rote Wegbezeichnung (ein blau bez. Zubringer von St. Martin, 1068 m, im Lungau mündet im unteren Teil ein!) führt über den Peterbauer sowie über die Peterbaueralm zur Trogalm, wo sie auf den von Mauterndorf heraufziehenden Aufstieg trifft. Der Aufstieg von St. Michael ist etwa um 30 Minuten länger als jener von Mauterndorf.

Ein Stück unterhalb der Speiereckhütte, annähernd in 1970 Meter Seehöhe, führt eine rote Wegbezeichnung („Saulickelsteig“) östlich auf rund 1800 Meter zu einer Wegtafel

hinab, von wo die nunmehr sanfter fallende Wegbezeichnung in nordwestlicher Richtung zur Restalm (1728 m) und sodann wieder ansteigend und den Zallingraben querend zur Zallinalm (1838 m) bringt, von wo sie in einem gewaltigen Bogen nach Norden und Südwesten ansteigend zum Kamm beim Possegertörl (s. unten) zurückführt.

*

Von der Speiereckhütte führt das rotbezeichnete Weglein über die Rote Wand zuerst westnordwestlich, dann — nach Erreichen des Kammes — südlich abbiegend in bequemer Steigung auf den Gipfel des Speierecks (2411 m), eines der aussichtsreichsten Gipfel der gesamten Niederen Tauern. Zum Speiereck hätte man auch von St. Michael im Lungau über die Untere Pindlalm (1322 m), unweit vorbei an der Oberen Pindlalm (1709 m, Quelle), schließlich über die Speiereck-Halterhütte (1933 m) und an einer Quelle vorbei über den gewaltigen dreieckigen Südhang längs einer roten Wegbezeichnung unmittelbar aufsteigen können, ein Berggang, der gut vier Stunden erfordert. Auch vom Aufstieg von St. Michael zur Speiereckhütte — zwischen der Peterbaueralm und der Trogalm abzweigend — kann man zum Gipfel des Speierecks über den Ost-südostkamm (verblaßte rote Farbzeichen) gelangen.

Vom Speiereckgipfel kann der zuerst nördlich, später nordwestlich verlaufende Kamm bis zum „weit am Horizont herüberlugenden“ Hochfeind übersehen werden. Der Speiereckgipfel wird längs der roten Wegbezeichnung nach Norden absteigend verlassen und bis zur Einsattelung (etwa 2310 m; Wegtafel) vor dem Kleinen Lanschütz der Kamm verfolgt. Hier leitet die Wegbezeichnung gegen Osten wieder zur Speiereckhütte hinab, während wir längs roter Zeichen dem mäßig ansteigenden Rasenkamm weiter folgen und nach Übersteigen eines Zauns den Kleinen Lanschütz (2354 m) und weiter den Großen Lanschütz (2347 m) erreichen. Ziemlich steil, aber ohne jede Schwierigkeit, geht es nun hinab zum Possegertörl, wo sich wieder eine Wegtafel vorfindet. (Hier ist längs eines bez. Steigleins ein Abstieg zur Posseggeralm im Schöneckgraben möglich, der in das von der Tauernstraße durchzogene Tal ausmündet; von dieser Alm kann man in einem großen Bogen zu der vorerwähnten Zallinalm gelangen. Andererseits kommt man vom Possegertörl aber auch nach der anderen Seite hin durch den Lanschützgraben ins Zederhaustal hinab.)

Vom Possegertörl folgt man den roten Zeichen auf dem Kamm weiter, und zwar geht es längs des Zaunes steil hinauf bis zu den Abstürzen der Kämpenköpfln. Hier nach links um eine felsige Ecke (mit kleiner Höhle), worauf man in der Steilflanke auf gutem Schafsteiglein fast eben bis zu einem rechts herabziehenden grasigen Felsrücken quert. Hier über Gras und harmlose Schrofen schräg empor bis knapp unter den Gipfelgrat. Bei einem großen Felsblock (Farbzeichen) zweigt die Markierung ab und führt in wenigen Minuten auf den Gipfel der Kämpenköpfln (2366 m). Beim Weiterweg wird ein Rücken überstiegen und über bequem erkletterbare Felsen der vom Gipfel der Kämpenköpfln herüberziehende Grat erreicht, der uns ohne Mühe in das tiefelegene Sotterzentschartel (2210 m) bringt. Über einige kleine Erhebungen, fast immer direkt auf der Kammlinie, geht es rasch bis in die Scharte vor dem formschönen, nach allen Seiten steil abfallenden Schareck (2466 m). Den Zeichen nach nun über Trittsicherheit erforderndes Steilgelände hinauf zum imposanten Gipfel des „Matterhorns des Lungaus“ (3 Stunden vom Speiereck). Dieser Gipfel hatte vor Anlegung der Markierung nur höchst selten Besuch gehabt.

Der Abstieg vom Schareck an seiner steilen Nordflanke bietet keine Schwierigkeiten und läßt bald einen Sattel erreichen. Von hier kann man wieder östlich über die Holzeralm (1781 m) zur Tauernstraße bei Vorderwinkel (1206 m) absteigen; auch nach Südwesten gibt es einen Abstieg über die Hauseralm (2104 m) und durch den Feller Graben hinaus ins Zederhaustal.

Der auf den eben erwähnten Sattel folgende breite Rücken wird etwas später zu einer

luftigen Schneide, die auf einem gut ausgeprägten Schafsteiglein zum zierlichen Gipfel der Lapernigspitze (2369 m) steil hinaufführt. Der weitere Abstieg ist nun etwas unübersichtlich, da in der Gratschneide ein jäher Abbruch folgt, der links über eine steile Schrofenwand umgangen werden muß. Über ein Schartel in dem recht zerklüfteten Grat erreicht man den nun wieder gut gangbaren, hier nach Westen ziehenden Kamm und nach Umgehung einiger kleiner Felstürme die folgende tiefe Scharte. Nach mehrmaligem Auf und Ab und teilweiser Umgehung von kleinen Hindernissen steht man schließlich auf dem die Kammlinie nur wenig überragenden Vierteleck (2338 m) und bald darauf vor dem gewaltigen Kalkmassiv des doppelgipfeligen Weißenecks. (Auch von dieser Scharte ist ein Abstieg über die „Scharalm“ ins Tauerntal möglich, dagegen nach Südwesten über den Steinsee, auch Hieslsee genannt, und die Steinbaueralm ins Zederhaustal.)

Für den Aufstieg zum Hauptgipfel des Weißenecks gibt es mehrere Möglichkeiten verschiedener Schwierigkeit. Am besten folgt man aber der neuangelegten Wegmarkierung und quert auf dürftigen Schafsteiglein bis zu einer steilen, schuttbedeckten Schlucht, die zwischen den beiden Gipfeln herabzieht. Durch diese Schlucht zwar mühsam, aber ohne jede Fährlichkeit, zur Scharte hinauf (6 Stunden vom Speiereck); nun in wenigen Minuten rechts auf das Große oder Hintere Weißeneck (2563 m) und links auf das Vordere Weißeneck (2547 m). Hier hat man aber erst den halben Weg bis zum Hochfeind bewältigt. „Ein eindrucksvoller Blick zurück zum Speiereck und nach vorn zum Hochfeind zeigt uns die enorme Länge des ganzen Gratverlaufs. Wohl ist man dem Hochfeind schon etwas näher als dem Speiereck, doch wird man bis dorthin wohl noch die gleiche Zeit benötigen.“

Der Weiterweg wurde nunmehr etwas später auch rot bezeichnet, doch weicht er bald von der Kammlinie ab. Vom Vorderen Weißeneck geht es über einen eintönigen Schutt- und Schrofenhang 260 Meter hinab in die Grubachscharte (2287 m), früher Grubachsattel genannt. Von dieser Einschaltung könnte man wieder über einen steilen Gras- hang annähernd westlich zur Znotter Ochsenalm absteigend auskneifen, worauf man durch den Znottengraben das Zederhaustal etwa zwei Kilometer unterhalb von Zederhaus (1205 m) erreicht. Die Wegmarkierung bleibt aber etwas oberhalb der Znotter Ochsenalm und biegt dann fast in nördliche Richtung um, worauf sie zur Zeppscharte hinaufleitet, die zwischen der Lackenspitze (2459 m) und der Zeppspitze (2507 m) einschneidet.

(Die wenigen früheren Begeher, vor allem Franz Wolf, stiegen von der Grubachscharte über einen steilen Rasenrücken bis zu den zerklüfteten Felsen der wilden Gams- spitze, jetzt Grubachspitze, 2428 bzw. 2401 m, hinauf, umgingen den ersten mächtigen Zacken auf dürftigen Gamsfährten rechts über steilen Schutt und Gras und trachteten wieder die Grathöhe zu erreichen. Nun einige Felstürme teils links, teils rechts umgehend, wurde die aus wilden Türmen zusammengewürfelte Spitze erreicht. Vom Gipfel ging es über grobes Blockwerk und riesige Schieferplatten hinab in die Zeppscharte. Die Überschreitung dieses Gipfels zeigt sich von der Ferne keineswegs einladend, erweist sich aber beim Näherkommen als nicht so schrecklich; es handelt sich weniger um technische Schwierigkeiten, als um die Orientierung, um durch dieses Gewirr von Zacken und Scharteln den richtigen Durchstieg zu finden. Zu alledem ist das Gelände äußerst steil und brüchig, weshalb sich die Umgehung dieses Gipfels, wie vorher geschildert, mehr empfiehlt.)

Von der Zeppscharte (Abstieg nach Norden dringend abzuraten) wird nun die Zeppspitze (2507 m) über einen schön ausgeprägten schmalen Kamm erstiegen, der wieder westlich verläuft. Vom Gipfel führt ein hübscher, großblockiger Felsgrat (der auch links in steiler Grasflanke umgangen werden könnte) ohne Schwierigkeiten in die Gwandscharte (2387 m). Etwas mühsam, aber ganz ungefährlich, ersteigt man von hier in etwa einer halben Stunde über Schieferplatten und Schutt das Schwarzeck (2635 m), das gegen Nordnordosten zum Fuchskar mit der „Dürchenwand“ (früher Türkenwand

genannt) abfällt. Die Fernsicht von diesem nach allen Seiten steil absinkenden Gipfel ist schon sehr schön und bereits weitreichender als vom Weißeneck. Doch weiter heißt es, hat man doch noch ein großes Stück Weges vor sich! Der Abstieg in die nächste, nicht sehr tief gelegene Scharte führt über einen schmalen, teilweise schuttbedeckten Felsgrat, ist aber ganz harmlos.

Bald nach dieser Scharte, die in der Österr. Karte nicht benannt und nicht kotiert ist, steilt ein mächtiger Felsturm vor dem Begeher auf, der am besten in prächtigem kristallinem Fels in fesselnder Kletterei übersritten wird, wenn man es nicht vorzieht, ihn in der linken Flanke zu umgehen. Jedenfalls erreicht man bald einen breiten, rasigen Kamm, der bis knapp vor den Gödernierkarkopf (2595 m; früher fälschlich Götternierkarkopf geschrieben) führt. Dieser Gipfel bricht aber hieher sehr steil ab; deshalb muß man unterhalb eines so ziemlich ganzjährig lagernden Schneefeldes (schon vom Weißeneck aus sichtbar!) in die Südseite queren. Diese nicht einfache Querung führt zwischen mehr oder minder steilen Abbrüchen gegen das südlich unterhalb gelegene Gödernierkar über kleinstückigen Schieferschutt (mit Vorsicht zu begehen!) schließlich abwärts in die Scharte nach dem steilen Abbruch des Gödernierkarkopfes, der somit südlich etwas unterhalb des höchsten Punktes umgangen wird. Ganz mächtig baut sich nun der gewaltige Vorgipfel des Hochfeinds auf. Ein Stück geht es zwar noch bequem auf dem breiten Kamm weiter, bis dieser jählings in eine tiefe Scharte abbricht. Durch eine steile brüchige Rinne könnte man unmitttelbar in sie hinabklettern, doch erforderte dies für die Mehrzahl der Begeher vielleicht die Anbringung einer künstlichen Steighilfe; die richtige Beurteilung dieser etwas anspruchsvollen Kletterstelle bringt die Tatsache in Erinnerung, daß im ganzen Gebiet überhaupt (steile Grashänge, oft große Brüchigkeit und schuttbedecktes Felsgelände bei teilweise großer Ausgesetztheit) ein erfahrener Bergsteiger dem Nur-Kletterer gegenüber natürlich überlegen ist. (Gemäß einer Nachricht von Ing. E. Kendler und Frau aus Hollenstein a. d. Ybbs sind an dieser Stelle seit 1969 zwei Ringhaken zur Sicherung angebracht.) — Andererseits kann man diese Stelle auch in sehr lockerem Gestein auf der Lantschfeldseite umgehen, was indessen mehr Zeit und Mühe erfordert und auch nicht viel geringere Ansprüche stellt. Man sieht also, diese Stelle dürfte die „Schlüsselstelle“ bei einer Begehung des Hochfeindkamms sein.

Nach glücklicher Erreichung dieser tief eingerissenen Scharte so oder so steigt man in südwestlicher Richtung zuerst ziemlich mühsam über losen Schieferschutt, dann aber in schönem Fels in steiler, ansprechender, dabei aber nur wenig schwieriger Kletterei auf den Vorgipfel des Hochfeinds hinauf, der in der Karte keine Höhenzahl trägt, früher aber mit 2650 Metern angegeben worden ist; vielleicht stimmen 2670 Meter. Der nun recht genau westlich weiterführende Felsgrat (ausgesetzt, aber gut gangbar) mit wunderhübschen Tiefblicken nach beiden Seiten läßt nach Passierung eines wenig ausgeprägten Schartels bald den Gipfel des Hochfeinds (2687 m) erreichen, der mit Recht als einer der schönsten Gipfel der gesamten Niederen Tauern bezeichnet werden kann.

Die Normalzeit vom Speiereck hieher muß mit elf bis zwölf Stunden angenommen werden. Wem diese Tagesleistung zu groß ist, der muß auf der Znotter Ochsenalp (mit Hilfe einer allerdings nur geringfügigen Abweichung von der roten Wegmarkierung) eine Nächtigung vornehmen; die Tagesleistung wird der Mehrzahl der Besucher, deren Gesamtzahl ohnehin nicht allzu groß sein dürfte, schon deshalb zu groß sein, weil man am frühen Morgen noch von der Speiereckhütte zum Speiereckgipfel hinauf und am späten Abend noch zur Schieferalm (1718 m) nordwestlich oberhalb vom Dorf Zederhaus herab muß.

Eine blaue Wegmarkierung wurde seinerzeit angeblich von den Zederhauser Gastwirten, allerdings nicht sehr günstig, angelegt; sie leitet vom Gipfel des Hochfeinds hinüber gegen die Gr. Guglspitze (2638 m) sowie zuerst in südwestlicher, dann in annähernd südlicher Richtung, vorbei an der eben genannten Schieferalm nach Zederhaus hinab und wird derzeit von der Alpenvereinssektion Tauriska instand gehalten.

Wer vom Hochfeind aus die Kammwanderung noch fortsetzen will, der folgt am besten dem Grat westlich hinüber zur Gr. Guglspitze (2638 m), der einige recht interessante Kletterstellen aufweist. Weiter westlich geht es auf einer schwachen Steigspur, entlang der auch eine rote Wegbezeichnung angebracht worden ist, weit hinab zum Guglsattel (? = Rothenkarscharte, 2354 m) und nunmehr nördlich hinab zu einer tiefen Einsattelung (etwa 2150 m), die von den Einheimischen Ecksattel, zumeist nur kurz „Eck“ genannt wird. Vom Ecksattel führen Viehsteige nach Westen (einst rote Bezeichnung hier angebracht) hinab zur Treminger Alm (etwa 1850 m) und weiter nach Wald im Zederhaustal; im Bogen nach Nordosten gelangt man (besser als Schifahrt) über die welligen Böden der Jokasalm ins hintere Lantschfeldtal etwa zu den Lantschfeldalmen (1646 m).

In Weiterverfolgung des restlichen Hochfeindkamms, der zuerst in nördlicher, dann annähernd nordwestlicher Richtung bis zur Taferlscharte zieht, gelangt man über die Labspitze (2222 m, zwei Erhebungen), die Gebreinspitze (2167 m), den „Hoabamsattel“ (? = Hahnbaumsattel; etwa 2110 m) und die Stampferwand (2342 m) dann endlich zur Taferlscharte (2236 m), dem Endpunkt des Hochfeindkamms; alle die vorgenannten Gipfel kann man auch auf welligen Almböden umgehen, wobei man zuletzt über den von der Stampferwand herabziehenden Rücken in die Taferlscharte gelang. Dieses letzte Stück zwischen dem Ecksattel und der Taferlscharte trägt noch keine zusammenhängende Wegbezeichnung.

Von der Taferlscharte stehen als Weiterwege in erster Linie der Tauernhöhenweg nach Westen zur Franz-Fischer-Hütte (2020 m; AV-Sektion Tauriskia) am Zaunersee zur Verfügung, dagegen nach Norden bzw. Nordwesten je eine rote Wegbezeichnung zur Südwienner Hütte (1802 m; AV-Sektion Österr. Gebirgsverein) und zur Tauriskiahütte (1195 m; AV-Sektion Tauriskia).

Franz Wolf, der geistige Vater des gewaltigen und zugleich so schönen Höhenwegs über den Hochfeindkamm, rechnete für die Verbindung Speiereckhütte—Franz-Fischer-Hütte drei Tage mit zwei Nüchtigungen in Almhütten. Der bereits erwähnte Ing. Engelhart Kandler aus Hollenstein a. d. Ybbs (AV-Sektion Reichenstein) hat am 10. August 1969 mit seiner Frau Ulli von der Speiereckhütte und über die Gipfel, wobei die Grubach- oder Gamsspitze westlich umgangen wurde, bis zum Hochfeind zwölf Stunden gebraucht, worin zwei Stunden für Rasten inbegriffen sind; diese Zeit lag zwischen 3 Uhr früh und 15 Uhr, und es erforderte der Abstieg über die Gr. Guglspitze nach Zederhaus weitere 2½ Stunden. Es dürfte sich damit um die erstmalige Überschreitung des größten Teils des Hochfeindkamms von der Speiereckhütte über den Hochfeind nach Zederhaus an einem Tag gehandelt haben.

Es verbleibt noch, zum Abschluß über mehrere der vorgenannten Gipfel einige ergänzende Angaben zu machen, die das Gesamtbild ein wenig abrunden sollen, obwohl eine auch nur annähernde Vollständigkeit zweifellos nicht zu erreichen ist und das Gebiet für spätere Besucher noch manches Neue zu bieten haben wird. Überdies muß man sich auch die alpine Erschließungsgeschichte zumindest in großen Zügen vornehmen.

Der Wiener Tierarzt Lothar Patéra, ein Bergsteiger mit einer überdurchschnittlichen Gipfelsammlung, dessen Führer durch die Lienzer Dolomiten ihn besonders bekannt gemacht hat, war wohl der erste, der den Hochfeindkamm in mehreren Unternehmungen eines eingehenderen Besuchs für wert erachtete und darüber einen ausführlichen und grundlegenden Bericht verfaßt hat (siehe Schrifttumsverzeichnis). Es kann nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden, für welche der von ihm genannten Gipfel des Hochfeindkamms er als erster Ersteiger zu gelten hat und für welche schon frühere Ersteiger (Jäger, Hirten, Holzknechte) in Betracht kommen. — Erstmals am 18. Oktober 1898 traten durch Patéra Gipfel des Hochfeindkamms ins Licht der alpinen Erschließungsgeschichte; es sind diese die Kalkmassen des Hinteren und des Vorderen Weißenecks (er schreibt noch Weißbeck) sowie die aus Gneis und Schiefen aufgebaute, von allen Seiten

durch Felsabbrüche bewehrte Gamsspitze, die jetzt als Grubachspitze in den Karten verzeichnet ist. Am Tag darauf besuchte er Schwarzeck, Gödernierkarkopf und Hochfeind und hatte mit diesen beiden Unternehmungen die beiden schwierigsten Punkte des gesamten Hochfeindkamms bewältigt. Die Stampferwand wurde am 12. Oktober 1899 aufgesucht, worauf dann eine langjährige Unterbrechung eintrat.

Erst wieder am 15. Oktober 1910 rückte er dem Hochfeind von Westen her an den Leib, über die Kleine und die Große Guglspitze, worauf er über die Zwillingwand und die Aignerhöhe zurückkehrte. Letztere beiden Gipfel liegen nicht im eigentlichen Hochfeindkamm; die Zwillingwand (2516 m), die nach Karl *Eckschlager* und Ludwig *Sperlich* eigentlich Zmöllingwand heißen müßte (nach dem südsüdöstlich von ihr gelegenen Zmölling!), liegt — wie bereits erwähnt — auf einem etwa bei der Rothenkarscharte abzweigenden westlichen Seitenast und ist vom Hauptkamm her über den Ostrücken ohne Schwierigkeiten zugänglich; die Aignerhöhe (2105 m), ein prächtiger Schigipfel, entragt einem von der Stampferwand südwestlich ziehenden Seitenkamm. Die Kleine Guglspitze ist in den Karten mit 2570 Metern angegeben. — Als Winterersteigung besuchte *Patéra* mit Hugo *Kerchnawe* am 15. März 1911 die Gebreinspitze; am 10. September 1911 beging er den Kamm vom Speiereck zum Vierteleck, am Tag darauf besuchte er wieder beide Weißeneckgipfel, umging die Gamsspitze, um sodann ab der Zeppspitze über den Hochfeind bis zur Zwillingwand dem Kammverlauf zu folgen. Seine Bergfahrten im Hochfeindkamm schloß *Patéra* am 17. September 1919 ab, an welchem Tag er mit dem Jäger Johann *Linschinger* Gebreinspitze, Große und Kleine Labspitze (so hat er damals die „Labspitze“ der jetzigen Österr. Karte gesehen), Große Guglspitze und Hochfeind besuchte.

Das Speiereck trug einst — was wenig bekannt ist — unweit unterhalb der Spitze, auf einem östlichen Vorsprung, die Speiereckhütte der Sektion Lungau des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (s. Karl *Eckschlager*, „Berg- und Talwanderung im Lungau“, ÖTZ 1912, S. 173—176, 2 Bilder). Nach ihrem Verschwinden mag die jetzige, ganz wo anders gelegene Speiereckhütte des ÖTK gebaut worden sein, um die verlorene Hütte zu ersetzen.

Das Vierteleck (2338 m) ist nach Ludwig *Sperlich* ein hervorragender Schiberg. Er schildert eine noch nicht veröffentlichte Schifahrt auf diesen Gipfel wie folgt: Von Tweng (Post, 1233 m) an der Volksschule vorüber über den Taurachbach, über die Wiese zu einem von rechts nach links ziehenden Weg und auf ihm in steilen Kehren zur Unteren Scharalm (1634 m). Nunmehr links von der Mitte der Taleinmuldung empor zur Oberen Scharalm (etwa 1870 m). Durch steilen schütterten Hochwald durch das Kar gerade empor, dann mehr rechts haltend zum Hauptkamm hinauf, den man zwischen Weißeneck und Vierteleck erreicht; sodann über den Nordwestkamm des Viertelecks zum Gipfel (dreieinhalb Stunden von Tweng). — Bei der Abfahrt hält man sich von der Unteren Scharalm über die Wiese, dann durch den Wald nach links querend, bis man eine Lichtung erreicht, durch die man direkt zur Kirche nach Tweng hinabfährt.

Die Grubachspitze (2428 m), früher Gamsspitze genannt, hat Ludwig *Sperlich* mit Gefährten erstmals über den Nordgrat (besser vielleicht von Nordwesten) erstiegen, doch war ein Bericht darüber nicht aufzufinden.

Das Schwarzeck (2635 m, Dürchenwand) ist der herrlichste Schiberg des gesamten Hochfeindkamms; die Höhe der Abfahrt schätzt ein Kenner wie Ludwig *Sperlich* auf 1500 Höhenmeter und er gibt auch eine eigene, ebenfalls noch nicht veröffentlichte Beschreibung: Von Tweng (1233 m) 40 Minuten auf dem Weg ins Lantschfeldtal bis zu einem Gatter mit Tafel (Postalm); etwa 100 Meter danach zweigt links ein Weg ab (früher dort alte Tafel), der zur Wallneralm (1489 m) emporführt; zuerst in steilen Serpentin über einen Schlag, dann durch Wald bis vor die Alm. Nun in der gleichen Richtung weiter auf einem weniger deutlichen Weg zur Fuchsalm (etwa 1740 m, mit Jagdhütte), eindreiviertel Stunden. Von der Alm links empor, bis man unter den Wänden

des Speikkogels (2263 m), einer nordöstlichen Vorlagerung der Lackenspitze (2459 m), nach rechts queren kann. Jetzt ist es besser, sich ganz links zu halten und immer in den Mulden des Fuchskars bis unter die Zeppspitze in einen Karsattel emporzusteigen. Weiter wieder rechts durch Karmulden etwas gegen die oberen Kolsberger Seen (südwestlich des Fuchssees) abfahren; dann durch Mulden unter der „Hirsch-“ und der „Himmelwand“ im Bogen auf den Grat hinauf zur Dürchenwand (fünfeinhalb bis sechs Stunden von Tweng). Die Abfahrt bis unter den Speikkogel ist gleich dem Aufstieg, dann aber eine halbe Stunde zur Krauthackelhütte (etwa 2050 m) auf dem Sattel zwischen der Grubachspitze und dem nordnordöstlich vorgelagerten Roßkogel (2149 m) aufsteigen und von dort in 40 Minuten nach Tweng hinab. — Die Hirsch- und die Himmelwand heißen auf der Österr. Karte 1:50.000 Kämpen (2322 m); dieser Kämpen, der im Nordosten eine wesentlich sanftere Erhebung mit Namen Himmelwand (2027 m) hat, zeigt sich nach *Sperlich* vom mittleren Zehnerkar im Zentralkamm der Radstädter Tauern wie das Matterhorn mit dem Zmuttgrat.

Die Dürchenwand läßt sich über die Zeppspitze im Winter auch von Zederhaus durch das Dorfer Tal erreichen. An der Baumgrenze nach rechts über eine Almfläche auf den Seitenkamm etwas südlich des Blasner Turms (2102 m). Über diesen hinweg und westlich unter den Abfall hinab, sodann zur „Südlichen Zeppspitze“ = Malutzspitze (2465 m), drei Stunden von Zederhaus. Vom Talhintergrund des Dorfer Tals kann man unmittelbar auf die Zeppspitze (2507 m) steigen; zuerst ohne Schier, später mit Schiern nach Westen auf die Dürchenwand (alles nach Ludwig *Sperlich*).

Paul *Kollmann* (s. Schrifttumsverzeichnis) berichtet schon im Jahr 1921 von einem „schön angelegten Almweg durch Hochwald zur Fuchsalp“, dem Stützpunkt für das gesamte gewaltige Fuchskar; dann gibt er weiter einen Bericht über einen Aufstieg von Norden auf die Gwändscharte (2387 m), der anfänglich über große Blöcke, dann über kleinere Platten und schließlich über griesartigen Schutt mit zunehmender Steilheit die Scharte erreichen ließ.

Der Gödernierkarkopf entsendet nach Nordnordosten einen langen felsigen Kamm, der noch in der markanten Heißenspitze (2282 m) gipfelt; letztere kann weglos über Rasen und Schrofenhänge erstiegen werden. Vom östlich eingetieften Heißkar schreibt P. *Kollmann*, es sei ein gewaltiger, ganz einsamer Kessel, „über dem die erdrückende Wucht“ des Gödernierkarkopfs lagert, den er noch Hochfeind nennt. Im Abstieg wird im Heißkar ein riesiges Trümmerfeld überquert, sodann über eine hohe, mit Gras bewachsene Steilstufe abgestiegen. Dann aber führt schöner Almboden zur Heißalp (1659 m) hinab.

Franz *Wolf*, der unvergessene zweite Erschließer des Hochfeindkamms, gibt die Zeit von der Tafelscharte auf den Hochfeind mit drei bis dreieinhalb Stunden an. In seinem Aufsatz: „Aus den südlichen Radstädter Tauern“ in den „Mitteilungen des DuÖAV“, 1933, Nr. 7, nennt er noch die Stampferwand (2342 m) einen kühnen Felsgipfel mit sehr brüchigem Gestein, dessen Ersteigung jedoch trittsicheren Bergsteigern keine besonderen Schwierigkeiten bereite.

Ohne das Wirken von Franz *Wolf*, dem daher mit Recht dieser Aufsatz gewidmet ist, und ohne seinen Höhenweg im Hochfeindkamm sowie ohne die zahlreichen Beihilfen anderer Bergsteiger wäre dieser Aufsatz nicht möglich gewesen. Ihm gebührt daher noch posthum der freundschaftliche Dank des Verfassers. Aber auch *Wolfs* Witwe, Frau Emma, sodann die Tochter beider und der Schwiegersohn, das Ehepaar *Bohata*, haben viel zum Höhenweg beigetragen. Ihnen allen sowie meinem lieben Freund, Oberamtsrat Karl *Leberbauer*, dem Vorstand der Sektion Waldheimat des ÖTK, gebührt für ihre Mitwirkung mein herzlichster Dank, vor allem aber auch Herrn Kammerrat Dentist Ludwig *Sperlich* (Wien), meinem Kameraden im Österreichischen Alpenklub; sie alle haben durch Beistellung von Schrifttum, durch Ratschläge und Mitteilungen sowie durch einige noch nicht veröffentlichte Tourenberichte wertvolle Beiträge geliefert.

Wie schon gesagt, ohne die Hilfe all der Genannten hätte dieser Aufsatz nicht entstehen können. Und was ist entstanden? Noch immer keine Monographie des Hochfeindkamms, die lange schon fällig wäre! Ich habe nur Material gesammelt, gesichtet und teilweise kritisch zu behandeln versucht. Es entstand ein Kuchen, an dem viele naschen können, der hoffentlich mancherlei Anregungen gibt, die urewige Bergeinsamkeit des Hochfeindkamms aufzusuchen und zu erleben. Er könnte ein Vorläufer für den sein, der einmal systematisch Gipfel um Gipfel mit allen Anstiegen beschreiben wird, für einen künftigen Monographen des Hochfeindkamms, dem wir alle heute schon bestes Gelingen wünschen!

Ein Nachtrag als Schlußwort!

Herr Kammerrat Dentist Ludwig *Sperlich*, der derzeit beste lebende Gebietskenner, hatte noch die große Freundlichkeit, meinen Aufsatz durchzusehen; das Ergebnis war eine Reihe von wertvollen Hinweisen und Ergänzungen, die hier als Schlußwort hergesetzt seien, um den bisherigen Satz nicht allzu sehr stören zu müssen.

Der Alpinist Ludwig *Sperlich* kennt das Gebiet des Hochfeindkamms seit dem Jahr 1923. Bereits im Jahr 1924 legte er zusammen mit Franz *Wolf*, *Ziepl* und *Dworschak* die erste Wegmarkierung an, die von der Taferlscharte bis zur Rothenkarscharte leitete und teilweise auch mit Pflöcken versehen wurde. Im Frühjahr 1930 machte *Sperlich* mit Leo *Jasczynski* die 1. Schiersteigung des Hochfeinds. — Sehr ergiebig waren die Jahre 1934 bis 1938. Bereits im Herbst eines dieser Jahre beging er in Begleitung von Ing. Anton *Navrtil* (OAK) und Rudolf *Freund* den ganzen Hochfeindkamm vom Speiereck bis zur Guglspitze, so daß dieses hauptsächliche Teilstück also schon in dieser Zeit seine zusammenhängende erste Begehung erfuhr. — Die zwei vorstehend beschriebenen, noch nicht veröffentlicht gewesenen Schifahrten (Vierteck und Schwarzeck, beide von Tweng) hat *Sperlich* mit Begleitern gleichfalls in den Jahren zwischen 1934 und 1938 ausgeführt, dagegen die Fahrt über die Zeppspitze auf die Dürchenwand (siehe gleichfalls vorstehend) von Zederhaus im Jahre 1945 mit Karl *Kinzl*. Unter diesen Schifahrten gebührt nach *Sperlich* jener von der Dürchenwand durch das Fuchskar als der bei weitem großartigsten die Palme. Am längsten Pulverschnee hat seiner Meinung nach die Jokasalm, die vom Hochfeindkamm (zwischen Hochfeind und Labspitze) im Süden und Westen umschlossen wird. — Der neue Anstieg auf die Grubachspitze (Gamsspitze) wurde von *Sperlich* und Gefährten von Nordwesten ausgeführt, worüber nach seiner Angabe im „Naturfreund“ 1947, Heft 7—9, S. 10, ein Bericht erschienen ist.

Ludwig *Sperlich* weist mit Recht darauf hin, daß der Hochfeindkamm nicht an der Straßenverbindung von St. Michael nach Mauterndorf endet. Diese Straße führt allerdings über eine deutliche Einsattelung (etwa 1120 m) des Kamms bei Schloß Moosham, doch ist sein eigentlicher südöstlicher (der Richtung nach aber bereits nach Ostnordosten laufender) Ausläufer der Mitterberg (ein sprechender Name für den Bergkeil zwischen den dort beinahe parallel laufenden Flußbetten der Mur und der Taurach!), ein durchaus bewaldeter Kamm, der im Hohenbühel (1581 m) gipfelt, nach Süden eine steilere Flanke als nach Norden aufweist und erst im Nordwesten von Tamsweg endet. Durch diesen Mitterberg verlängert sich der Hochfeindkamm gut um 9 km, doch bleibt verständlicherweise dieser Teil bei Kammbegehungen ganz außer Betracht.

Die nahe dem Nordwestende des Hochfeindkamms gelegene Labspitze müßte nach *Sperlich* richtiger Loabspitze geschrieben werden, weil sie den Einheimischen einem Brotlaib ähnlich erscheint. — Der im an der Grubachspitze nördlich abzweigenden Seitenkamm gelegene Roßkogel (2149 m) hieß nach *Sperlich* früher Hoher Nock. Die östlich des Wildalmsees ziemlich isoliert aufragende Treberlingspitze (2080 m) beherrscht zur Linken durchaus das Blickfeld, wenn man von Mauterndorf nach Tweng fährt. — Eine ganz merkwürdige Bildung enthält die Ostseite des Hochfeindkamms zwischen dem

Schareck und der Laperingspitze: Der Kessel der oberen Graggaberalm, der von Mitterwinkel (1229 m) längs einer roten Wegbezeichnung über die (untere) Graggaberalm (1599 m) erreicht werden kann, sieht nach *Sperlich* von seinem ganz schmalen Eingangstor (Quelle, etwa 1870 m) dem berühmten „Cirque de Gavarnie“ an der Nordabdachung der Pyrenäen überraschend ähnlich.

Aus dem Schrifttum

Führerwerke (chronologisch geordnet):

- Purtscheller/Hefß, Der Hochtourist in den Ostalpen, 5. Auflage, V. Band (Leipzig 1928), Kapitel V (Niedere Tauern), Abschnitt 1 (Radstädter Tauern; bearbeitet von Franz Wolf und Karl Swoboda, beide Wien); S. 298—302 (Geologisches), S. 306 (Gipfel Nr. 6—12).
- Führer durch die Radstädter Tauern, herausgegeben von der Alpinistengilde im Touristikverein „Die Naturfreunde“; Verlag Berg und Buch, Leipzig 1931; Redaktion des Führers durch Ludwig Krenek, Eugen Schott und Ludwig Sperlich. Siehe S. 40/41 sowie S. 148—158.
- Julius Gallian, Schifführer durch die Radstädter Tauern; Bergverlag Rudolf Rother, München; 1. Aufl. 1933 (Randzahlen 56—59 und 62—64), 3. Aufl. 1939 (Randzahlen 65—70, 72, 75—77).
- Peter Holl, Alpenvereinsführer Schladminger und Radstädter Tauern; Bergverlag Rudolf Rother, München 1968; S. 121—123.

Aufsätze (chronologisch geordnet):

- Hans Wödl, Die Niederen Tauern, I. Teil; ZAV 1890, S. 315/316.
- Lothar Patéra (Wien), Der Hochfeindzug in der Radstädter Tauernkette (mit 5 Bildern); „Der Naturfreund“ 1920, S. 37—41 (Folge 5/6).
- Ing. Paul Kollmann (Graz), Im Reiche der Radstädter Tauern; ÖTZ 1921, S. 47.
- L. V. Jäckle, Die Radstädter Tauern; JbÖAV 1951, S. 95/96.
- Franz Wolf (Wien), Vom Speiereck zum Hochfeind; ÖTZ 1955, S. 81/82.
- Franz Wolf (Wien), Aus dem Arbeitsgebiet Radstädter Tauern unserer Sektion Waldheimat; ÖTZ 1956, S. 96.
- Dr. Robert Hösch, Ein Blatt der Erinnerung an Franz Wolf; ÖTZ 1968, S. 63/64.

Landkarten:

- Osterreichische Karte 1 : 50.000, Bl. 156 Muhr und Bl. 157 Tamsweg.
- Kompaß-Wanderkarte 1:50.000, Bl. Radstädter Tauern.
- Freytag/Berndt, Touristenkarten 1 : 100.000, Bl. 19 (Goldberg—Ankogel, Radstädter Tauern) und Bl. 20 (Schladminger Tauern).
- Alpenvereinskarte, Bl. 61, Niedere Tauern II, Östliche Radstädter und westliche Schladminger Tauern, 1 : 50.000, Alpenvereinsjahrbuch 1970.

Im Wilden Westen der Schladminger Tauern Berge um Giglachsee und Duisitzkar

LISELOTTE BUCHENAUER

Die Berge um das Duisitzkar und den Giglachsee sind die westlichsten Gipfel der Schladminger Tauern. Allseits bekannt, begangen und befahren sind nur die langgezogenen Kämme und Schneiden ihrer nördlichen Ausläufer. Dort sind Hochwurzeln und Gasselhöhe bestens erschlossenes und beliebtes Schiland. Gerne besucht wird auch der zentrale Teil, wo die Ignaz-Mattis-Hütte am Giglachsee seit sechzig Jahren als Stützpunkt für den vielbegangenen Höhenweg durch die Schladminger Tauern besteht. Daß sie auch Basis für interessante Bergtouren, Klettereien und wunderschöne alpine Schitouren sein kann, ist leider zu wenig bekannt.

Seit einiger Zeit kann man durch das Schladminger Obertal nicht nur bis zur Hopfriesenalm, sondern auch weiter bis auf den Eschachboden fahren. Das hat der Duisitzalm mit der privaten, über den Sommer geöffneten Duisitzkarhütte am dunkeln Duisitzsee einen guten Ruf eingetragen. Vorher war das Gebiet, in dem auch noch sechs kleinere Seen und ernste Felsberge zu bewundern sind, überhaupt nicht gefragt. Die Besucher des Duisitzkares setzen sich fast nur aus Einheimischen und Sommergästen zusammen. Bei Bergsteigern hat es sich noch nicht herumgesprochen, daß es da echte Tauerngipfel mit zerklüfteten Graten über einsamen Karen zu begehen und manches Neue zu entdecken gäbe. Wie fast alles in den Schladminger Tauern, was nicht unmittelbar am Höhenweg liegt, ist auch das Duisitzkar ein „Stiefkinderland“ des Alpinismus.

Im Norden dieses Gebirges gibt es wenigstens Schutzhütten, wenn auch die alpinistische Betätigung schwach ist. Im Süden aber finden wir keine Schutzhütten und dementsprechend auch kaum Markierungen. Wohl führen, wie von Norden her, auch aus dem Süden, dem Lungau, befahrbare Bergstraßen tief in die Täler hinein und hoch an die Berge heran. Aber das Weißpriachtal, das Znachtal und das Lignitztal — ehemals vielbegangene Zugänge zu verhältnismäßig niedrigen Sätteln und Jöchern, die schon in historischer Zeit zum Säumen dienten — werden heute in der Hauptsache von Talurlaubern benutzt, die von den sagenhaften Preiselbeergegenden gehört haben oder die noch eine Rauchküche in natura sehen wollen.

Die schroffen Felsgipfel der Schladminger Tauern aber sind und bleiben einsam. Sie haben einen Zauber, den man „arktisch“ nennen könnte. Und wie der Arktisfahrer seinem Nordland verfallen ist, so der Tauernbergsteiger den Schladminger Tauern. Wer nicht von vornherein auf die Stimmung dieser Berge anspricht, der geht gar nicht in dieses Bergland.

Nur ganz wenigen Bergsteigern werden Bergnamen wie Schusterstuhl und Teufelskirche, Engelkarspitz oder Rojer Hahnkamp etwas sagen. Noch weniger werden sich für eine Überschreitung des gewaltigen Hundsteinzuges mit seinen unbekanntem Graten interessieren. Oder: wer weiß, daß die Schladminger Bergknappen schon vor mehreren Jahrhunderten im Knappenkar regelrechte Lawinverbauungen geschaffen hatten und einen raffiniert angelegten und überdachten Laufgraben benützten, mit dessen Hilfe sie schon im Frühjahr an die Erzlagerstätten herankommen? Man kann das merkwürdige Bauwerk noch heute von den Gipfeln und Scharten um Giglachsee und Zinkboden beschauen! Wer kennt den leichten Aufstieg und die herrliche Schiabfahrt an der Lun-

gauer Kalkspitze und andere lohnende Schibefahrungen in diesem merkwürdigen Bergland, das neben schroffen Gipfeln auch ein Tourenschigebiet umschließt, das man nur mit jenem am Radstädter Tauernpaß vergleichen kann? Wer die gewaltige, weißgraue Wand der Steirischen Kalkspitze über der Ursprungalm sieht, wird es kaum für möglich halten, daß dieser Berg von Süden her auf einer Steiganlage leicht erreichbar ist. Er wird angesichts des Nordabsturzes aber auch Respekt vor jener Alleingeherin Luise Göbel aus Wien bekommen, die diese Wand um die dreißiger Jahre erstmals auf selbstgefundener Route durchkletterte! Das sind Tatsachen, die man auch aus Führern oder alpinistischen Almanachen herauslesen kann. Der Wilde Westen der Schladminger Tauern aber in der Natur erlebt, das wären: scharfe Grate auf Gipfel, wo man Alleinherrscher ist; schönfarbige Bergseen, an deren Ufern man träumen kann; lebhaftes Wasser, in denen Saibling und Fischotter zu Hause sind; alte Bergbaugebiete mit ihrer unverwechselbaren, eigenartigen Stimmung, die vielleicht aus jahrhundertelanger menschlicher Anwesenheit zu erklären ist. Der Wilde Westen der Schladminger Tauern, das ist die Wegsuche im erst seit kurzem erschlossenen Duisitzkar; das ist das Entzücken, wieder einen neuen, vielleicht auf der Karte noch gar nicht verzeichneten oder benannten kleinen Bergsee für sich selbst entdeckt zu haben, in dessen glasklarem Wasser sich unbekannte Tauerngipfel spiegeln. Das ist die atemberaubende „Schatzsuche“ auf steilen Auswurfhalden alter Bergbaue und das Gefühl, das einen überkommt, wenn man einen der Gesteinsbrocken, schwer von Erz, in der Hand hält. Der Wilde Westen der Schladminger Tauern, das ist aber auch die selbstgelegte Schispur ins steile Vetterkar mit seinen groben Blöcken, die im Frühjahr mit feinem Schnee bedeckt und sauber verstrichen sind; das ist aber auch die Freude, im frühlingstrünen, tiefendnassen Kar zu stehen und die eigene Firngleiterspur zu betrachten, die durch eine Steilrinne hinabgedrehselt wurde, wo ganz bestimmt noch kein anderer drin war!

Der Wilde Westen der Schladminger Tauern: dort ist die pure Freude am Entdecken, am Bestaunen, am Kennenlernen von Neuem, am Registrieren — und am Liebgewinnen zu Hause. Die schöpferische Freude beim Bergsteigen — dort kann man sie noch kennenlernen, in den einsamen Bergen um Duisitzkar und Giglachsee.

Helldunkle Berge und Farbpracht der Seen

haben das Bild der Landschaft um die Giglachseen geprägt. Ob man die Schladminger Tauern nun von Westen nach Osten oder in umgekehrter Richtung durchquert, immer ist die Ignaz-Mattis-Hütte am Giglachsee eine bedeutende Station. Das stattliche Schutzhaus der Sektion Wien des ÖAV wurde 1910 geschaffen, ist heuer also 60 Jahre alt und bietet Platz für ein halbes Hundert Gäste. Es steht in herrlicher Lage etwa 60 Meter über dem Unteren Giglachsee (1921 m). Er ist einer der größten Seen der Niederen Tauern und durch einen kurzen Wasserlauf mit dem viel kleineren Oberen Giglachsee verbunden. Die Gipfel dort steigen noch auf über zweieinhalbtausend Meter an, erreichen aber weder die Höhe noch die Kühnheit der zentralen Gebirgsteile. Doch ist der Wilde Westen der Schladminger Tauern immer noch wild genug, und große Vielfalt ist gegeben. An den Kalkspitzen besonders deutlich erkennbar, ist in das kristalline Tauerngestein ein Zug von Kalkfels eingesprengt. Die düstere Pracht, wie sie etwa dem Bergwinkel um die Gollinghütte eignet, ist dort auch zu finden, aber in zarterer und aufgelockerter Art. Prächtige, dunkle Gipfel über den Seen bringen mit rötlichem oder schwarzgrünem Gestein echte Tauernfarbtöne ins Bild. Doch allein schon von den weiten Spiegeln der Wasser geht Helligkeit über die Landschaft. Lassen wir Altmeister Hans Wödl in seinem Schladminger Tauernführer zur Worte kommen! Er war der Julius Kugy dieser Berge; er hätte ihnen wohl ebenso schöne Bücher widmen können. Doch war ihm nur die gute Feder, nicht aber das lange Leben und die Entfaltung des Julivaters gegeben. Wödl beschreibt die Umgebung der Ignaz-Mattis-Hütte (damals noch Giglachseehütte):

„Nach Westen der sanfte, hellfarbige Rücken der Kalkspitzen mit der Ahkarscharte; im Süden, aus der Senke des Znachsattels ansteigend, der breit hingelagerte Hading über dem Wasserbecken der Giglachseen; in der südöstlichen Ecke, wo das große, blockgefüllte Vetternkars sich weit öffnet, die Vetternscharte; von ihr ausgehend im Osten der schroff aufgebaute Stock des Vetternergebirges mit dem Sauberg; anschließend die Rotmannscharte, von der man den Höhenweg herabkommen sieht, und der sanft abfallende Zug der Rotmannspitze und Murspitze. Bei günstigem Wetter schöne Abendbeleuchtung.“

Die acht Wege zum Giglachsee

Nicht weniger als acht Zugänge gibt es zum Giglachsee. Jeder ist auf seine Art schön und lohnend; sie sollen hier jeder in seiner Eigenart charakterisiert werden.

Schigipfel am Höhenweg

bestimmen den Zugang vom Radstädter Tauernpaß; er ist das westlichste Teilstück des Höhenweges durch die Schladminger Tauern und nimmt uns nur einen halben Tag in Anspruch. Wir überschreiten dabei auf angenehme Weise drei Scharten, davon zwei über zweitausend Meter, und können einige teils leicht begehbare, teils sehr interessante Gipfel einheimsen. Hundskopf (2238 m), Roßkogel (2254 m), Sonntagskarhöhe (2245 m) und Lungauer Kalkspitze (2471 m) sind auch Schigipfel; die Steirische Kalkspitze (2455 m) hat eine gute Steiganlage, und die Wurmwand (2195 m), ein echter Tauerngipfel, verlangt sicheren Tritt. Fast das ganze Gelände dieses Zuganges ist mit Schiern befahrbar (und zwar höchst genußreich); steil sind nur die Hänge unterhalb der Ahkarscharte zum Oberhüttensattel. Dort muß man auch im Frühsommer noch steife Schneefelder queren.

Klammern, Almen, Wasserfälle

Selten begangen ist der Weg durch das Znachtal. Seine Begehung bedingt Anfahrt oder langen Anmarsch von Mariapfarr im Lungau durch das Weißpriachtal, entlang eines breiten Wassers, das den seltsamen Namen Longa führt. Ob davon wohl der „Lungau“ abzuleiten ist? Über einer tiefen Klamm bildet der Znachwinkel ein enges Tal, das durch eine Vielfalt an Almen überrascht. Viel Wasser, auch Wasserfälle, kleine Lacken und Seen beleben das Bergbild. Merkwürdige Felsgestalten, wie der Schusterstuhl oder die klotzige Kampspitze, beherrschen die Umgebung. Der Znachsattel (2045 m) wie auch der niedrigere Oberhüttensattel (1866 m) und die muldige Lignitzhöhe (2122 m) waren Übergänge seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden. Ob den Pilgern oder Säumern früherer Jahrhunderte wohl bewußt war, daß sie vom Znachsattel aus eine der schönsten Ansichten und Aussichten der Alpen — die Wandflucht der Dachsteinsüdwände mit den feingeschnittenen Spitzen der Bischofsmütze — genießen konnten? Wohl kaum; sie werden glücklich gewesen sein, daß es jenseits wieder bergab ging!

Zwischen Kalkfels und Kristallingestein

eingebettet ist der enge Graben, durch den man von der Ursprungalm zum Preunegg-sattel (1950 m) und weiter am See entlang, zuletzt aufsteigend zur Ignaz-Mattis-Hütte gelangt. Dieser Weg ist derzeit wohl der kürzeste, günstigste und auch meist begangene Hüttenweg. Man erreicht ihn, indem man von Pichl an der Enns — dem „Erholungsdorf ohne Musikbox“ — oder von Schladming über Rohrmoos und „Winterer“ durch das Preunegg-tal bis zur Versprungalm (1600 m) fährt. Von dort geht man bequem nur etwa zwei Stunden zur Hütte. Dabei hat man zur Linken die schroffen Abstürze der Kamp-

spitze, dunkles Kristallingestein, und zur Rechten die weißgraue Nordwand der Steirischen Kalkspitze mit splittigem Kalkgestein.

Besonders zur Alpenrosenzeit

ist der Anstieg vom Schladminger Obertal durch das Giglachtal zu empfehlen. Er war früher der gebräuchlichste Hüttenweg, da es seit vielen Jahren schon eine fahrplanmäßige Autobusverbindung durch das Obertal zum Bärnhofwirt bzw. zur Hopfriesenalm (1040 m) gibt. Im Hand- und Reisebuch „Steiermark“ von Gawalowski — dem Standardwerk über steirische Täler und Berge — ist dieser Weg besonders anregend beschrieben (und zwar schon vor etwa 60 Jahren!): „Äußerst lohnend, gehört zu den schönsten und bildreichsten Gebirgslandschaften. Von der Hopfriesenhütte auf steilem, aber gutem Steige durch Wald aufwärts zu einer mächtigen Kalkwand, quer über diese und den Giglachbach und an dessen linkem Ufer zur Unteren Landaueralm, schöner Wasserfall und Talschluß. Dann rechts in Windungen über die Lehne zum Sattel des Knappenkreuzes; rechts in der Tiefe der Landauersee in wundervoller Lage. Besonders zur Alpenrosenzeit eines der schönsten steirischen Gebirgsbilder . . .“ Für diesen interessanten Weg sind etwa drei Stunden zu rechnen.

Kupfer, Silber, Blei und Nickel

enthalten unter anderem die Hornblendegesteine des Gebirgszuges, der die Giglachseen umschließt. Jenseits des Kammes, über dem Zinkboden und im Knappenkar, befand sich eines der Bergbaugebiete der Schladminger Tauern. Zinkboden und Knappenkar waren durch einen Stollen, der vom Schnabelkar ausgehend unter der Vetternspitze hindurchführte, miteinander verbunden. Vom Zinkboden her führt der fünfte Weg zum Giglachsee. Auch er ist ein Teilstück des großen Höhenweges durch die Schladminger Tauern, und zwar der Mattisweg genannte Abschnitt von der Keinprechtthütte (1872 m) über die Kruckescharte (2303 m) und Rotmannscharte (2433 m). Die Keinprechtthütte ist eine der kleinsten, aber gemütlichsten Schutzhütten der Schladminger Tauern und gehört ebenfalls der ÖAV-Sektion Wien. Sie steht auf einem besonders schönen Flecken Gebirgserde. Obwohl nordseitig gelegen, ist der Zinkboden mit seinen Karen und Almen doch sehr reich an Blumen. Im Juli bildet der blühende Almrausch mit seinem satten Rosa einen schönen Kontrast zu der merkwürdig stumpfen Farbe der erzhältigen Berge Zinkwand und Graunock. Nicht nur der Geologe findet dieses Gebiet interessant; auch der laienhaft forschende Freund schöner Steine wird an dem dunkelgrün getönten, rosaroten oder überhaupt vielfarbigem Gestein seine Freude haben. Natürlich darf man im Sammeleifer die nötige Vorsicht nicht außer acht lassen. Der Bergbau in den Schladminger Tauern in seiner intensiven Form wurde schon vor 300 Jahren aufgelassen; „Wiederbelebungsversuche“, die hin und wieder vorgenommen wurden, waren zum Scheitern verurteilt. Stollen und Gänge bestehen noch, sind aber einsturzgefährdet. Die Wirtsleute der Keinprechtthütte sagen einem jedoch gerne, was man sich ohne Gefahr ansehen kann und soll. Der Übergang von Hütte zu Hütte nimmt dort nur etwa einen Vierteltag in Anspruch.

Auf den kühnen Schafsteigen der Schladminger Tauern

lernt man den sechsten Weg zum Giglachsee kennen. Hans Wödl hat sie gekannt, geliebt und gelobt, die steilen, verblüffend kühn ausgetretenen, hoch über den Wänden oder im Fels dahinführenden Schafsteige der Schladminger Tauern, aus denen ein großer Teil der Höhenwege oder Bergwege entstanden ist. Der sechste Weg ist eigentlich nur eine Variante des fünften; man lernt dabei das Duisitzkar nicht nur kennen, sondern kann es auch durchwandern. Wenn man ihn durchsteigt, wird man von der Keinprechtthütte oder

vom Eschachboden weg nur einen halben Tag brauchen; doch sollte man sich einen Tag Zeit nehmen, um das Duisitzkar richtig genießen zu können.

Der bezeichnete Steig quert von der Keinprechtthütte über die Neualm her zuerst die Hänge des Duisitzkar Hahnkamp (2296 m); wie schon der Name sagt, ein Berg mit felsiger Krone (Hahnenkamm) und zieht ohne große Steigungen zum Duisitzsee, führt nahe dem Seeufer weiter und steigt zwischen Murspitzen (2270 m) und Ferchtlhöhe (der Name kommt von Fichten) (1913 m) scharf an. Dabei geht man wie auf einem Balkon, aber sicher im tief eingeschnittenen Steig, über steile starke Halden hinaus. Mehrere Gratausläufer überschreitend, schließlich ins Giglachtal absteigend, erreicht man bei der Giglachalm den „normalen“ Hüttenweg.

Der Waldweg und der „Höhenweg“,

siebenter und achter Zugang zum Giglachsee, sind anstrengender als jeder der bisher beschriebenen Wege. Allerdings kann man sich bei jedem der beiden Wege jetzt mehrere Stunden Gehzeit ersparen, indem man einen der planmäßigen Autobuskurse von Schladming zum „Winterer“ oder gar bis zum Gipfel der Hochwurzen benützt. Der „Waldweg“ quert durch Wald und Alm jene Gipfel, über die der sogenannte „Höhenweg“ gelegt ist. Der „Waldweg“ quert alle Schluchten, Gräben und Rinnen, die vom Grat herabkommen, fein säuberlich; einmal muß sogar ein Graben auf einer Bohlenbrücke überklommen werden. Der „Waldweg“ ist auf seine Art fast noch anstrengender als der Höhenweg, weil er vielfach auf und ab führt. Es ist natürlich ein besonderes Erlebnis, einen dieser Wege zum Aufstieg zur Hütte und den anderen zum Abstieg zu benützen; den „Höhenweg“ ab der Hochwurzen vielleicht als Zugang, den „Waldweg“ absteigend. Der Höhenweg ist auf dem luftigen Kamm zwischen Obertal und Preuneggatal in Gipfelnähe geführt, zeichnet sich durch besonders schöne Ausblicke auf den hellen Dachstein und die dunklen Tauern aus. Die formenschönen Gipfel am Wege, wie Roßfeld (1919 m), Guschen (1983 m), Schneider (2009 m), Hochfeld (2189 m), Schiedeck (2339 m) und Kampspitze (2390 m) werden dabei, wie bei Tauernhöhenwegen üblich, nur am Rande gestreift. Man kann ihre höchsten Spitzen aber mit wenig Mehraufwand an Zeit leicht „mitnehmen“. Jeder dieser Wege verlangt eine Halbtagswanderung; den „Höhenweg“ sollte man nur bei sicherem Wetter in Angriff nehmen.

Berge, Touren, Schigellände, Kletterfels und Figlrinnen

Die Kampspitze, den „Hüttenberg“ der Ignaz-Mattis-Hütte, ersteigt man vom „Höhenweg“ abzweigend unschwierig über Rasen und kleine Felsen in etwa eineinviertel Stunden. — Ein interessanter Berg ist der steil aussehende Hading (2332 m); er ist aber auf einer Steiganlage von Osten her leicht erreichbar. Dabei wird der massive Felsgipfel mit seinen zwei Köpfen gewissermaßen umschlichen und über die westliche Flanke erstiegen. Wenig schwieriger ist der direkte Anstieg vom Znachsattel über die Erhebungen der Znach- und der Feigenspitze. Ihre Steilaufschwünge können über den Grat oder auf ausweichenden Schafsteigen in der Südflanke begangen werden. Freilich, trittsicher muß man schon sein und nicht zuviel Respekt vor den oft verblüffend jähren Tauernhängen haben.

Zwei schöne Gipfel auf einen Streich

fallen uns in kaum einem halben Tag zu, wenn wir die beiden Kalkspitzen von der Ahkarscharte (2315 m) aus angehen. Die Lungauer Kalkspitze erfordert überhaupt nur einen halbstündigen Spaziergang auf einem breiten Schuttkamm, auf dem es trotz der Kahlheit mancherlei Polsterpflanzen gibt. Zurückgekehrt zur Scharte, ersteigen wir die Steirische Kalkspitze mit ihrem bunt durcheinandergewürfelten Gestein. Ein markierter

Steig, unsvwierig zu begehen, ist durch die steil aufstrebende Südkante gelegt. Zwischen Kalkgestein und dem Gneisblockwerk der Gipfelzone bildet ein grasiger Rücken eine natürliche Trennung. Über aufgetürmte Blöcke erreichen wir den schmalen Gipfel in nur 25 Minuten von der Ahkarscharte. Die Nordwand erscheint fast überhängend, und eindrucksvoll ist der Tiefblick in das Preuneggatal und die Sicht zum Dachstein.

Das Krugeck (2370 m) ersteigt man unsvwierig von der Krugeckscharte in einer halben Stunde und hat von dort einen schönen Blick ins Duisitzkar und Obertal. Die unbedeutende Rotmannspitze (2370 m) kann von der Rotmannscharte aus leicht begangen werden. Der Kamm von der Rotmannspitze über die Weitscharte zur Grobfeldspitze (2320 m) und Giglachalmspitze (2280 m) zu den Murspitzen und zur Ferdtlhöhe verlangt Trittsicherheit und gelegentliches Ausweichen in die Flanken; er kann auch von der Seite des Duisitzkars begangen werden.

Schwierige Gipfel und Touren sind: der Südgrat der Kampspitze (Wödl nennt ihn eine „typische Tauernkletterei“) und die Türme der Kampzähne sowie der Zeymerturm, der Westgipfel der Kampspitze. Eine kurze Kletterei über herrliche Platten verlangt der Sauberg (2450 m) über den Nordgrat, der von der Rotmannscharte in nur 20 Minuten über die Westseite erklettert wird. Lohnend ist auch der Übergang zu den Vetternspitzen (2440 m, Vordere und Hintere Vetternspitze leicht). Man kann die Hintere Vetternspitze auch über steile Schrofen aus der Vetternscharte ersteigen (20 Minuten). Schwierige Kletterei verlangt die Engelkarspitze (2440 m, über die Nordflanke). Die Abbrüche der Ostseite (von der Vetternscharte) können umgangen werden. — Interessant und Kletterfertigkeit verlangend ist die Überschreitung von Schusterstuhl (2450 m), Teufelskirche (2432 m) und Mentenkarspitze (2350 m). Auch der vieltürmige, schöne Südgrat der Engelkarspitze wurde schon erklettert.

Die Schladminger Tauern haben viele Kletterberge. Es ist vielleicht kein Zufall, daß ein junger, erfolgreicher Kletterer und Neulandsucher, Peter Holl aus Wien, einen neuen Führer durch die Schladminger Tauern geschrieben hat. Holl hat selbst einige schöne Neutouren erschlossen. Manche aber wären dort noch zu begehen!

Im Frühjahr — etwa ab Mitte April — kann die Ignaz-Mattis-Hütte auch als gemütlicher Ausgangsort für alpine Schitouren dienen. Sie ist zu dieser Zeit nicht bewirtschaftet, und man müßte sich wegen des Hüttenschlüssels mit der Sektion in Verbindung setzen. Schifahrer nehmen den Aufstieg zum See und die Abfahrt über die Ursprungalm, wobei auf Lawinen zu achten ist, besonders im oberen Abschnitt zwischen Ursprungalm und Preuneggsattel. Die Abfahrt zur Ursprungalm ist sehr lohnend. Eine besonders feine Schitour führt zur Lungauer Kalkspitze, durch Mulden und über den breiten Kamm, mit der Abfahrt auf demselben Wege. Von Kennern gerühmt wird die Abfahrt durch das steilere Vetternkar. Auch um den Znachsattel und im Kranzlkar findet sich schönes Gelände für Frühjahrschifahrten.

Das Bergland um den Giglachsee eignet sich auch besonders gut für Firngleiterfahrten. Die ganzen Schladminger Tauern sind ja ein Dorado für „Figler“, und hier wie auch in den Niederen Tauern hat sich dieser Bergsteigersport, der eine ausgesprochene Bereicherung des Alpinismus darstellt, im letzten Jahrzehnt sehr gut entwickeln können.

Ein interessanter Seitenkamm

der Berge um den Giglachsee ist der Bergrücken von der Steirischen Kalkspitze zur Gasselhöhe (2001 m). Am Hang der Gasselhöhe liegt die private Reiteralmhütte (1750 m), mit Mautstraße aus dem Preuneggatal; sie ist bekannt als Schihütte, die Gasselhöhe gilt als schöner Schiberg, auch ein Schilift fehlt nicht, und berühmt ist die Aussicht von der Kammhöhe zum Dachstein. Von den Bergen dieses Nebenkammes ist der Schober (2133 m) am meisten begangen. Er hat eine prachtvolle Flora. Im Schoberkar liegen, wie an einer Schnur aufgereiht, vier winzigkleine Bergseen. Der ganze Berg-

rücken wäre einer Begehung durch Bergsteiger wert: er verlangt eine lange Tageswanderung auf luftigen Höhen, mit einigen Kletterstellen verbrämt, und bringt von der Gasselhöhe zur Steirischen Kalkspitze gut zehn Zweitausender ein.

Aus eigenem Erleben: Der Tatzelwurm

Als ich im Juni einmal auf der Ursprungalm herumstrich, kam ich auch in die Nähe des Wildbaches. Plötzlich fiel mir ein großes, schattenähnliches, pelziges Tier auf, das flink wie ein Fisch am Ufer herumschnellte, aber auch unter Wasser tauchte, Purzelbäume schlug und Kapriolen wie ein Seehund im Zirkus vorführte. Ich hatte das Gefühl, es produzierte sich vor mir! Mit seinen dunklen Knopfaugen äugte es immer wieder in meine Richtung, wenn es einen besonders schönen Sprung zustande gebracht hatte. Ich dachte zuerst an einen Marder, doch diese gehen ja nicht ins Wasser; schließlich sogar an den sagenhaften Tatzelwurm — ob nicht ein solches Tier das Urbild des „Bergstutzen“ gewesen ist? Ein Jäger erklärte mir dann: es war ein Fischotter gewesen; diese Tiere sind sehr verspielt und nicht besonders scheu.

Die Geburt der Apollofalter

Auf einsamen Bergen um Giglachsee und Zinkboden habe ich immer besondere Vertreter der Tierwelt beobachten können. Ob es nun ein vielfarbiger Mauerläufer war, der flink an den grauen Felsen emporfuhr — ich nenne ihn den „Kolibri der Berge“ und finde, er gleicht eher einer Blume denn einem Tier; oder die seltsame Froschhochzeit im Juni am oberen noch eisbedeckten Giglachsee, wo unzählige Pärchen, aber auch ganze Gruppen unter dumpfer „Froschmusik“ am laichbedeckten Ufer ihr Hochzeitszeremoniell abhielten. Das schönste Erlebnis aber war wohl die Geburt der Apollofalter am Holzschartl. Diesen schmalen Einschnitt zwischen Schnabelkar und Vetterkar hatten wir — gar nicht so leicht, zumindest ausgesetzt und verblüffend unwegsam und steil — auf einem Schichtband überschritten und rasteten nun in der Scharte mit dem Tiefblick auf die Laufgänge der Knappen im Vetterkar. Ein merkwürdiges Knistern in der Stille des Mittags ließ mich aufhorchen. Auf den dunkelgrauen Felsblöcken der Scharte klebten in Massen Schmetterlingspuppen, aus deren grauen Hüllen bunte Schmetterlinge krochen! Und das in 2400 Meter Seehöhe . . . Matt, mit zerknitterten, aber seidigen Flügeln, bewegten sie sich dann auf den rauhen, dunklen Blöcken oder saßen leise atmend in der warmen Sonne, zusehends aufblühend wie schöne farbige Blumen. Wir hatten die Geburt der Apollofalter miterlebt!

Preisfrage Landawiersee

Ich beschäftige mich in den Bergen gerne mit Namenskunde. Zu seltsam sind die Bergnamen, um nicht Interesse zu erwecken. Von den Schladminger Tauern war mir bekannt, daß die Herkunft des Namens Landawiersee ungeklärt wäre. Schon Wödl hat sich damit beschäftigt, aber auch Eugen Guido Lammer, der in seinen späteren, „zahmen“ Lebensjahren in Mariapfarr an der sonnigen Südseite der Schladminger Tauern ansässig war und das Gebiet ins Herz geschlossen hatte, auch den einen oder anderen Grat in Erinnerung an seine Sturm- und Drangzeit erschloß.

Als ich einmal den Weg durch das Giglachtal zur Höhe ging und den Landauersee und die Landaueralm vor mir sah, schoß es mir durch den Kopf: Landauersee — Landawiersee — hat man nicht in früheren Jahrhunderten das „u“ wie ein „w“ geschrieben? Ich glaube, auch der Landawiersee am Fuß des Hochgollings ist nichts als ein Landauersee, der nach einem Bauern benannt wurde. Im Obertal ist ja der Name „Landauer“ bekannt. Es würde mich freuen, mit meiner Vermutung recht zu haben.

Unbekanntes Duisitzkar

Was den Zauber des Duisitzkares ausmacht, habe ich nie ergründen können. Ich glaube, es ist alles miteinander: der steile Aufstieg, vorbei an alten Stollen, über rauschende Fallbäche hinweg, über schmale Almböden, wo auf altersgrauen Holzstümpfen im dunkelgrünen Laub die lackroten Trauben der Preiselbeeren leuchten; die Spannung und Erwartung — ist doch am Weg zum Duisitzkar nie so recht ein Gipfel zu sehen. Dann endlich hoch oben, wo der Pfad über graue Steinplatten zur Alm ausbiegt, das Auftauchen der hohen Gipfel über dem schmalen Kar: der graue Felsrücken von der Rotmannspitze zur Ferchtlhöhe, die mit schüttereren Bäumen bestanden ist. Das dunkelgrüne Krugeck mit seiner Tafelbergform und den Säulen- und Plattengraten zum See hinab. Der Duisitzer Hahnkamp mit seinen hohen Grasfirsten, von Türmen getragen. Der ernste, dunkelblaue Duisitzsee tief unten am Boden der Alm. Die alten Stollen und verfallenen Almhütten, die kunstlos gefügten Unterstände der Hirten. Die rot- und rostbraunen Schutthalden vom Krugeck hinab ins Buckelkar, wo man nicht müheles, aber schnell zur Höhe kommt. Die Grasbänder und Terrassen am Krugeck, die man bis hoch hinauf verfolgen kann. Das Buckelkar, wie die ganze Duisitz einst von einem mächtigen Gletscher bedeckt, formschön ausgehöhlt und ausgeschliffen, am Grunde von kleinen Seen erfüllt, in denen oft Eisblöcke schwimmen. Die Alm- und Jagdsteige, die unvermutet beginnen und sich wieder verlieren, die man aber im Herumstreifen gar nicht braucht oder vermißt. Eisenhut, Enzian, Blauer Speik, Almrausch und Preiselbeeren. Blumeninseln im harten Berggras der Schladminger Tauern. Schafe und Schafgeruch und Schafsteigeln und junge Schafe mit sanften Nasen. Die steile, ganz oben fast senkrechte Graswand zur Scharte zwischen dem Duisitzer Hahnkamp und dem Krugeck. Der unbegangene Grat des Krugecks. Pfeifende Murmeltiere — die „Lausbuben der Berge“ — und Bau an Bau mit roter, ausgekratzter Erde und hohen Schutthalden; wir glaubten zuerst, es wären kleine Bergbaue aus der Knappenzzeit! Das alte Grubenhäundl, das da vor einem alten Stollen plötzlich vor mir lag und auf mich gewartet hatte, wie ich mir einbildete. Dreihundert Jahre alt, geschätzt, grob geschmiedet und doch so formschön, das Schaufelblatt ein Kilogramm schwer.

Das alles ist das Duisitzkar, und darüber mehr als ein Hauch von Einsamkeit trotz Weg und bewirtschafteter Almhütte; und rundherum die Gewißheit: das ist dein Land, das sind deine Berge, die du entdeckt hast, und die dir gehören.

Ins Duisitzkar führen nur drei Wege: ein steiler Aufstieg vom Eschachboden (1200 m), der meistens begangen wird; der schon erwähnte Steig von der Keinprechtthütte über die Neualm, und der schmale, wenig begangene Pfad vom Giglachsee.

Literatur:

Hans Wödl, Führer durch die Schladminger Tauern 1924, vergriffen.
Peter Holl, AV-Führer Schladminger und Radstädter Tauern, Rother-Verlag 1968.
Eugen Guido Lammer, Jungborn

Karten:

Freytag-Berndt 1 : 100.000, Bl. 20.
Österreichische Karte 1 : 25.000, Bl. 127.
Österreichische Karte 1 : 50.000, Bl. 127.
Alpenvereinskarte 61, Niedere Tauern II, 1:50.000, in diesem Jahrbuch.

Im Freiballon über die Alpen

FRITZ MILLER

Wir waren Bergkameraden und gute Freunde, der damalige Doz. Dr. Heinz von Ficker, später Ersteiger des Ushba, Univ.-Prof. und Meteorologe von Weltruf, und der Verfasser. Gemeinsam hatten wir verschiedene Kletterfahrten im Karwendel und in den „Innsbrucker Dolomiten“, den Kalkkögeln, ausgeführt. Einen vorläufigen Abschluß hatten diese Bergfahrten durch die erste Besteigung des Patteriol im Ferwall über seine ca. 900 Meter hohe Ostwand am 29. Juli 1900 gefunden.

Ficker hatte diese Tour ausgezeichnet vorbereitet, indem er einige Tage vorher von den gegenüberliegenden Abhängen der Kuchenspitze mit dem Feldstecher die Wand sorgfältig studiert und eine Skizze des möglichen Anstieges angefertigt hatte.

Am 28. Juli trafen wir uns dann mit Turnbruder Kremser in St. Anton am Arlberg und wanderten zur Konstanzer Hütte im Fasultal (1768 m). Um 3 Uhr früh brachen wir dort auf und standen 1½ Stunden später vor dem Einstieg in die Wand.

Die Anstiegsroute führte ziemlich genau in der Fallinie zum Gipfel. Anfangs über harten Schnee, später durch eine steile Eisrinne und ging dann zur Felsklettere über. Ungefähr in der Mitte des Anstieges zwang uns eine glatte Felswand, die zu erklettern ohne genügende Sicherung nicht ratsam gewesen wäre (der Gebrauch von Mauerhaken und Karabinern war damals noch unbekannt), zu einer Umgehung nach rechts, bis uns ein ausgesetztes Band wieder in die vorgesehene Fallinie zurückführte.

Um 2 Uhr nachmittags reichten wir uns auf dem Gipfel die Hände. Die Klettere war nicht übermäßig schwierig, doch sehr anstrengend. Heraufziehende Wolken veranlaßten uns die Gipfelrast abzukürzen und auf normalem Anstiegsweg zur Konstanzer Hütte zurückzukehren. Erst dort konnten wir uns eine Stunde Rast gönnen.

Am selben Nachmittag kehrten wir, teilweise bei strömendem Regen, nach St. Anton zurück. Bei unseren verschiedenen Bergfahrten verspürten wir gemeinsam die lähmenden Einwirkungen des Föhns auf Tatendrang und Leistungsfähigkeit. Schon als Student hatte sich Ficker für den Föhn interessiert, der gerade in der Umgebung Innsbrucks sehr stark zur Auswirkung kommt.

Das Meteorologische Institut der Universität Innsbruck hatte auf seine Anregung am Patscherkofel (in ca. 2000 m Höhe) die zur Beobachtung des Föhns in bezug auf Windstärke, Windrichtung, Temperatur und Feuchtigkeit notwendigen Instrumente aufgestellt.

Ficker hatte dann im Laufe mancher Jahre von Innsbruck aus bis zu 40mal im Sommer wie im Winter den Patscherkofel bestiegen, um die Instrumente abzulesen. Da es damals noch keine Seilbahn gab, war das eine ganz beträchtliche, touristische Trainingsleistung. Um die gemachten Beobachtungen, die Ficker in verschiedenen Aufsätzen veröffentlicht hatte, entsprechend ergänzen zu können, stellte die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien die Mittel für Aufstiege im Freiballon zur Verfügung, die in den Jahren 1910 und 1911 verwendet wurden. In lebenswürdiger Weise hat Ficker seinen Bergkameraden zu diesen Aufstiegen eingeladen. So wurde aus einem Bergsteiger und Schiwettkämpfer vorübergehend ein begeisterter Ballonfahrer und später Besitzer des österreichischen Freiballonführerscheines Nr. 39.

Zur ersten „Föhnfahrt“ starteten wir am 13. Dezember 1910. Da schon in den Jahren 1908 und 1909 vom Innsbrucker Gaswerk vier Aufstiege mit dem Freiballon stattgefunden hatten, und zwar

1. am 19. Juli 1907 durch die Herren Dr. Bröckelmann und Max Krause, beide Berlin;
2. am 10. August 1908 durch die Herren Dr. Bröckelmann, Berlin, und Hauptmann Härtel, Leipzig;
3. am 25. Jänner 1909 durch die Herren Erzherzog Josef und Heinrich Ferdinand von Habsburg;
4. am 23. Juli 1909 durch Hauptmann von Funke, Dresden, Marg. und Elsbeth Große, Meißen,

half uns eine eingearbeitete Mannschaft beim Füllen des Ballons. Eine große Plache wurde auf dem Boden ausgebreitet, die kugelförmige Hülle des Ballons zu einem Kreis ausgezogen, der den Äquator bildete, so daß sich das Ventil genau über dem Appendix (dem Füllansatz) befand, das Netz aufgelegt, dessen Maschen überall in gleicher Weite senkrecht vom Ventil ausstrahlten, das Tellerventil (ca. 1 m Durchmesser), Ventil- und Reißleine angebracht und am Rande die Sandsäcke in die Netzmaschen eingehängt. Die Sandsäcke werden je nach Fortschritt der Gasfüllung tiefer gehängt und schließlich an den Leinen zum Pöschlring herabgelassen, wo dann der Korb angehängt wird. Nach diesen umfangreichen Vorbereitungen fand um 8.35 Uhr der Aufstieg statt.

Der herrschende leichte Westwind trieb den Ballon erst Inntal abwärts, bis er in 1900 Meter Höhe in den Föhn eintauchte, dessen Geschwindigkeit bis zur größten erreichten Höhe von 3570 Meter ständig zunahm. Nach 92 Kilometer Fahrtlänge landeten wir bei Pienzenau im bayrischen Vorland (721 m). Der Bodenwind hatte dabei auf Südost gedreht und sich sehr verstärkt. Da uns beiden noch jede Erfahrung bei einer Landung mangelte, übersahen wir in der Eile eine Telegraphenleitung, bei der zwei Drähte abgerissen wurden.

Ein herbeigeeilter Gendarm meldete den Vorfall der vorgesetzten Postbehörde, deren Leiter sich nur erkundigte, ob auch Masten umgestürzt wären. Da der Gendarm dies verneinte, erhielt er die Auskunft: „Die zwei Drähte werden wir kostenlos erneuern“, womit die Angelegenheit zur Zufriedenheit erledigt war.

Wesentlich interessanter und ereignisreicher war die zweite Föhnfahrt am 20. April 1911 unter Führung von Prof. v. Ficker. Der Aufstieg vom Innsbrucker Gaswerk mit dem Ballon „Tirol“ und zwei Fahrgästen, Herrn Öggl (ein um die Ballonaufstiege verdienter Mitarbeiter des Gaswerkes) und dem Verfasser, erfolgte um 8.30 Uhr mit 620 Kilogramm Ballast. Da der Föhn am Vorabend nachgelassen hatte, trieb der Ballon mit schwachen Winden verschiedener Richtung über das Brandjoch, woselbst er in 2500 Meter Höhe in die Föhnströmung eintauchte, die ihn weiter über die Leutasch und das Wettersteingebirge trug. Landschaftlich wunderschön war der Flug über die Berge, den Eibsee und weiter über die Vorberge in die bayrische Ebene.

Diese war leider in ca. 3000 Meter Höhe von einem dichten Wolkenmeer bedeckt, was die Orientierung mangels freier Durchblicke sehr erschwerte. Vor die Wahl gestellt, eine Weit- oder eine Hochfahrt zu unternehmen, entschlossen wir uns schon mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Charakter zur Hochfahrt, außerdem ragten in der Ferne Gewittertürme aus dem Wolkenmeer auf.

Intensiver Sonnenschein und langsame Ballastabgabe ließen den Ballon ständig an Höhe gewinnen. Die horizontale Fahrtgeschwindigkeit betrug 40 km/h. Wir saßen geruhsam in Hemdsärmeln im Korb, das Barometer zeigte 6850 Meter Höhe. Damit es nicht von der Körperwärme der Korbsinsassen beeinflusst werde, hing das Asmannsche Aspirationspsychrometer (ein Instrument zur genauen Bestimmung der Luft- und Feuchtigkeitstemperatur) an einer Schnur frei vom Äquator des Ballons herunter. Als ich es zur Ablesung in die Gondel hereinzog, blieben meine Finger an seiner Metallhülle kleben. Die Ablesung ergab -21 Grad Celsius. Die wissenschaftlichen Aufgaben der Fahrt waren nun erfüllt, daher leiteten wir die Landung ein. Um ein eventuelles „Schwimmen“ des Ballons auf den kälteren Luftschichten, den Wolken, zu vermeiden, wurde das Ventil ein wenig stärker gezogen. Dies hatte zur Folge, daß die Wolken-

schicht zwar glatt durchstoßen wurde, aber der Ballon unter ihr durch Aufhören der Sonnenstrahlung in den kälteren Luftschichten sehr zusammenschrumpfte und rasch eine zunehmende Fallgeschwindigkeit bekam.

Reichliche Ballastabgabe konnte diesen Fall nur teilweise bremsen, weil ein Teil des Sandes über den rasch fallenden Ballon hinausströmte und sich auf seiner oberen Kalotte wieder ansammelte.

Auch das rechtzeitig ausgelöste Schleppseil vermochte den Fall nur noch zum Teil abzubremesen. Augenzeugen berichteten, daß sie den Eindruck hatten, der Ballon stürze brennend ab. Die trotzdem glatte Landung erfolgte um 1.41 Uhr bei ca. zehn km/h Nordwest-Bodenwind in 615 Meter Seehöhe, unweit von Memmingen an der württembergischen Grenze. 120 Kilometer Luftlinie von Innsbruck. Der Fall aus 6800 Meter hatte nur zehn Minuten beansprucht. Zur genauen Höhenmessung bei Föhnfahrten wurde stets ein Fortinsches Quecksilberbarometer mitgeführt. Dieses sehr empfindliche Instrument wurde bei der etwas harten Landung als einziges zerbrochen.

Die dritte Föhnfahrt fand am 6. Oktober 1911 statt. Die Führung hatte wieder Prof. v. Ficker. Die Fahrgäste waren Prof. H. Lorenz, Wien, Dr. Janowsky, Innsbruck, und der Verfasser. Wenn der Föhn in Innsbruck selbst weht, kann des Bodenwindes wegen der Ballon nicht hochgehen. Es wurde deshalb ein Tag erwartet, an dem ein Einbruch kalter Luft den Föhn temporär zum Erlöschen gebracht hatte, während er in der Höhe mutmaßlich noch weht. Diese Vermutung bestätigte sich auch. Der Ballon, der um 8.35 Uhr aufstieg, durchstieß in einer Höhe von 1200 Metern die Wolkendecke, die über den Tälern lagerte. Sprunghaft stieg die Temperatur um mehrere Grade, während gleichzeitig der Südwind einsetzte.

Knapp über den Berghängen und Bergkämmen wurden nun alle vier Karwendelketten in der Richtung gegen Hinterriß übersetzt, eine ebenso großartige wie vom fahrtechnischen Standpunkt aus lehrreiche Fahrt. Nach Passieren jedes Kammes wurde der „Tirol“ durch absteigende Winde tief in die Täler hinabgedrückt, um dann am jenseitigen Hang wieder hochgetrieben zu werden.

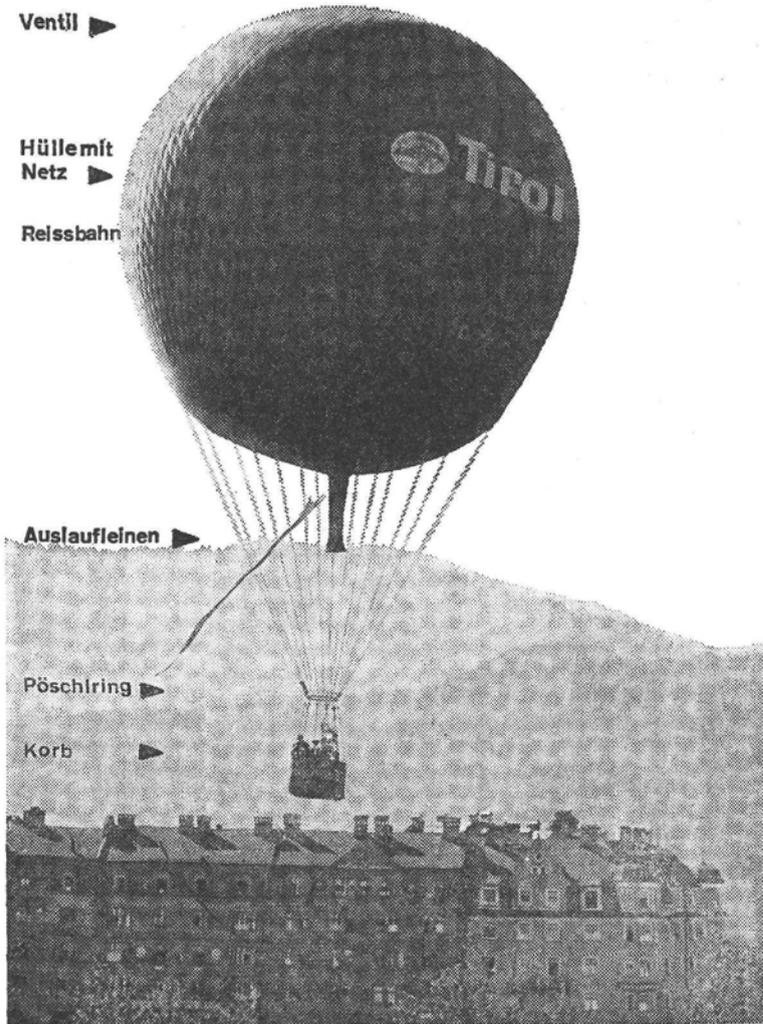
In fünf Minuten flog der Ballon vom Hafelekar zur Jägerkarscharte im Gleirschtal, wobei er über dem Samertal zuerst 900 Meter fiel und dann wieder 1100 Meter anstieg. Die gewaltigen Nordwände des Karwendels erschlossen sich dem Auge der Reihe nach bis in die innersten Winkel. Die weitere Fahrt verlief ungefähr längs des Isartales nach Norden, wobei es gelang, den Ballon in 1400 Meter Höhe zu halten. München wurde um 12.10 Uhr überflogen, dann zog heller Sonnenschein den Ballon auf 3900 Meter hoch. Da die Fahrt ihre meteorologische Aufgabe erfüllt hatte, konnte die glatte Landung bei Bahnstation Bruckberg in der Nähe von Landshut erfolgen. Die Fahrtlänge von Innsbruck betrug 167 Kilometer. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Beobachtungen über den Föhn am Patscherkofel und bei den erwähnten Ballonfahrten faßte Ficker in zwei Arbeiten zusammen:

„Föhnuntersuchungen im Ballon“ und „Temperatur und Feuchtigkeit bei Föhn in der freien Atmosphäre“, die am 21. März und 20. Juni 1912 der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien vorgelegt wurden.

Die bisherigen Ballonfahrten hatten in der Öffentlichkeit großes Aufsehen und reges Interesse hervorgerufen. Sie führten 1910 zur Gründung des Vereins für Luftschiffahrt in Tirol, die bald den Stand von 280 Mitgliedern erreichte und durch großzügige Spenden unterstützt wurde.

So konnte der Verein zwei Ballone „Tirol“ und „Zeppelin“ von je 2200 Kubikmeter Inhalt (Fabrikat Riedinger, Augsburg) anschaffen. Die Größe war für mit Leuchtgas gefüllte Ballone für Alpenfahrten am besten geeignet. Durch seine zentrale Lage inmitten der Berge und ein leistungsfähiges Gaswerk hat Innsbruck seine Eignung für Ballonaufstiege hervorragend bewiesen. Aus welcher Richtung der Wind auch wehen mochte, die Fahrt führte immer über die Berge. Am häufigsten wehte im Sommer Nordwestwind

mit Fahrtrichtung Inntal—Zillertal—Adria, im Herbst und Frühwinter der Föhn mit Fahrtrichtung Karwendel—Bayern. Mit Westwind gelangen zwei Fahrten, einmal mit Landung in Grub bei Kremsmünster, Fahrtlänge 230 Kilometer, und ein zweitesmal mit Landung in Gmünd bei Leoben, Steiermark, Fahrtlänge 310 Kilometer. Am seltensten stellte sich der Ostwind ein. Nur eine Fahrt mit dem Ballon „Tirol“ endete mit einer Landung in der Nähe von Zürich.



Ballon „Tirol“ bei Aufstieg vom Innsbrucker Gaswerk

Von Innsbruck aus wurden 104 Aufstiege mit dem Freiballon durchgeführt, bei denen sich trotz einiger Landungen unter schwierigen Verhältnissen kein einziger Unfall zugetragen hatte. Die günstige finanzielle Lage ermöglichte es dem Verein, alljährlich einige Freifahrten unter seinen Mitgliedern auszulosen. Um sicher drei Teilnehmer pro Fahrt zu finden, mußten jedesmal zehn ausgelost werden.

Während einige mit heller Begeisterung an den Fahrten teilnahmen, hatten andere hundert Ausreden. „Ich würde schrecklich gerne, aber ich habe einen schwachen Ma-

gen“ — „tut mir entsetzlich leid, ich habe ein wichtiges Geschäft vor und bin unabkömmlich“ — „ich würde gerne fliegen — aber meine Frau hat Sorge“. Persönlich bin ich letzterem Einwand dadurch begegnet, daß ich meine Frau einfach mitgenommen habe.

Mit zwei weiteren Fahrgästen, Dr. Rainer, Fügen, und Dr. Janowsky, Innsbruck, stiegen wir mit dem Ballon „Zeppelin“ auf und trieben erst mit schwachem Wind nach Hall i. T. Dort gab uns vollständige Windstille Gelegenheit zu betrachten, wie harmonisch die Altstadt um die Pfarrkirche angelegt ist. Erst in 2600 Meter Höhe überflogen wir mit schwachem Südwind den Bettelwurf, die Hochkanzel, die Grubenkar Spitze und die Falkengruppe. Begünstigt durch die geringe Windstärke bedeutete es kein Wagnis, Grate und Gipfel in nur 20 Meter Höhe zu überfliegen, bot aber dafür um so reizvollere und instruktivere Einblicke in das Gebirge. Nach einem so überwältigenden Flug über die Berge und das Rißtal bekamen wir Richtung auf München, das um 12 Uhr überflogen wurde. Um nicht zu nahe an der Großstadt landen zu müssen, zogen wir das Ventil erst zirka 20 Kilometer weiter nördlich. Der Bodenwind war uns aber nicht gewogen, drehte um 180 Grad und trieb den Ballon mit geringerer Höhe, immer rascher werdend, nach München zurück. Dort lag in der Fahrtrichtung erst ein Friedhof, dann eine gemähte Wiese und schließlich ein Kornfeld.

Mit dem Schleppseil über einen Friedhof zu fahren, wäre eine kostspielige Angelegenheit, weil es die Grabmonumente umreißen würde. Und ins Kornfeld wollten wir auch nicht hineinfliegen. Rascher Entschluß war nötig. Ein kurzer Ventilzug, das Schleppseil auslösen und die Reißbahn ziehen folgten in kurzen Intervallen.

Nun das Resultat: der Friedhof blieb unbeschädigt, wir landeten glatt auf der Wiese, und das Ventil lag am Rande des Kornfeldes. Der nahe Stadtrand hatte viele Neugierige herbeigelockt, die uns beim Verpacken des Ballons bereitwillig halfen. Unter diesen befand sich anscheinend auch der Besitzer des Kornfeldes, der zu seinem Nachbarn sagte: „Dö hätt i fei zoin macha, wenns in mai Feld nei gfarn warn.“ Ein kleiner Bub betrachtete meine Frau sehr aufmerksam, stellte sich in Positur und meinte treuherzig: „Wenn Du di z' fliagn traust, trau i mi a“. Für den Heimtransport des Ballons sorgte ein Spediteur. Wir erfrischten uns im nahegelegenen Ungererbad.

Wir wollen uns nun einen Freiballon näher ansehen. Er besteht aus der Hülle aus gummiertem Perkalstoff, im aufgeblasenen Zustand eine Hohlkugel von ca. 12 Meter Durchmesser bei 2200 Kubikmeter Inhalt mit dem darüberliegenden Netz. Die Netzmaschen werden zu den sogenannten Gänsefüßen zusammengefaßt und diese wieder zu zwölf Auslaufleinen, die den Pöschlring tragen. An diesen wird der Korb mittels der Korbleinen angehängt und daran das Schleppseil und die Sandsäcke. Das gesamte Material ist auf 14fache Sicherheit berechnet. In den Korb hängen aus dem Ballon die Ventil- und die Reißleine herunter, erstere ein dünnes Seil, letztere ein breites Band, um Verwechslungen bei einer raschen Landung zu vermeiden. Die Reißbahn dient zur raschen Entleerung des Ballons, damit eine bei starkem Bodenwind gefährliche Schleiffahrt vermieden werden kann. Da der Ballon im Winde schwimmt, gibt es kein Instrument zur Messung seiner Fahrtgeschwindigkeit, diese kann aus der Zeit berechnet werden, welche der Ballon nach Überfliegen eines bestimmten Ortes bis zu einem anderen benötigt. Hingegen dienen zur Beobachtung der vertikalen Bewegung eine Reihe von Instrumenten, und zwar: der Barograph, ein genaues Höhenmeßbarometer, ein Variometer, ein Windrädchen, aus dessen Drehrichtung man ersehen kann, ob der Ballon steigt oder fällt, und schließlich das empfindlichste: Schnitzel aus dünnem Papier. Fallen diese nach Auswurf aus dem Korbe, steigt der Ballon und umgekehrt. Da er, gleichbleibende Lufttemperatur vorausgesetzt, bei jeder Sinkkraft bis zum Boden durchfällt, liegt es im Geschick des Führers, den geringsten Fall durch Abgabe kleinster Ballastmengen abzufangen, so den Ballon auf seiner Prallhöhe zu halten und dadurch die Fahrt zu verlängern. Das zur Ballonfüllung verwendete Leuchtgas hat auf Luft bezogen ein spezifisches Gewicht von 0,4 bis 0,5. Ein Kubikmeter Luft wiegt bei Null Grad und 760 Meter Barometer-

stand annähernd 1,2 Kilogramm, somit ergibt sich für einen Ballon mit 2000 Kubikmeter Inhalt ein Auftrieb von ca. 1400 Kilogramm.

Davon ab das Eigengewicht des Ballons	560 kg
Vier Passagiere mit Ausrüstung à 100 kg	400 kg
	<u>960 kg</u>
verbleibt eine weitere Nutzlast von ca.	440 kg

die als Ballast mitgeführt werden kann.

Dieser besteht aus feinem Mehlsand, der im Ofen getrocknet ist, um ein Gefrieren bei Kälte zu verhindern.

Es war an einem schönen Junimorgen, als der Ballon „Tirol“ mit drei Fahrgästen und dem Führer um 8.05 Uhr vom Gaswerk mit 24 Sack Ballast aufstieg und Richtung Zillertal nahm. Wir überflogen den Rastkogel, dann die Ahornspitze in 3500 Meter und konnten noch Mösele und Turnerkamp ausnehmen, dann flog der Ballon 4000 Meter hoch weiter nach Süden. Über uns blauer Himmel, unter uns eine dichte Wolkendecke, und kein Laut drang von der Erde herauf. Alle Korbinsassen waren von der absoluten Einsamkeit tief beeindruckt. Nach Überquerung der Alpen besserte sich das Wetter und wir bekamen Aussicht auf die oberitalienische Ebene und die Adria. Ein weiterer Flug über das Meer wäre zu riskant gewesen, deshalb wurde der Beschluß zur Landung gefaßt.

Sie erfolgte in der Nähe von Pordenone, so sanft, daß, wenn der Korb voll Glas und Porzellan gewesen wäre, kein einziges Stück zerbrochen wäre. Wir waren mit dem Verpacken des Ballons beschäftigt, als ein italienischer Adeliger mit seinem Sportwagen erschien und wir gemeinsam die Internazionalità dello sport mit einigen Gläsern Sekt feierten. Dann wurden wir in seine Villa zum Mittagessen eingeladen. Beim Tischgespräch erfuhr dieser noble Italiener, daß ich erst vor sechs Wochen geheiratet hatte. Mit erhobenem Zeigefinger drohte er: „Sie werden kein guter Ehemann, wenn Sie schon solche Wagnisse unternehmen.“ Inwieweit er recht hatte, wage ich nicht zu beantworten, jedenfalls hatten wir drei Söhne und eine Tochter und konnten vor nun sieben Jahren nach harmonischer Ehe die goldene Hochzeit feiern.

„Solange Sie in meinem Hause sind, wird Ihnen nichts geschehen. Aber wenn Sie es verlassen, wird man Sie verhaften.“ Kaum hatte sich das Gartentor hinter uns geschlossen, erschienen zwei Karabinieri und führten uns in einen Hof, in dessen Umgebung wir die Aufschrift lasen, Prigioni di sicurtà und andere Prigioni. Dabei war mir nicht ganz wohl, denn ich pflegte bei Fahrten mit ungewissem Ziel eine geladene Browningpistole mitzuführen. In Tirol herrschte damals Waffenfreiheit, aber demgegenüber waren die italienischen Vorschriften sehr streng. Bei der Revision unseres Gepäcks zog ich aus meinem Rucksack zuerst das Bergseil, dann einen Bergschuh und hierauf den Fotoapparat, der sofort beschlagnahmt wurde. Dann manipulierte ich die Browningpistole in den zweiten Bergschuh, der keine Beachtung fand. Damit war die Schwierigkeit umgangen.

Hierauf wurden wir gegen ehrenwörtliche Verpflichtung, keinen Fluchtversuch zu unternehmen, im ersten Hotel der Stadt einquartiert und durch einen Doppelposten bewacht. Am anderen Morgen besichtigten wir die Stadt, gefolgt von zwei Karabinieri. Wir teilten uns in zwei Gruppen, denen je einer folgte. Eine dieser Gruppen teilte sich in zwei Einzelgänger, und einer der Karabinieri folgte dem, den er anscheinend für den Gefährlicheren ansah: den Führer. Wieder im Hotel, erwartete uns ein Auto mit der Einladung des Kommandanten des neuerrichteten Militärflugplatzes, diesen zu besichtigen. Dort wurden uns „aufgeblasenen Brüdern“ einige Flugkunststücke vorgeführt. Wieder im Hotel, fanden wir die Nachricht des österreichischen Botschafters in Rom, daß wir freizulassen seien. Da von Pordenone keine direkte Bahnverbindung nach Innsbruck besteht, beschlossen wir einen Abstecher nach Venedig zu machen. Dort bummelten wir in voller Bergausrüstung über den Markusplatz, gefolgt von ein paar hundert Neugierigen, die uns wie Marsmenschen angestaunt haben, war doch das Bergsteigen damals in der

Lagunenstadt noch ziemlich unbekannt. Der Nachtschnellzug brachte uns dann mitsamt dem Ballon wieder nach Innsbruck.

Zwei Ballonfahrten nach Oberitalien

Am Dienstag, den 23. Mai, 7.35 Uhr, stieg der Ballon „Tirol“ unter Führung des Herrn Oberleutnant von Sarlay, Schindler und Müller als Fahrgäste und 37 Säcke, à 20 Kilogramm Ballast, vom Innsbrucker Gaswerk auf. Unter dem Einfluß des im Inntale herrschenden Westwindes und durch Ballastabgabe höhersteigend, flog der Ballon bis über Wattens, woselbst er in einer Höhe von 2400 Metern in den Nordwind geriet, der ihn in einem rechten Winkel zur bisherigen Fahrtrichtung über den Hirzer und den Schrammacher in der Richtung auf Mühlbach im Pustertal trieb. Beim Durchstoßen der Wolkendecke in ungefähr 2600 Meter Höhe herrschte bei -4 Grad Celsius leichter Schneefall, und als um 9.50 Uhr Hintertux in 3900 Meter Höhe überflogen wurde, erglänzten in den tieferliegenden Luftschichten Tausende kleiner Schneekristalle im Sonnenschein wie die Edelsteine in einem sagenhaften Wunderland. Bisher hatten nur einzelne Berggipfel für kurze Augenblicke aus den wogenden Nebelmassen hervorgeglugt, auf der Südseite des Tuxer Kammes besserte sich das Wetter jedoch zusehends. Um 11.30 Uhr wurden St. Ulrich in Gröden und um 12.20 Uhr der Cimone della Pala in 5200 Meter Höhe, wiederum bei leichtem Schneefall, überflogen. Einen imposanten Anblick boten die feingeformten Felsgestalten der Geisler-, Rosengarten- und Latemargruppe. Bedauerlicherweise lagerten über der Palagruppe dichte Wolkenbänke, die jeden Ausblick und damit die Orientierung hinderten. Die Abgabe eines Sackes Ballast brachte den Ballon auf eine Höhe von 5500 Metern, wo eine Temperatur von -13 Grad Celsius beobachtet wurde. Um 1.55 Uhr nachmittags erfolgte die sehr glatt verlaufende Landung bei Mel im Piavetal.

Fast genau ein Jahr später erfolgte mit dem Ballon „Zeppelin“ unter Führung des Verfassers mit drei Fahrgästen eine Fahrt in der gleichen Richtung, mit sehr glatt verlaufener Landung bei Primolano nahe der alten italienischen Grenze.

Bei beiden Landungen hat sich die ansässige italienische Bevölkerung als sehr hilfsbereit erwiesen. Diese zweite Überquerung der Alpen war von gutem Wetter begünstigt, weshalb die Maximalhöhe des Fluges nur 3300 Meter betrug und detailreichere Einblicke in das Gebirge gewährte. Bei dieser Landung half ein liebenswürdiger Italiener bei der Besorgung zweier Fuhrwerke für Personen und Material und begleitete uns über die Grenze. Dort salutierten die Finanziere, anscheinend vor ihrem Vorgesetzten, und wir passierten ungehindert. In diskreter Weise erkundigten wir uns nach dem Grunde seiner liebenswürdigen Zuvorkommenheit, er antwortete: „Die Zigaretten sind bei uns so schlecht, daß ich die Gelegenheit benützt habe, mir die guten österreichischen zu besorgen.“ Am österreichischen Bahnhof in Tezze angekommen, musterte ein Eisenbahner den Korb, der mit dem zusammengelegten Netz zugedeckt war, das dicke Schleppseil, zusammengerollt eine Kugel von einem Meter Durchmesser, und dann uns Begleiter.

Dem Stationsvorstand machte er Meldung mit den Worten: „Herr Vorstand, Seiltänzer sein da.“ Zwei Tage später sah ich in einem Zeitungskiosk ein italienisches Blatt mit der Schlagzeile, „Ballone o dirigibile“. Der Artikelschreiber konnte nicht verstehen, wie es möglich war, daß der Ballon ungehindert nach Österreich zurückkehren konnte, und wir sahen keine Notwendigkeit ihn aufzuklären.

Leider waren nicht alle von Innsbruck aus unternommenen Ballonfahrten und Landungen von gutem Wetter begünstigt.

So stieg der Ballon „Tirol“ mit dem Führer und drei Fahrgästen am 13. Juli 1912 um 8.30 Uhr vom Gaswerk auf und trieb mit leichtem Nordwind in einer Höhe von 2500 bis 3000 Meter in schöner genußreicher Fahrt über den Brennerpaß und Franzensfeste weiter gegen Süden. Bald zeigte sich aber eine herannahende Gewitterfront, die zur vorzeiti-

gen Landung in den Sarntaler Alpen zwang. Diese erfolgte bei völliger Windstille in der Nähe der Klausner Hütte in ungefähr 1800 Meter Seehöhe ganz sachte, ohne daß es notwendig war, das Schleppseil anzuwerfen. Das Gewitter zog aber ebenso rasch vorbei wie es gekommen war und gab dadurch die Möglichkeit, den Ballon im Hochtransport weiter zu Tal zu befördern, ohne die Reißbahn zu ziehen. Ein solcher Hochtransport geht so vor sich, daß der Auftrieb durch Ventilzüge entsprechend vermindert wird, wodurch den Fahrgästen die Möglichkeit gegeben ist, einer nach dem andern auszusteigen. Der Führer bleibt im Korb. Die drei Fahrgäste ziehen dann den Ballon an der Hochlaßleine mühelos zu Tal. Voraussetzung dafür ist Windstille. Auch leichter Wind würde auf die große Fläche des Ballons solche Kraft ausüben, daß es drei Passagieren unmöglich wäre, ihn weiterzubefördern.

Bei Latzfons wurde ein Sträßchen erreicht, der Ballon entleert, verpackt und per Achse zur nahen Bahnstation Klausen der Brennerbahn gebracht.

Dramatischer verlief eine Landung im Juni 1913. Alles war zum Aufstieg vorbereitet, doch das Wetter schien so ungünstig, daß ich glaubte, eine Fahrt nicht verantworten zu können. Zwei am Füllplatz anwesende Ausschußmitglieder verwiesen auf den so selten herrschenden Ostwind und überredeten mich, mit drei Fahrgästen und dem Ballon „Zeppelin“ aufzusteigen.

Da die Wolken in der Höhe jedoch durchaus keinen Ostwind anzeigten, wurde der Ballon vollgefüllt und zirka 150 Meter über der Talsohle gehalten, um dort den Ostwind auszunutzen. Er trieb den Ballon auch ins Oberinntal bis vor Telfs: Da lichteteten sich, diesmal unerwünscht, die Wolken für kurze Zeit, die Sonne zog den Ballon auf zirka 2000 Meter hoch, und der herrschende Höhenwind trug ihn gegen die Erlspitze unweit des Seefelder Sattels. Dort fing es plötzlich so stark an zu schneien, daß der viele Neuschnee schwerer war als der ausgeworfene Ballast.

Schon sah die Sonne wieder durch die Wolken, aber reichliche Ballastabgabe nützte nichts mehr und der Ballon landete ganz sachte auf einem Steilhang oberhalb des Schloßbachgrabens. Plötzlich tat es einen Krach, die Ballonhülle fiel über den Korb hangabwärts und riß diesen dabei natürlich um. Der rasche Befehl „festhalten“ (an den Korbleinen) wurde von allen Korbinsassen strikte befolgt, so daß keiner herausfiel und kein Unglück passierte. Was war geschehen? Die Ballonhülle war bei der Landung an einem dünnen Baum hängengeblieben, der sie in einer Länge von zirka fünf Metern aufgeschlitzt hatte, wodurch das Gas rasch entweichen konnte. Da der Hang, auf dem wir gelandet waren ziemlich steil, mit Gras bewachsen und durch den Neuschnee sehr glatt geworden war, war es notwendig, vorerst zwei der bergkundigen Fahrgäste anzuseilen und auf einen Steig, der ungefähr 200 Meter tiefer sichtbar war, hinunterzuleiten, wobei das Schleppseil als Seilgeländer benützt wurde. Zu dieser Zeit war die Mittentalbahn im Bau begriffen. Die beiden Fahrgäste wurden deshalb ersucht, eine Bergungsmannschaft heraufzusenden, welche das Material abtransportieren konnte.

Wieder zum Landeplatz aufgestiegen, war ich mit dem vierten Fahrtteilnehmer in mühsamer Kleinarbeit bemüht, die einzelnen Netzmaschen von den Legföhren zu lösen und das Netz mitsamt der Ballonhülle im Korb zu verstauen. Dieser wurde dann am Schleppseil angeknüpft und langsam über den Steilhang zum Weg hinuntergelassen. Dort angekommen, waren auch gerade ungefähr 20 Arbeiter eingetroffen, Ballonhülle und Netz wurden wieder ausgepackt, zu einer langen „Wurst“ ausgezogen, das Schleppseil hingegen in den Korb gegeben und das ganze Material zur Bahnstation Hochzirl hinuntergetragen. Mit dem ersten Materialzug wurde es am nächsten Tag nach Innsbruck gebracht und beim Gaswerk einer eingehenden Revision unterzogen. Diese ergab außer dem erwähnten Riß in der Ballonhülle, der in einfacher Weise repariert werden konnte, nicht die geringste Beschädigung des gesamten Materials.

Nochmals im Juni 1913 stiegen drei Passagiere mit dem Führer und dem Ballon „Zeppelin“ zu einer Fahrt mit Westwind auf. Der Ballon flog zunächst in Richtung

Zillertal über Schwendau, das in einer Höhe von 2600 Metern überquert wurde, und weiter in Richtung auf den Großvenediger. War der Aufstieg um 8 Uhr früh bei klarem Himmel erfolgt, so bewölkte er sich um 10 Uhr, und der Ballon trieb zeitweise in dichtem Nebel, so daß die Orientierung sehr schwierig gewesen wäre, wenn ich nicht die ganze Gegend von früheren Schitouren her gut gekannt hätte. Zum Überfluß setzte leichter Schneefall ein, und zwar schneite es von unten nach oben, ein sicheres Zeichen, daß der Ballon schneller fiel als der Schnee. Das an diesem Tage zur Füllung verwendete Leuchtgas war leider ausnahmsweise schwerer als sonst, was einen geringen Ballastvorrat zur Folge hatte. Deshalb war es unmöglich, durch Ballastabgabe die Wolken zu überfliegen und in hellem Sonnenschein eine längere Fahrt zu unternehmen. Eine Landung auf den ausgedehnten und spaltenreichen Gletschern der Dreiherrn-, der Schlieferspitze oder des Großvenedigers hätte für die Fahrgäste und das Material gleich verhängnisvoll werden können. Es mußte daher das Bestreben sein, den Ballon unter Ausnützung der geringsten Aufwinde und kleinsten Ballastabgabe auf seiner Höhe von 3400 Metern zu halten, bis sich eine günstige Landungsmöglichkeit ergab. Da zeigte sich für einige Sekunden in der Tiefe eine grüne Almwiese, die den sofortigen Beschluß zur Landung ausführen ließ. Diese erfolgte glatt ohne jeden Zwischenfall. Mangels eines ins Tal führenden Weges wurde beschlossen, den Ballon im Hochtransport hinunterzubringen. Dieser gelang einwandfrei, bis sich die Almwiese zu einem steileren Hang ins Tal senkte. Dort herrschte aber ein derartiger Aufwind, daß es den drei Passagieren nicht gelang, den Ballon auch nur um einige Meter weiterzuziehen, so daß er am nächsten Baum festgebunden werden mußte. Glücklicherweise kamen vier Männer aus dem Tal, die das Niedergehen des Ballons verfolgt und sich hilfsbereit, mit Krazen (Traggestellen) ausgerüstet, heraufbegeben hatten, in der Anschauung, daß sie etwas hinuntertragen könnten. Verstärkt durch diese Hilfe gelang es, mit vereinten Kräften den Ballon bis auf die Straße bei Fusch hinunterzuziehen, wo er dann durch Ziehen der Reißbahn entleert, verpackt und mit einem Fuhrwerk zu der nahen Bahnstation Bruck befördert werden konnte.

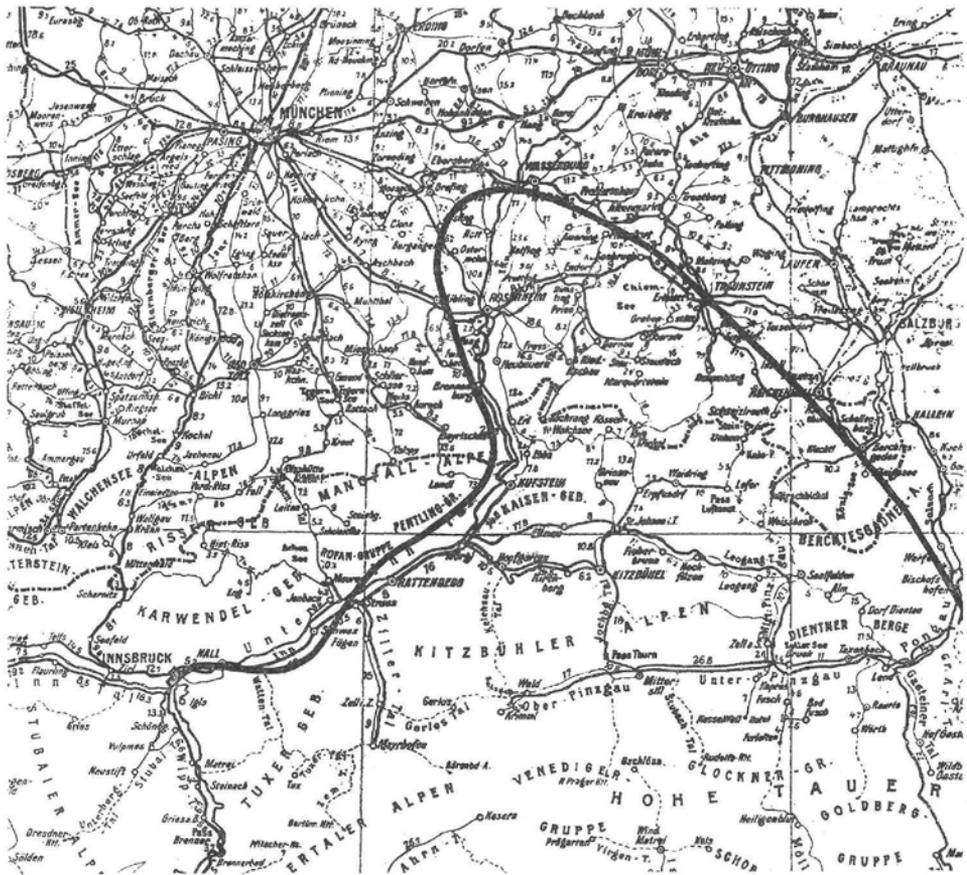
Nun seien anschließend zwei Nachtfahrten geschildert, die mit dem Ballon „Zeppelin“ unter Führung des Verfassers mit den Fahrgästen Alfred Groß und Rat Murr erfolgt sind. Die erste fand am 23. August 1913 statt. Wir starteten um 11 Uhr nachts beim Gaswerk Innsbruck und flogen in ruhiger Fahrt durchschnittlich nur 200 Meter über dem Boden inntalabwärts bis Kufstein.

Dort drehte der Wind um 90 Grad auf SSE, Richtung München. Interessant war in der Morgendämmerung das Verhalten des Wildes zu beobachten.

Hirsche und Rehe suchten in wilder Flucht dem verfolgenden großen Vogel zu entkommen, und die Hasen schlugen wilde Haken. In der Nähe von Grafting zog die Sonne den Ballon auf 2800 Meter hoch, und der Wind drehte auf Nordwest. Der Ballon überflog den Chiemsee und landete am 24. August sehr glatt in der Nähe der Bahnstation Bischofshofen um 1.20 Uhr mittags.

Weniger ruhig ist die zweite Nachtfahrt verlaufen. Wir verließen den Füllplatz um 10.30 Uhr abends. Da beginnender Föhn zu erwarten war und beim ersten Föhnstoß die Gefahr einer Strandung an den nächsten Gebäuden bestand, wurde dem Ballon verhältnismäßig viel Auftrieb gegeben. In einer Höhe von ungefähr 300 Metern über der Stadt sank er ziemlich rasch in der ersten Föhnwelle. Um eine unbeabsichtigte Landung auf den Dächern zu vermeiden, wurden rasch drei Sack Ballast ausgeworfen. Das hatte zur Folge, daß sich der Ballon vier Minuten später 200 Meter über der Nordkette befand und dann so schnell ins Samertal hinunterfiel, daß die Insassen das Gefühl hatten, der Korb bräche unter ihren Füßen weg. Über der Talsohle kam der Ballon auf einem Polster kalter Luft kurze Zeit zur Ruhe. Geringe Ballastabgabe führte den Sprung über die Hinterautal- und Karwendelkette im selben rasenden Tempo herbei. Ich hatte früher alle Karwendeltäler durchwandert, die meisten Gipfel bestiegen und die Verbindungsgrate überschritten. Da sich der Ballon auch langsam um seine vertikale Achse drehte, ging

die Orientierung bei diesem Hexentanz in stockfinsterner Nacht für eine Viertelstunde verloren. Sie kam erst wieder, als in der Tiefe der Kochelsee erkannt werden konnte. Beim weiteren Flug nach Norden gelang es, den Ballon ungefähr 200 Meter über den Boden zu führen. Einen merkwürdigen Eindruck machte der Starnberger See. Er erschien viel größer, und man glaubte viele beleuchtete Schiffe auf ihm zu sehen. Beim Näherkommen war das Geheimnis schnell gelöst. Eine dünne Nebeldecke lag über dem See, durch welche die Lichter der umliegenden Orte durchschienen. Um Mitternacht über-



Flugweg des Ballons „Zeppelin“ vom 23./24. August 1913

flogen wir den Hauptbahnhof München und führten im Morgengrauen eine Zwischenlandung in der Nähe von Weißenburg durch. Jeder Bewerber um einen Führerschein mußte, außer sehr guter körperliche Eignung, sieben Fahrten, darunter eine Nacht- und eine Alleinfahrt, nachweisen. Herr Murr flog also allein weiter und landete ungefähr drei Stunden später sehr glatt in der Nähe von Nürnberg. Damit hatte er zwei Anforderungen erfüllt. Die übrigen Insassen standen allein auf freiem Felde, als zwei Gendarmen erschienen, die sich erkundigten, woher wir gekommen seien. Wir antworteten: „Aus Innsbruck“. Die beiden Hüter des Gesetzes wollten nun wissen womit. „Mit dem Freiballon.“ Ja wo ist denn der? „Da droben.“

Der Ballon war inzwischen ca. 1000 Meter hoch gestiegen. Mit offenen Augen und Mund verfolgten sie ihn. Hierauf wurden wir verhaftet, und nach bayuwarischer Sitte

wurden im nächsten Gasthaus bei zwei Maß Bier unser Nationale aufgenommen. Die Gendarmen geleiteten uns dann nach dem eine halbe Stunde entfernten Weißenburg und in die dortige Wachstube.

Es ist bezeichnend für die deutsche Disziplin, daß der Gendarm, der seinem Vorgesetzten telefonisch Meldung machte, erst den Helm aufsetzte, dann Haltung annahm („still gestanden“) und in unserer Anwesenheit den Vorfall schilderte. Dazu muß bemerkt werden, daß drei Wochen vorher ein Zeppelin-Lenkballon bei Luneville in Frankreich versehentlich gelandet war, dies aber diplomatische Auseinandersetzungen zur Folge hatte. Dieser Vorgesetzte stellte nur die Frage: „Sprechen die Herren gut Deutsch?“, was der Gendarm mit einem „Ja, genau wie wir“, beantwortete.

Hierauf der Befehl: „Dann lassen Sie die Herren nur frei.“ Am selben Abend trafen wir uns mit Herrn Murr beim „Roten Hahn“ am Stachusplatz in München zur Feier der gelungenen Fahrt.

Im ersten Weltkrieg versuchte Professor v. Ficker aus der eingeschlossenen Festung Przemysl mit dem Freiballon zu entkommen. Widriger Wind trug ihn aber statt zu den österreichischen hinter die russischen Linien. In der Gefangenschaft wurde er aber sehr gut behandelt und gleich nach Kriegsende wohlbehalten in die Heimat entlassen.

Der zweite Ballon ging mit dem gesamten übrigen Material ebenfalls im Kriege verloren. Die letzte Ballonreise nach Südtirol mit den Herren Dr. Holzknicht und Dr. Kellner am 31. Mai 1933 wurde mit dem Leihballon „Mobil-Oil“, der wegen seines Alters leider nicht mehr ganz dicht war, angetreten. Dieser Ballon schwebte eine Stunde in immer größerer Höhe fast regungslos über Innsbruck, tauchte aber bei 3000 Meter in eine Nordostströmung ein, die ihn über Matrei und den Brenner weiter nach Süden trug. Das erstmal seit 15 Jahren konnten wir die Grenze unbehindert überschreiten. Der weitere Fahrverlauf mit ungefähr 30 km/h führte bei vollständig klarem Wetter an der Serles vorbei, über die Tribulaungruppe; das staunende Auge glitt über die Firngipfel vom Großglockner und Venediger, über die Felszacken der Dolomiten zur Paganelle, der Adamello- und Brentagruppe zur Bernina, über die Ötztaler und Stubai Alpen und rückblickend bis zur Nordkette über Innsbruck.

Leider ging der Ballastvorrat trotz sparsamen Gebrauches zu Ende, und es mußte der Entschluß zur Landung gefaßt werden. Nach dem ersten Ventilzug senkte sich der Ballon langsam ins Ultental. Wie bei der ersten Fahrt zwei Drähte ein Hindernis bildeten, so auch bei dieser letzten. Von der einen Talseite zur anderen war ein Drahtseil gespannt, das wir erst im letzten Augenblick ausnehmen konnten und durch Abgabe von einem Sack Ballast überflogen. Zur Landung im Ultental war eine Wiese hinter einem Waldstück ausersuchen. Zwei Drähte eines privaten Elektrizitätswerkes hatten sich ebenfalls unseren Blicken entzogen. Auch hier ist außer einem Stückchen Sicherheitsdraht keinerlei Schaden aufgetreten, und die Landung konnte glatt erfolgen. Es bleibt noch zu erwähnen, daß im Ultentale ein Sturm der Begeisterung losbrach, als sie hörten, der Ballon komme aus Innsbruck, und daß die gesamte Bevölkerung von St. Walburg uns beim Bergen und Einpacken der Gerätschaften behilflich war. Daß nach getaner Arbeit ein fröhlicher Umtrunk und helles Gläserklingen anhub, wollte ich eigentlich verschweigen.

Fahrten im Freiballon gehören leider der Vergangenheit an. Das ruhige Schweben in freier Atmosphäre ist nur noch den Segelfliegern beschieden, Motorfliegen ist mit Lärm verbunden. Allen Piloten der heutigen Luftfahrt wünsche ich ein kräftiges „Gut Land!“

Der Verfasser hatte im Freiballon 23 Fahrten unternommen, und zwar: einmal über die Ostalpen, fünfmal über die Zentralalpen, viermal über die Zentral- und Südalpen, zweimal über den Wetterstein und fünfmal über das Karwendelgebirge.

Umhausen — eine Berggemeinde im Ötztal

Geschichte und Gegenwart

FRANZ HUTER

Alter und Gang der Besiedlung

Das Ötztal ist, wie Großflur- und Bergnamen zeigen, schon in vordeutscher Zeit als Weidegebiet genutzt worden. Für den Raum von Umhausen seien die Namen Fundustal und Fundusfeiler (von Fundus, d. i. Grund) beispielsweise genannt.

Als früheste Nutznießer darf man die Bewohner der Schuttkegelsiedlungen im Inntal draußen annehmen. Die extensive Viehwirtschaft jener Jahrhunderte beschränkte die Stallfütterung auf den Winter und auf ein Mindestmaß, so daß man vom Durchhungern der Tiere bis zum Frühling gesprochen hat. Im übrigen ließ man das Vieh im Weidetrieb durch weite Räume hin und her wandern. Dazu waren allerdings zeitweilig besiedelte Stützpunkte notwendig, von denen aus das Vieh beaufsichtigt und auf denen die Milchprodukte (vor allem Schmalz und Käse) gewonnen werden konnten.

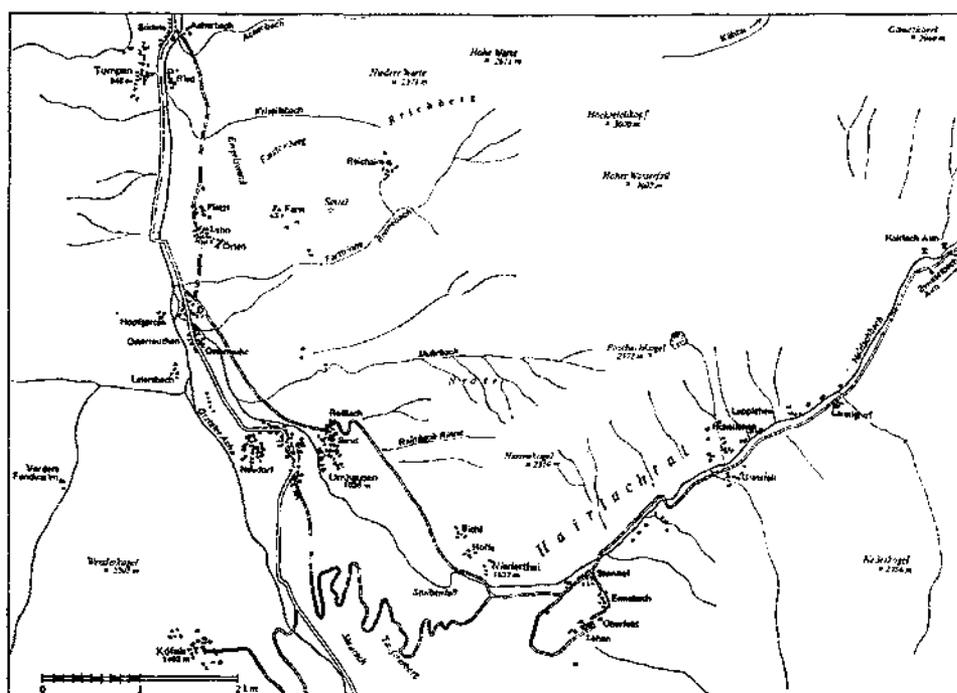
Die Einwanderung des deutschen Stammes der Baiern seit dem späten 6. Jahrhundert über Seefeld ins Inntal wird den vordeutschen Bevölkerungsstock aufgefüllt und damit der Durchsiedlung unserer Berge neuen Antrieb verliehen haben. Wie der überwiegend deutsche Ortsnamenschatz des Ötztals erkennen läßt, ist nunmehr das oben beschriebene System der Almnutzung weiter ausgebaut worden. Die Namen Östen (bei den Asten) und Niederthai (beide bedeuten soviel wie Voralp) zeigen, daß die Stützpunkte der Almweide stockwerkartig übereinander angeordnet waren, wie es übrigens die verschiedene Vegetationsdauer in den verschiedenen Höhenstufen des Gebirges von selbst gebietet. In den heutigen Maiensässen, Asten und Niederlegern, denen für den späteren Ablauf des sommerlichen Weidetriebes die Hochalmen entsprechen und die dann im Herbst auf dem Rückweg in die heimatlichen Ställe neuerdings abgeweidet werden, ist, wenn auch in räumlich eingeschränktem Rahmen, der alte Vorgang noch lebendig.

Die bairischen Zuwanderer des frühen Mittelalters und wohl auch noch spätere Schübe von Siedlern aus dem Bairischen und Schwäbischen sind es dann gewesen, die das Ötztal zur dauernden Wohnung nahmen und die Almhütten der verschiedenen Höhenstufen zu Hofstätten ausbauten, als der Bevölkerungsdruck, etwa seit dem Jahre 1000, neuen Siedlungsraum forderte. Man wohnte nun das ganze Jahr auf jenen Stützpunkten und gewann, indem man, soweit es Boden und Klima erlaubten, Wiesen und Ackerbau immer höher hinauftrug, einen hohen Grad der Selbstversorgung.

So entstanden die Höfe am Talweg in Tumpen, Östen und Umhausen, aber auch höher oben an den Talflanken, wo die Verebnungen in erträglicher Höhe entsprechenden Raum boten, wie auf der „Ebene“ von Niederthai, auf den Lehnen von Farst und Köfels oder im vorderen Hochgrund von Fundus. Schon in den Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts werden die meisten dieser Höfe genannt. Es sind Bauerngeschlechter, die die Arbeit taten, rodeten und pflanzten und sich eine neue Heimat bauten im Kampfe mit den Naturgewalten, die ihnen Leben und Boden immer wieder streitig machten und streitig machen bis auf den heutigen Tag.

Grundherrschaften

Dieser Boden war zunächst nicht ihr Eigen. Die Organisation der Dauerbesiedlung erfolgte durch weltliche und geistliche Herren, die die Herrschaftsrechte über Land und Leute innehatten. Diese Grundherren haben auch die bedeutenden Mittel aufgebracht, wie sie die Anlage von Höfen mit Zugebäuden und die Beistellung von lebendem und totem Inventar (Gerät) verlangte.



Im Raum von Umhausen ist trotz starker Einbußen noch 1627 das bairische Kloster Frauenchiemsee die vorherrschende Grundherrschaft. Das Kloster wurde um 770 von Herzog Tassilo gegründet, 907 vom Ungarnsturm vernichtet, aber dann wieder aufgebaut und besaß im späteren Tirol außer im Ötztal von Ötz bis Sölden (mit Schwerpunkt Umhausen—Längenfeld) auch noch im benachbarten Axams, in Wiesing (bei Jenbach) und im Leukental (Kitzbühel) starke Stützpunkte.

Wir wissen nicht, wann das Kloster den Besitz im Ötztal erhielt. In der Besitzbestätigung Kaiser Heinrichs IV. von 1077 wird nur Axams genannt, doch war, da wenigstens später eine gewisse Unterordnung des Ötztaler Besitzes unter Axams zu erkennen ist, dieser vielleicht darunter miteinbezogen. Den ersten schweren Einbruch in die Domäne von Frauenchiemsee bedeutete die Schenkung von Höfen in Niederthai an das schwäbische Kloster Ottofeuren durch die Markgrafen von Ursin-Ronsberg noch vor 1150. Sie ist ein Hinweis auf die Beziehungen des Ötztals zu den Welfen, die eben das genannte Hochadelsgeschlecht mit der Verwaltung der Oberinntalgrafschaft beauftragt hatten. Auf die Welfen folgten als Oberherren des Gebietes die Staufer — das andere, mit den Welfen rivalisierende deutsche Königsgeschlecht. Das Ötztal war durch seine Übergänge über das Timmelsjoch (2500 m) und das Niederjoch (3000 m) ins Etschland einer der Wege über die Alpen. Hier schlägt der Atem europäischer Geschichte in das Hochtal

herein. Die älteren, auf die 1212 ausgestorbenen Ronsberger folgenden und sich rasch ablösenden Herrschaftsschichten der Grafen Ulrich von Ulten, Albert von Tirol und Gebhard von Hirschberg wurden schließlich 1266/67 durch die Grafen von Görz—Tirol abgelöst. Die Erwerbung der Gerichte Imst und St. Petersberg (wozu das Ötztal gehörte) ist ein wichtiges Glied im vorläufigen Abschluß der Bildung des Landes Tirol unter Meinhard II. aus dem Hause Görz (1258 bis 1295).

Die Höfe des Klosters Ottobeuren im Raume von Umhausen gehen nun an den neuen Landesfürsten über, und er erlangt auch die Schutzherrschaft (Vogtei) über den Besitz von Frauenschmsee, die vorher durch Volkmar von Kemnat (Allgäu) bzw. durch Graf Gebhard von Hirschberg ausgeübt worden war. Der Hirschberger soll auf der Lehne östlich von Umhausen eine gleichnamige Burg erbaut haben, die später vermurrt wurde. Sein Andenken ist außerdem in der Sage lebendig. Sie wird mit der Engelswand (über Alt-Osten) verknüpft: Er soll, mit Gemahlin und Kind lustwandelnd, von einem Geier überfallen worden sein, der das Kind in seinen Horst in der Engelswand entführen wollte. Ein Engel soll das Gebet der erschütterten Eltern erhört und das Kind den Fängen des „Untiers“ entrissen haben. Daher käme der Name Engelswand. In Wirklichkeit dürfte er auf einen Engelmar zurückgehen (1489 Engelmarstein).

Die weltlichen Vögte haben sich oft genug von Gut und Leuten ihrer schutzbefohlenen geistlichen Anstalten genommen; die Entlegenheit der Außenposten vom Klostersitz kam ihnen dabei zugute. Unter schwachen Landesfürsten haben sich aber auch andere Adelige zur Mehrung ihrer Einkünfte durch Wegnahme von Klostergut oder Neuanlage von Höfen auf bisherigem Weidegrund Übergriffe erlaubt. So im Gebiete von Imst und St. Petersberg die Herren von Starkenberg im 13. und 14. Jahrhundert. Sie haben dann freilich in Herzog Friedrich IV. von Österreich-Tirol einen ihnen gewachsenen Gegner gefunden und 1426 wegen Untreue ihren ganzen reichen Burgen-, Güter- und Eigenleutebesitz verloren; er wurde vom Landesfürsten eingezogen, aber nicht an die Beraubten zurückgegeben, sondern dem tirolischen Amte Imst zugeteilt.

Im Zinsverzeichnis der Starkenberger von etwa 1360 erscheinen im Bereich von Umhausen zwölf Güter als von diesen Herren gekauft auf. Die Aufzeichnungen des Klosters Frauenschmsee hingegen geben an, daß einige dieser Güter dem Kloster durch die Starkenberger entfremdet worden seien; sie haben davon den Klöstern Stams und Wilten, an ihre Kaplanei in Tarrenz und wohl auch an die Kirche in Ötz und an die Ortskirche in Umhausen weitergegeben. Die bedeutendste Erwerbung der Starkenberger war der Turm Roslach mit dem zugehörigen großen Hof in Umhausen, der ursprünglich Sitz des Frauenschmseeer Richters über seine Leute in Ötztal gewesen zu sein scheint. Aus dem genannten Verzeichnis ersieht man, daß die Bauern auf den Starkenberger Höfen zu Erbbaurecht angesetzt waren, d. h. daß sie das erbliche und veräußerliche Recht besaßen, den Hof gegen entsprechende Abgaben zu bebauen.

Frauenschmsee hat seine Bauleute im jährlichen Bautaiding, das am Sonntag Misericordia (zweiter Sonntag nach Ostern) beim Gastgeb hinter der Kirche zu Umhausen (heute Hotel Krone) stattfand, versammelt. Dabei wurden den Bauleuten ihre Pflichten in Erinnerung gebracht: daß sie ihre Baurechte nicht ohne Zustimmung der Grundherrschaft veräußern durften und, wenn sie fremdes Vieh auf die Almen einnehmen, dem Vieh des Klosters das Vorrecht lassen mußten. Im 15. Jahrhundert, aus dem die Aufzeichnung stammt, hatten die Bauleute auch noch den Todfall, d. h. beim Ableben des Bauern, das beste Vieh aus dem Stall zu entrichten. Er ist, wie das ebenfalls damals noch vom Kloster beanspruchte Recht, die Heiratserlaubnis zu geben, ein Hinweis darauf, daß die Bauleute einst Eigenleute waren. Die Gerichtsbarkeit des Klostersrichters war damals wohl schon zugunsten des landesfürstlichen Richters verfallen. Die Bauleute reichten ihre Abgaben dem Kämmerer des Klosters auf dem Kammerhof zu Umhausen; ihm stand ein Eintreiber (ausgestattet mit den in der sogenannten Treibpeunt vereinten Grundstücken) zur Seite. Trotz aller Verluste umfaßte 1627 das an Frauenschmsee

zinsende Land mit 476 von 868 Kuhfuhren noch immer weit mehr als die Hälfte des intensiv bebauten Bodens. Die Rechte des Stiftes gingen bei der Säkularisation (1803) an den Staat über, die Grundlasten wurden 1848 ff. von den Bauern abgelöst.

Schwaighöfe, Ausbau der Siedlung, Übermürungen und Rodungen

Der Begriff Kuhfuhr, das ist das für die Überwinterung einer Kuh und des entsprechenden Kleinviehs notwendige Areal, weist auf die grundlegende Bedeutung der Viehwirtschaft hin. Die ältesten Dauersiedlungen scheinen zu einem erheblichen Teil Schwaighöfe, das sind reine Viehhöfe mit einem jährlichen Zins von 300 Käsen (zu etwa je 1 kg) gewesen zu sein. Als Schwaig bezeichnete man das vom Grundherrn beigestellte Vieh, das, beim Wechsel des Bauern, auf dem Hof bleiben, also dem Nachfolger übergeben werden mußte. Auf der Doppelschwaige Sennhof in Niederthai standen im 14. Jahrhundert: 24 Rinder, 1 Feldpferd, 1 Fohlen, 1 Mutterschwein, 1 Eber, 1 Widder, 2 Gemen, 2 Hennen, 1 Hahn und 1 Viehhund. Solche Schwaighöfe werden vor allem in Niederthai (der genannte Sennhof, die Doppelschwaige Knechts-Kunzleinshof, Fiechtau, heute Höfle), aber auch im feuchten Talgrund von Tumpen (Zilgerhof und Acherbach) genannt. Farst war ebenfalls Schwaighof, doch zinste er nur 100 Käse, da der Bauer zugleich Jäger des Stiftes und die Nutzung des Farster Bereiches dadurch offenbar eingeschränkt war. In einer Aufzeichnung des 17. Jahrhunderts werden Gemen und Murmeltiere, Stein- und Schneehühner sowie im Tale drunten Hasen als Wildarten genannt.

Drei Höfe in Tumpen, zwei in Östen, einer in Farst, drei in Niederthai, drei in Umhausen dürften den Grundstock der ältesten Dauersiedlungen ausmachen. Die Zuteilung von Almrechten im Tumpen- und Leirstal für Tumpen, im Fundustal für Östen, in Grasstall, Larstig, Groß- und Kleinhairlach für Umhausen, im Reich für Farst, in Zwieselbach für Niederthai legt dies nahe. Der Hof Köfels hat nur sehr beschränkten Anteil an den ebenfalls beschränkten Rechten Umhausens im Fundustal, ist also wohl ursprünglich Alm und als spätere Ausbausiedlung zu erkennen. Durch Teilung und durch die Anlegung von kleineren Ausbausiedlungen (Güter, Gütl oder Lehen genannt) wurden aus den Höfen Weiler; Umhausen, wo von Anfang her der Schwerpunkt der Chiemseer Herrschaft lag, entwickelte sich zum Dorf. Aus den ursprünglichen zwölf Höfen wurden so bis 1627 etwa hundertvierzig Feuerstätten; das Hofland ist aber nicht entsprechend, sondern nur von etwa 600 auf 868 Kuhfuhren vermehrt worden. Dazu kommen etwa zwölf Söhlhäuser, das sind vor allem von Handwerkern erbaute Häuschen ohne Anteil an den Gemeinendutzungsrechten.

In Umhausen, Östen und Tumpen (also am Talweg) liegen die Ausbaugüter dichter, aber auch (Elsen) Bichl am Sonnberg außer Niederthai, Ischlehen und Lapplehen, Grasstall und Larstig im Hairlachtal (Niederthai) und Vorder-Fundus sind als solche anzusprechen. Von (Elsen) Bichl wissen wir, daß es Fritz der Kämmerer von Frauenchiemsee im 14. Jahrhundert angelegt oder zumindest vergrößert und dem Kloster hinterlassen hat. Während sich Bichl bis heute als Dauersiedlung erhielt, sind die anderen eben als Ausbaugüter bezeichneten Höhensiedlungen zum Teil noch im Mittelalter (vielleicht verursacht durch die Bevölkerungsverluste der Pest), zum Teil in den neueren Jahrhunderten zu Almen oder gar nur zu Bergmähdern abgesunken.

Um so mehr intensivierte man die Nutzung des Acker- und Wiesenbodens. Die Errichtung von Bewässerungsanlagen — der älteste dieser Wale ist 1455 bezeugt — weist besonders darauf hin. Die Köfler leiteten das Naß sogar über das Scharl (2088 m) aus dem Fundustal herüber auf ihre Güter (1400 m).

Bis 1751 ist der Feuerstättenbestand gegenüber 1600 fast auf das Doppelte (269) vermehrt worden. Dafür wurden „aus der Gemein“ nicht wenige Neuraute eingefangen. Von 1611 und 1659 sind obrigkeitliche Neurauteverleihungen für die Nachbarschaft Umhausen, von 1628 für den Kunzleins- und Knechtshof in Niederthai (Ennebach) auf uns

gekommen. Spätere Einfänge von 1665 für Umhausen, von 1688 für Osten sind mit Überschwemmungsschäden begründet.

Die etwa ab 1600 eintretende Klimaverschlechterung hat die Neigung des steilen Geländes an der Ostseite des Umhausener Beckens (vor allem Reinrinne, Lahnbad, graues Bachl, Farster Rinne, Rennebach) zu Murbrüchen verstärkt. Sie haben Umhausen und Osten schwer geschädigt, aber auch die Ötztaler Ache verheerte, durch Ausbrüche des Vernagtfernersees maßlos angeschwellt, Osten und Tumpen. Am größten war die Katastrophe von 1762 (10. und 11. Juli). Sie fegte große Teile Umhausens und Ostens (68 Häuser, 9 Tote) hinweg und richtete durch den Hairlachbach an den Niederthaier Gütern ernste Schäden an. Sie wurden insgesamt auf 117.595 fl. geschätzt, wovon mehr als die Hälfte auf Umhausen entfiel. Eine neue Heimsuchung brachte das Jahr 1851 (1. und 2. August) in der Hauptsache über Umhausen mit einem Schaden von 180.447 fl. Wieder überrollten die Murbrüche Häuser und Felder; auch diesmal war der Dorfbach, der alle Archen wegriß, mitschuldig.

Kleinere Vermurungen ereignen sich fast jedes Jahr. Im großzügigen Verbauungsprogramm, das bereits durchzuführen begonnen wurde, hat man zunächst den Dorfbach (Hairlachbach) gezähmt. Wie ein Damoklesschwert schwebt diese Gefahr über der Landschaft und gibt ihr, zusammen mit der herben Natur, einen gewissen Reiz. Das Hangen am Boden der Väter und Kraft und Fleiß, mit denen man immer wieder an Aufräumung und Neuaufbau geht, erwecken Achtung und Bewunderung. Nach 1762 mußten Teile der alten Siedlungen an andere Örtlichkeiten verlegt werden; die schmucken Höfe des Neudorfs und des Oberdorfs von Umhausen oder Neuosten (meist Mittelflurhäuser) stechen von dem verschachtelten Baubild des damals verschonten Weilers Roslach, der sich um den alten Turm drängt, vorteilhaft ab. Talabwärts in Hopfgarten und Acherbach erwiesen sich die von der Ötztaler Ache angerichteten Übermürungen des 17. und 18. Jahrhunderts als Dauerschäden: von Weilern verblieb da wie dort nur eine einzige bescheidene Hofstatt, das Acker- und Wiesenland ist, wie der Volksmund sagt, verrennt, d. h. der Bach nahm den Humus für immer mit sich fort.

Hauptelemente der älteren Wirtschaft

Von Anfang her war, wie wir hörten, die *Viehwirtschaft* Nahrungsgrundlage unseres Raumes. In den ältesten Zinsverzeichnissen stehen die Abgaben von der Milch (Butterschmalz und Käse) und vom Vieh (Schweinschultern, Pferde, Widder, Lämmer, Kitze) nebeneinander; sie wurden bald in Geld abgelöst, zuletzt (im 17. Jh.) der Käsezins an Frauenchiemsee und das Vogteischmalz an den Gerichtsherrn. Laut Gemeindebeschreibung von 1774 wurden etwas Schmalz und Kälber nach Innsbruck verkauft, im übrigen diente der Ertrag der Viehwirtschaft der Selbstversorgung.

Vom *Ackerbau*, der schon früh bis 1500 Meter Meereshöhe hinaufstieg, wurde den Grundherren, wie es scheint, kein Zins gereicht. Er war bescheiden und versorgte den Eigenbedarf. Die kleinen Ackerstücke auf den steilen Lehnen von Farst und in Niederthai, deren Erde zum Teil durch Stützbretter gehalten werden muß, sind Zeugnis dafür, wie sich unsere Ahnen in den Boden verkrallten. Zehentbeschreibungen des 17. und 18. Jahrhunderts zeigen, daß zunächst Roggen und Gerste zu gleichen Teilen gebaut wurden, daneben etwas Weizen und Futterhafer. Dann gewann die Gerste die Oberhand. Der Kurat von Umhausen bezog 1775—1782 an Zehent doppelt soviel Gerste wie Roggen. Der Hafer diente der Pferdehaltung; die Chiemseer Höfe hatten für das Kloster Weinsaumdienste über das Timmelsjoch herüber aus dem Etschland in das Innthal zu leisten. Zum Getreide war damals bereits die Kartoffel getreten. Vom intensiv bebauten Boden Umhausens waren in diesen Jahren drei Fünftel Mahdfeld und zwei Fünftel Acker; vom Ackerfeld entfielen 55 Prozent auf Getreide und 6 Prozent auf Kartoffeln, der bedeutende Rest (39 Prozent) auf den Flachs.

Der *Flachs* (oder *Haar*), wie im nahen Axams von ausgezeichneter Qualität, wurde zum Teil im Heimwerk versponnen und zu Leinwand verwebt, z. T. auf den Bozner und Haller Märkten feilgeboten oder in die Ostschweiz vertragen. Gebrochen wurde er in den Grammeln, geschlagen in den Pleueln (in Umhausen gab es deren fünf, in Tumpen und Osten je drei, in Niederthai sechs, in Köfels einen), gereinigt in den Schwinghütten. Der Turnus, in dem die Haarpleueln benutzt werden durften, wurde ausgelost, die Benützung wurde von einem Pleuelmeister überwacht (Ordnung von 1755). Männer und Frauen waren durch Wochen mit diesen Arbeiten befaßt; der Flachs brachte neben Wäsche und Kleidung für den eigenen Gebrauch eine schöne Nebeneinnahme. Noch 1892 erntete man in der Gemeinde Umhausen 60.000 bis 70.000 Kilogramm, 1908 nur mehr 24.000 Kilogramm, seit 1956 ist der Flachsbau aufgegeben, die Baumwolle und die modernen Kunststoffe haben endgültig gesiegt.

Das *Gewerbe* war bei der weitgehenden bäuerlichen Selbstversorgung bis in die jüngste Zeit auf einige wenige Meister beschränkt. Nach der Handwerkerbeschreibung von 1748 gab es in jedem Weiler eine Mühle für den örtlichen Bedarf, in Umhausen zwei; auf einer von ihnen (1457 zuerst erwähnt) hatten die Nachbarn das Recht, ihr Korn in einem gewissen Turnus über Tag oder Nacht gegen eine Abgabe an den Müller, der die Mühle instand zu halten hatte, selbst zu mahlen oder mahlen zu lassen. Die zwei Bäcker in Umhausen buken für den Verkauf und für die Bauern im Lohnwerk. Von den Schneidern arbeiteten sechs neben der Bauernschaft und damit beschränkt auf die schlechte Jahreszeit; ebenso fünf Schuster. Im Bauhandwerk waren die Tischler (nur zwei) und Schlosser (einer) unterbesetzt. Hingegen arbeiteten die gut vertretenen Maurer (fünf Meister mit sieben Gesellen) und Zimmerleute (15) im ganzen inneren Ötztal. Mehrere Sägen weisen auf die Bedeutung des Holzes in der heimischen Bauwirtschaft und Möbelerzeugung hin. 1783 errichtete Martin Sokopf aus Böhmen in Umhausen eine Färberei und bedruckte die Leinwandhandwebe; der Betrieb mußte 1904 der industriellen Konkurrenz weichen. Daß schon früh aus der Schafwolle eigener Fecshung Tuche gewebt wurden, ist aus der Zinsleistung eines Hofes zu Tumpen zu 1288 und aus der Abgabe von „Slegtuch“ aus einzelnen Chiemseer Höfen (15. Jh.) zu schließen.

Kirche, Gemeinde, Schule

Die *geistliche Betreuung* Umhausens erfolgte zuerst von der St.-Peters-Pfarre in Silz aus, der — mit Ausnahme von Vent — das ganze Ötztal zugehörte. Die Pfarre war seit der Gründung des Klosters der Zisterzienserabtei Stams einverleibt, wurde aber in der Regel von Vikaren aus dem Stande der Weltgeistlichen versehen. Dasselbe gilt von den meisten Filialkirchen, die seit dem 14. Jahrhundert im Ötztal errichtet wurden und dann im Laufe der Zeit zu selbständigen Seelsorgen aufstiegen. Im Dorf Umhausen wird man eine Kapelle schon um 1200 annehmen dürfen. Der Ortsheilige St. Veit ist einer der 14 Nothelfer, er wird u. a. gegen Blitz und Ungewitter angerufen. Um 1300 wird der Mesner genannt, ab Ende des 14. Jahrhunderts erscheint, wenigstens zeitweilig, ein Priester als ansässig. Eine Pfründe wurde, mit Bewilligung des Abtes von Stams als des Kirchenherrn, 1498 errichtet; sie wurde 1646 durch den Bischof von Brixen als Kuratie bestätigt und 1891 zur Pfarre erhoben. Kirchenbücher werden seit 1595 geführt. Der Errichtung der Pfründe war die Verlängerung und Erhöhung der Kirche vorausgegangen (Ablaßbrief für jene, welche zum Bau beitragen, von 1482); für den Unterhalt des Kuraten wurden durch die Gemeinde Einkünfte vor allem im örtlichen Bereich angekauft. Der Abt von Stams gab ein Drittel des Zehents.

In Niederthai erscheint an der 1682 erbauten Kirche zum hl. Antonius von Padua ab 1727 ein eigener Priester (1767 Kaplanei), in Köfels ab 1800 ebenso an der 1774 zur Kirche erweiterten Kapelle zu den sieben Schmerzen Mariens (heute unbesetzt). Vorher wurden diese Gemeindeteile von Umhausen aus versorgt. Dies gilt bis heute von Farst

und von Osten, in deren traulich gelegener Maria-Schnee-Kirche (zuerst 1648 erbaut, nach Blitzschlag und Brand 1777 wiedererrichtet, 1791 eingemurt, 1797 zum Dank für die Errettung aus Kriegsgefahr neu aufgebaut) mehrmals im Jahre Gottesdienste gehalten werden. Tumpen ist, obschon zur Gemeinde Umhausen gehörig, eigene Wege gegangen, indem einzelne Höfe ihre geistliche Versorgung zunächst in dem näher gelegenen Ötz suchten. 1767 erhielt Tumpen an der 1665 erbauten Martinskirche eine eigene Kaplanei, die 1855 verselbständigt und 1891 zur Pfarrei erhoben wurde.

Die *Gemeinde* (Kirchspiel) Umhausen war Teil des Gerichtes St. Petersburg (heute Silz). Sie zerfällt in die Nachbarschaften Tumpen, Osten, Niederthai und Umhausen; diese werden von Dorfmeistern angeführt. Ab dem 16. Jahrhundert war vom Richter in Umhausen ein eigener Anwalt eingesetzt, der die freiwillige Gerichtsbarkeit übte und das Steuergeschäft besorgte. Durch Generationen ist dieses Amt mit dem Gastgeb zur Krone identisch (Familien Holzknecht, Rastpichler, Schöpf und Marberger). Von den Lasten des Tales entfielen in der bäuerlichen Zeit auf Ötz und Umhausen etwa ein Viertel, auf das ausgedehntere und volkreichere Längenfeld drei Achtel, auf Sölden (mit Gurgl) ein Achtel. Innerhalb von Umhausen gab das Dorf (mit Köfels) die Hälfte der Steuer, die übrigen Nachbarschaften gaben die andere Hälfte. Innerhalb des Dorfes gab es nach der Ordnung von 1782 sechs Bereiche; sie hießen Pleuel, waren also wohl aus Flachsbrechgemeinschaften hervorgegangen. Die seit 1605 erhaltenen Gemeindeordnungen geben Vorschriften für die Gemeindennutzungen und für die Hütung des Viehs, für die Aufnahme in die Gemeinde und für die Bewahrung von Ordnung und Sicherheit in deren Bereich.

Zur *Landesverteidigung* stellte Umhausen in den Jahren 1796 und 1799 eine Schützenkompanie, 1809 zwei Kompanien, die unter den Hauptleuten Peter Baumann und Ignaz Leiter in der Scharnitz und am Bergisel fochten. Zur Verständigung zwischen den einzelnen Gemeinden des Ötztales in Kriegszeiten dienten an den Grenzpunkten aufgestellte Brennstangen (Kreidefeuer), bei Schlechtwetter wurden als Alarmzeichen Böller abgeschossen. Im ersten Weltkrieg verlor die Gemeinde 48 Männer an Gefallenen und Vermissten, im zweiten Weltkrieg 70.

Das *ältere Schulwesen* beruht auf der Schulstiftung der Gemeinde von 1766 (drei Klassen). 1794 waren außer in Umhausen (86 Schüler) einklassige Schulen in Niederthai (23), Tumpen (32) und Osten (25) eingerichtet. Für die Deckung der Kosten wurden u. a. Bruderschaftsgelder herangezogen, zur Beheizung brachten die Kinder (bis 1905) „Schulscheiter“ mit. Die Verfabrbücher und Verträge zeigen bereits im 18. Jahrhundert die Kenntnis der Schrift weit verbreitet. *Wundärzte* sind im Dorf Umhausen seit Beginn des 19. Jahrhunderts genannt, ein Gemeindearzt war von 1932 bis 1968 angestellt.

Wandlungen der letzten Jahrzehnte

Das rein bäuerliche Strukturbild Umhausens erfuhr nach außen und innen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in zweimaligem Anlauf wesentliche Veränderungen. Damals war im Ausbau der mittelalterlichen Siedlungsleistung ein äußerster Grad der Sättigung erreicht. Durch Güter- und Hausteilungen — auch im Ötztal herrscht wie im übrigen Westtirol die Realteilungssitte —, durch Rodungen, Hausan- und Neubauten war der Häuserbestand gegenüber 1627 um mehr als 80 Prozent, die Zahl der Familien (es gab mehr Stuben als Küchen) auf das Doppelte gestiegen. Das zu einem bäuerlichen Haushalt gehörige Acker- und Wiesenland war im Durchschnitt von sechs Kuhfuhren auf die Hälfte (1,54 ha) zurückgegangen; die Teilungen brachten außerdem eine weitgehende Flurzersplitterung, welche die Bearbeitung sehr erschwerte und zeitraubend gestaltete.

Da warfen die politischen Umwälzungen von 1848 ff. und die Anfänge der Industrie- und Verkehrswirtschaft ihre Wellen auch in das Hochtal herein. Sie führten, wie in allen vom Bevölkerungsdruck geplagten Räumen, zu einer starken Abwanderung, vor allem ins Inntal, wo die Textilindustrie (Imst, Telfs, Innsbruck) Arbeiter aus den Landbezirken

anzog. Das Ergebnis war eine beträchtliche Abnahme der Bevölkerung, die Einwohnerzahl erreichte 1900 ihren Tiefpunkt. Die Abnahme gegenüber 1840 beträgt mit 1175 statt 1602 Einwohnern nicht weniger als 26,6 Prozent.

Dann aber geht es wieder aufwärts. Die Eröffnung der Arlbergbahn (1884) und einer Postverbindung bis Sölden sowie das Aufkommen des Tourismus (seit den sechziger Jahren) forderten den Bau einer Talstraße anstatt des bisherigen schmalen Fahrweges. Sie wurde zunächst nur bis Ötz geführt, in den Jahren 1899 bis 1904 bis Sölden verlängert und überschreitet nun nicht mehr in Tumpen die Ache, um unter der Engelswand hindurch über Alkösten Umhausen zuzustreben, sondern bleibt am linken Ufer, um Neuösten (Östermuhr) zu berühren. 1910 wurde der Anschluß von Umhausen nach Niederthai hergestellt (1936 erweitert), 1968 eine neue Straße durch den Wald des Taufererberges angelegt, die vor allem dem Winterverkehr in diesem aufstrebenden Schisportort dient. Die Talstraße selbst wurde in den dreißiger Jahren und neuerdings seit 1951 begradigt und verbreitert und nach Gurgl (1936) und Vent (1956), ja sogar bis auf das Timmseljoch (1959) weitergeführt, das eine neue Nord-Süd-Verbindung herstellen wird, wenn italienischerseits der Anschluß an die Passeierstraße entsprechend ausgebaut ist.

Die Schutzhäuser am Fundusfeiler (Frischmannhütte des ÖTK, 2200 m, errichtet 1891), der Gubener Hütte im Hairlachtal (2034 m, 1914) und der Erlanger Hütte am Wettersee (2550 m, 1931), beide AV, zeigen Umhausen einbezogen in den Bergsteigerstrom, der sich im hinteren Ötztal schon früher ausgebreitet hat. Neben dem Bergwanderer ist unter den Besuchern zuerst noch die gebildete Schicht herrschend, nach dem zweiten Weltkrieg wird das Reisen den breiten Volksschichten zugänglich. Außer den Dreitausendern ziehen der prachtvolle Stuibfall und das Schigebiet besonders an.

Der *Autoverkehr* hat das Tal erst recht erschlossen und neue Gewerbe (Mechanikerwerkstätten, Tankstellen) hervorgebracht, alte, wie z. B. die Frägerei, sprunghaft vermehrt und zur Umstellung auf den Motor gezwungen. Die Zahl der Gaststätten im Raume Umhausen hat sich von zwei im Jahre 1890 auf elf im Jahre 1953 und auf 21 im Jahre 1969 vermehrt. Die altbekannte Gaststätte „Zur Krone“ in Umhausen hat durch An- und Ausbauten ihre Vorrangstellung gewahrt. Der moderne Tourismus kennt dazu die Privatzimmervermietung (mit Frühstück) — ein Anreiz für die Bauern, ihre Häuser innen zu modernisieren, und für die zahlreichen Hausneubauten der letzten Jahrzehnte, die allerdings in erster Linie den weichen Bauernkindern, die in Industrie und Gewerbe guten Verdienst gefunden haben, ein eigenes Heim bieten wollen. Das Auto oder Kraftrad ermöglicht den Besuch von Arbeitsstätten (sogar außerhalb des Tales) im Pendelverkehr. Damit ist es möglich, einen Großteil des Bevölkerungswachstums — die Einwohnerzahl stieg zwischen 1900 und 1969 um mehr als 71 Prozent — im Tale zu halten. Den Hauptanteil daran hat Umhausen selbst, daneben Tumpen, das aber wegen des Verlustes an Kulturboden einen starken Einschlag von Arbeitersiedlung erhielt, und Niederthai, während das sich erst in jüngster Zeit dem Fremdenverkehr erschließende Köfels stehengeblieben ist und Farst als alter Berghof verminderter Besetzung den anderen Weg geht. Einen näheren Einblick in diese Wandlungen gibt die nachstehende Aufstellung:

Statistik der Häuser und Einwohner von 1627—1969

	Häuser					Einwohner			
	1627	1777	1900	1960	1969	1840	1900	1960	1969
Tumpen	27	45	55	65	83	285	226	310	385
Östen	26	47	52	49	55	298	178	259	272
Farst	2	6	6	4	3	30	23	22	19
Umhausen	70	124	141	185	238	668	526	953	1037
Kölfels	5	10	12	10	10	49	24	28	36
Niederthai	25	43	51	49	55	272	198	262	269
Zusammen	155	275	315	362	444	1602	1175	1834	2018

Diese Wandlungen zeigen sich natürlich auch in der *Landwirtschaft*. Die Ackerfläche wurde zugunsten der Wiesen von 40 Prozent auf 7 Prozent des intensiv bebauten Bodens gemindert, der Getreidebau bis auf Futterbau größtenteils, der Flachsbauganz aufgegeben, so daß die Äcker in der Hauptsache mit Kartoffeln für den Küchenbedarf und für die Schweinemast bestellt sind. In der Viehwirtschaft steht nunmehr anstatt der älteren Betonung der Milchwirtschaft die Aufzucht im Vordergrund. Die Alpsemmerei ist, da die Milchkühe größtenteils für den eigenen und für den Fremdenverkehrsbedarf auch im Sommer im Stall gehalten werden, eingeschränkt; die Ziegen, die im Sommer den Milchbedarf deckten, werden aufgegeben, hingegen spielen die Schafe als Fleisch- und Wolllieferanten weiterhin eine Rolle.

Der Nebenverdienst veranlaßt manche Bauern zur Einschränkung oder gar zur Aufgabe des landwirtschaftlichen Betriebes. Wiesen und Äcker werden an Nachbarn verpachtet oder verkauft, die damit ihren Betrieb vergrößern, so daß eine gewisse Konzentration der landwirtschaftlichen Betriebsflächen — Vermehrung der Betriebe zwischen 2½ ha und 6½ ha — eingetreten ist. Vor allem in Tumpen und Umhausen, während sich in Östen die Entwicklung langsamer vollzieht und die Niederthaier mit ihren an sich größeren Betriebsflächen diese durch Erwerb von Wiesen im Tal drunten zu vergrößern bestrebt sind. Der Traktor verkürzt die Entfernungen, Motormäher und Mistbreiter beschleunigen die Arbeit, großen Zeitaufwand fordernde Beschäftigungen wie z. B. das Heuen der Bergmäher sind aufgegeben. Auf dem Gebiet der gewerblichen Wirtschaft ist das Aufkommen neuer (z. B. der Friseure) und die Umstellung alter Betriebe (z. B. der Schuster auf Spezialschuhherzeugung), das Aufkommen von im Rohstoff ortsgewundenen Spezialgewerben (Buntweberei, Holzwaren- und Sportartikelherzeugung) und die Konzentration der früheren Gemischtwarengeschäfte auf einige wenige Handlungen bemerkenswert.

Die Ergebnisse dieser neuen Entwicklung sind: stärkere Unterschiede zwischen den einzelnen Nachbarschaften bei Betonung des Vorranges des Dorfes Umhausen; das massive Auftreten von Nebenerwerbsbauern neben dem rein bäuerlichen Betrieb und eine erhebliche Vermehrung der außerhalb der Landwirtschaft unselbstständig Tätigen. Im äußeren Bild: die rasche Zunahme von Hausbauten nichtlandwirtschaftlicher Natur, vor allem von reinen Wohnbauten neben gewerblichen, welche die Lücken zwischen den alten Weilern zu füllen beginnen oder neue Siedlungsgruppen bilden wie am Bödele von Tumpen oder die Östersiedlung nahe Umhausen. Es wird Aufgabe der Gemeindeverwaltung, aber der Umhausener selbst sein, der Verhüttelung vorzubeugen und den Schatz einer der Naturlandschaft kongenialen Kulturlandschaft zu bewahren, ohne das Wachstum der Bevölkerung und ihrer Lebensmöglichkeiten zu hemmen.

Die vorliegende Skizze hat außer der einschlägigen Literatur (vor allem Tinkhauser-Rapp, Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diözese Brixen 3, 1886; O. Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Nordtirol, 1926, und Die Schwaighöfe in Tirol, 1930; H. Wopfner, Tiroler Bergbauernbuch, 1951 ff.) die Urbare der genannten Grundherrschaften in den Staatsarchiven von München und Innsbruck sowie das Kirchen- und das Gemeindearchiv von Umhausen, die Steuerkataster des Gerichtes St. Petersberg von 1627 und 1777 und verschiedene Aufzeichnungen bei Wagnermeister J. Köfler, Umhausen, benützt. Diesem ortskundigen und geschichtsbewußten Helfer wie den Freunden Kommerzialrat Karl Marberger und Univ.-Prof. Dr. Hans Marberger ist der Verfasser für uneigennützig Hilfe zu öffentlichem Dank verpflichtet. Auf den landeskundlichen Beitrag von H. Heuberger im Kurzfürer von Umhausen, 3. Auflage 1969, sei ausdrücklich hingewiesen.

Ein „Weekend“ vor etwa 40 Jahren

FRANZ KUBISKA

Der folgende Aufsatz erweckt bei den älteren Lesern bestimmte Erinnerungen, wie es früher war, in einer Zeit ohne die vielen modernen Beförderungsmittel zum und auf den Berg, zu einer Zeit, als man noch weite Strecken zu Fuß ging, um dann hinaufgehen zu können. Auch ein solcher Rückblick scheint mitunter ganz nützlich zu sein. Die Schriftleitung.

Es war damals etwa zehn Jahre nach dem ersten Völkerringen, als gerade die ärgsten Wunden vernarbt waren, wo noch kein Mensch an ein noch ärgeres Völkermorden dachte, wo man wieder zu der Erkenntnis kam, oben in den Wänden und Eisgraten, auf den lichten Höhen gab es noch Ideale, wo einer für den anderen bis zum letzten Atemzug stand, ohne Rücksicht auf Rang, Stand oder gar politische Einstellung. Dort gab es schon wieder — oder noch! — eine Bergkameradschaft!

Und wenn — nur so nebenbei! — ein Chronist die Geschichte der Bergsteigerstadt Innsbruck schreibt und dem „Czichna-Eck“ nicht den gebührenden Platz einräumt, dann hat er einen Fehler gemacht, der vom bergsteigerischen Standpunkt nicht gutzumachen ist. Was für den Börsenmann die Börse, war für den Innsbrucker Bergsteiger das „Czichna-Eck“! An dieser Ecke wurde so manche „zünftige“ Tour, so manches „Problem“ und so manche Erstbegehung oder Variante bis in die kleinsten Details besprochen. Mit roten Köpfen standen die paar beisammen, sprachen manchmal nur mehr im Flüsterton, damit ja die anderen Gruppen, die auch hier waren, nicht „spannen“, was für eine „pfundige“ oder „bärgige“ Sache „gepackt“ werden soll. Mit einem kräftigen Handschlag galt die Sache als besiegelt, und kein Lebender erfuhr ein Sterbenswörtl, bis die Angelegenheit „gemacht“ war. Diese Gruppen gehörten wochentags jahraus, jahrein, bei jedem Wetter, mittags und abends, oft bis in die späten Nachtstunden zum Straßenbild der Maria-Theresien-Straße. Samstag war es dann nur mehr eine letztmalige Besprechung mit der endgültigen Verabredung: „Morgen um vier beim Einstieg!“

Ich hatte auch im Laufe der Woche — es ging schon in das Frühjahr hinaus! — am Czichna-Eck eine Fahrt auf den Schrankogel mit einem neugewonnenen Bergkameraden ausgemacht. Für mich waren die Stubaiier bis auf den Zwieselbacher Roßkogel — mein erster Dreitausender, den wir kurz vorher „gemacht“ haben! — und einige Fahrten in die nächste Umgebung Innsbrucks vollkommenes Neuland. Ich wußte nur, daß der Schrankogel mit seinen 3500 Metern der zweithöchste der Stubaiier ist, am bequemsten von der Amberger Hütte erreicht, im Winter aber wegen der pfundigen Abfahrt über den Alpeiner Ferner von der Sennhütte über die Wildgratscharte gemacht wird!

„Schrankogel? Den derpacken wir do niemals über einen Sonntag!“ Mit meinem Zweifel habe ich meinen Kameraden an der empfindlichsten Stelle getroffen. „Wann i sag' er geahrt, nacha geahrt er!“ Mit einer fahrplanmäßigen Präzision wurde das Wochenende eingeteilt! Mit dem Nachmittagszug nach Fulpmes, eine Stunde nach Neustift. Mein Einwand, warum wir nicht gleich mit dem Omnibus bis Neustift fahren, mit dem wir uns auch eine Stunde ersparen, wurde mit dem Hinweis abgetan: „Dös Stückl? Dös geahn ma z' Fuaß! Wannst drein bischt in Neustift, hascht grad den richtigen Schwung, daß d' gar nit merkst, wann's nacha aufi geahrt!“ Abends — vielleicht ein bisserl spät! — auf der Hütte, ausschlafen und vor dem „Lichtwerden“ über die Wildgratscharte zum Schrankogel. Nachmittags wieder auf der Hütte, Abfahrt nach Fulpmes und mit dem „letschten“ Zug wieder heim!

Wenn er sagt es „geah“, dann „geah“ es! Er muß es ja wissen! Mir kann es nur recht sein, wenn es geht! „Also gut, am Samstag um zwei am Stubaitalbahnhof!“ Handschlag!

Und schon war er wieder dahin! Viel reden war überhaupt nicht seine Art! Besonders auf der Tour! Stundenlang das gleiche Tempo, nur bei besonderen Anlässen ein Hinweis: „Da schaug!“ Ab und zu ein herzhafter Fluch, wenn etwas ganz in die Quere geht. Grundsätzlich durch nichts aus der Ruhe zu bringen, gegen jedes unnütze Palaver, gegen jede Halbheit. Manchesmal etwas rau! Trotzdem aber ein feiner, guter Kerl mit Herz! Vor allem ein Kamerad! Ich war froh, auf so einen tatenfrohen und unternehmungslustigen „Heg!“ gestoßen zu sein, den ich auf einer Schitour in der Pichlerhütte kennenlernte!

Ich war erst kurze Zeir in Innsbruck und konnte mir auch in dieser Woche die Arbeit so einteilen, daß ich Samstag mittags Feierabend machen konnte. (Eine 5-Tage-Woche gab es damals noch nicht!) Aber, wie heißt es so schön? Der Mensch dachte, Gott lachte! Freitag nachmittags nahte das Unheil Postarbeit! (Hat nichts mit der Post zu tun. Ein Ausdruck, wie er für dringende Nacharbeit üblich ist!) War es eine Hochzeit oder ein Begräbnis — das weiß ich heute nicht mehr! — bis Sonntag mittag mußte die Arbeit geliefert werden. Diese Fahrt war also richtig in Frage gestellt! Zusammenhelfen! Von Freitag auf Samstag ein Durchmarsch. (Hat wieder nichts mit marschieren zu tun, ein Ausdruck, wenn nachts durchgearbeitet wird!)

Samstag mittags am Czichna-Eck: „Herrgott, das ist aber blöd! Na! I fahr halt allane!“ Er macht es mir wirklich schwer. Meine Befürchtungen, das Wetter sei die ganze Woche saumäßig gewesen, rührten ihn überhaupt nicht! „Dös ischt grad recht so! Bei schean Wetter kunn an jeder Lapp in die Berg gehn! I moan, es hat an schean Pulver außerg'haut!“ Schließlich einigten wir uns! Werde ich mit meiner Arbeit fertig, komme ich mit dem letzten Zug nach, fahr' bis Neustift, und auf die Sennhütte hab' ich ja seine Spur! Wenn es gut geht, bin ich auch um elf, zwölf in der Nacht (typischer Fall von „denkste“!) auf der Hütte. „Also gut, auf Wiedersehen auf der Sennhütte!“ Handschlag!

Und wirklich, es gelang. Ein Arbeitskamerad, dem durch die Postarbeit der Samstagfeierabend sowieso vermässelt war, war bereit, auch meine Arbeit noch fertig zu machen (auch so etwas gab es damals!).

Um 17 Uhr im Laufschrift heim! Ich hatte damals meine Bude in der Weiherburggasse nahe der „Kotlacken“ (St. Nikolaus), gleich nach Büchsenhausen in einem kleinen Bauernhaus; hatte im Winter das „Schigebiet“ vor der Haustür, das Frühjahr war bei uns um einen Monat früher als unten in der Stadt, im Sommer genügte ein 2-Minuten-Lauf und ein Sprung über einen Zaun in der Badehose, um im Schwimmbad Büchsenhausen ein Nachtbad nehmen zu können, und im Herbst hatten wir morgens schon längst die Sonne, während die Stadt noch immer in einer Waschküche steckte! Ideal!

Rasch umgezogen! Für gewöhnlich kam ich Samstag früh schon in voller „Kriegsausrüstung“ in die Werkstätte, was aber diesmal nicht möglich war, weil wir ja von Freitag auf Samstag durcharbeiten mußten! Rucksack und die Latten geschnappt und auf den Stubaitalbahnhof. Übrigens der nächste Weg von der Stadtmitte über St. Nikolaus auf den Stubaitalbahnhof! War aber kein Problem, wenn man wußte, wie man den damaligen Verkehrsmitteln am besten aus dem Weg ging! (Oder ist es heute auch noch so?)

Ich kam so zeitlich an, daß ich sogar noch einen Sitzplatz bekam. Von der Abfahrt wußte ich nichts mehr, so taugte mir das Sitzen. Ich schlief augenblicklich ein. Erst ein stärkerer Rumpfer, als üblicherweise beim Anfahren und Halten entsteht, weckte mich aus meinem Schlummer! Als ich merkte, daß der Waggon leer wurde und der Schaffner erklärte, der Triebwagen wollte es einmal neben den Schienen versuchen, was aber nicht gelang und heute mit einer Weiterfahrt nicht mehr zu rechnen sei, mußte auch ich mich zum Aussteigen bequemen.

Telfeser Wiesen! Na schön! Auch das noch! Also auf und zu Fuß nach Fulpmes. Vom

Omnibus war weit und breit nichts zu sehen! Notgedrungen mußte ich das „Stück!“ unter die Beine nehmen! Alles nur wegen dem Schwung dann hinaufzu! Das Wetter tat auch das seinige. Ganz ein feines, ziemlich feuchtes Schneetreiben. So zwischen Schnee und Schnürregen! Bis Neustift spürte ich schon recht schön feucht durch! Sehr angenehm! Inzwischen ging es gegen 11 Uhr! Außerdem hatte ich einen Schlaf im Gesicht für zehn!

Da müßte es hinein ins Oberbergtal gehen! Bei jeder Wegabzweigung wurde der Pfad schmaler, der Schnee mehr, bis schließlich nur mehr eine Schispur blieb. Mit nachtwandlerischer Sicherheit blieb ich dieser Spur treu, als gäbe es in ganz Tirol nur eine einzige Schispur auf die Sennhütte!

Bärenbad! Schon recht schön verschneit, gespenstisch leuchtend und glitzernd im Schein der Taschenlampe! Bei jedem Stadl, Baum oder Zaun meinte ich irgend ein vorsintflutliches Tier zu sehen! Was man da alles sieht!! Wie oft wäre ich fast dem inneren Schweinehund erlegen! Ganz einfach umgedreht. Es schneit immer noch unaufhörlich, nur trockener.

Weiter! Das könnte die Stöcklalm sein! Saukalt! Meine fadenscheinige Schubluse ist auf den Schultern zu einem Eispanzer erstarrt! Der Schweiß rinnt in Bächen! Nässe und Kälte schütteln mich! Ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Tür jagt!

Endlich! Oberisalm! Das muß sie sein! Vier Uhr vorbei! Mahlzeit! Übrigens: Mahlzeit? Der Magen kracht regelrecht! „Die innere Stimme“, sonst mit „Studentenfutter“ gestillt, aber heute alles noch im Rucksack, der über und über mit Schnee und Eis beladen ist! Ich bin zu schläfrig, zu faul oder zu müde, den Rucksack herunterzunehmen, die Schier abzuschneiden, zu schauen ob ich nicht doch irgendwo einen offenen Stall oder Raum finde, wo ich mich richtig hinflaggen könnte! Weiter! Weiter! Ich sagte ja — sogar mit Handschlag! — „morgen auf der Sennhütte!“

Die Spur ist gar keine Spur mehr! Nach der Karte, die ich die vergangenen Tage eingehendst studiert habe, geht es jetzt noch ein Stück weiter und dann in einer langen Kehre nach links über den „Hüttenschinder“! Daß auch jede Hütte so einen Schinder haben muß! Könnte die Hütte nicht schon da stehen!? Ein Glück, daß kein Wind geht, und daß die Spur, oder das, was ich für die Spur halte, beim Aufblitzen der Lampe gerade noch zu erkennen ist! Teufel! Die Batterie wird auch schon schwach! So ein richtiges Stürmerl, das einem die Schneekristalle von unten herauf wie Nadeln ins Gesicht schleudert! Das ginge mir gerade noch in meiner Sammlung ab!

Weiter! Da geht es hinüber nach links. Wie herrlich müßte es jetzt in einem Bett sein? Seit Freitag früh kaum ein Auge zugemacht! So eine Viecherei! Schleppt man sich so in der Stockfinstern durch die Gegend! Der Rucksack hat aber auch ein blödsinniges Gewicht! Die Bekannten waren heute sicher auf einem Ball? Amüsieren sich und fahren morgen — oder heute! — irgendwo hinauf und batzen sich in der Sonne! Sonne? Morgen oder heute, gibt es dort auch keine!

Wie weit geht denn die blöde Serpentine noch hinüber? Gibt es das überhaupt, oder hab' ich mich schon verhaut? Mit der Lampe ist nur mehr eine weiße Mauer zu sehen! Und steil? Rechts steil hinauf! Links steil hinunter! Und Spur? Ich rede es mir ein! Bei so einem blödsinnig tiefen Schnee ist absolut keine Spur mehr zu sehen! Der deckt doch alles zu! Auch mich, wenn ich mich hinhocken würde! Schön wär's! Nur schlafen in dem weichen Schnee! Nein! Blöden Schnee!!

Zum Schluß hat mein Freund irgend einen Stall gefunden und schnarcht, daß die Wände wackeln? Und ich — o Schreck! — keinen Hüttenschlüssel! Kann ja nett werden. Aber ich habe ja gesagt: Auf der Sennhütte, sogar mit Handschlag! Er hätte bestimmt irgend einen Schlagbaum errichtet! Und wenn er auch so fertig ist, wie ich es bin? Vielleicht hockt er hinter irgend einer verschneiten Latschn! Ich bin an ihm vorbei? Ich hätt' ihn retten können? Ich hab' zur Not meinen Biwaksack!

Weiter! Weiter! Nicht immer stehenbleiben! Nicht immer nur ein Schnaufrastl! Da!

Was ist das? Bin ich schon verrückt? Oder schlaf' ich irgendwo und träum'? Bin ich schon übergeschnappt, oder sausen mir so die Ohren? Ein unterirdisches Dröhnen! Logisch denken! Logisch denken! Die Sennhütte liegt doch unter dem Alpeiner Ferner, und der hat einen Abfluß! Das kann also nur der Gletscherbach sein! Klar! Nach der Karte ist die Stelle etwa dort, wo der Weg fast an den Bach herankommt! Ungefähr die Hälfte von der Strecke Oberißalm—Sennhütte! Insgesamt ungefähr eineinhalb Stunden. Ich geh' aber jetzt von der Oberißalm schon wieder zwei Stunden! Bin ich schon „ober“ der Hütte? Bin ich schon vorbeigegangen? Oder bin ich wirklich so fertig?

Weiter! Ein paar mal tief eingeatmet und weiter! Nur jetzt nicht schlappmachen! Bei Tag schaut alles anders aus! Der Puls pumpert, daß man meint, den Schäd' zerreißt es einem! Es ist ja auch ein Blödsinn! Das erstmal in einer Gegend und allein bei Nacht! Und dazu dieses Wetter. Ich muß zur Hütte! Ein warmer Ofen! Etwas essen, einen heißen Tee und schlafen!

Gibt es das? Es wird schon grau? Es wird wieder Licht! Was brauch' ich Licht? Schlafen möchte ich! Ist das eine Spur? Unsinn, bei einem Meter Schnee! Oder ist es gar noch mehr? Oder weniger? Ich muß ausschauen wie ein lebendiggewordener Schneehaufen! Und immer, immer schneit es! Ganz leise!

Da fällt mir ein, ich hab' ja seit gestern Mittags nichts mehr gegessen? Das ist ja schon eine Ewigkeit! Dieses Wochenende hab' ich mir auch anders vorgestellt! Das ist ja der reinste Hungermarsch! Ist auch zu dumm! Im Rucksack hat man Zeug, daß eine drei- bis vierköpfige Familie einen Tag gut leben könnte, und ist zu faul oder zu müde um sich endlich sattzuessen! Schleppt den Mugl Rucksack hinauf und schleppt ihn ohne wesentliche Erleichterung wieder hinunter! Und das nennt man Bergsteigen! So ein blöder Sport!

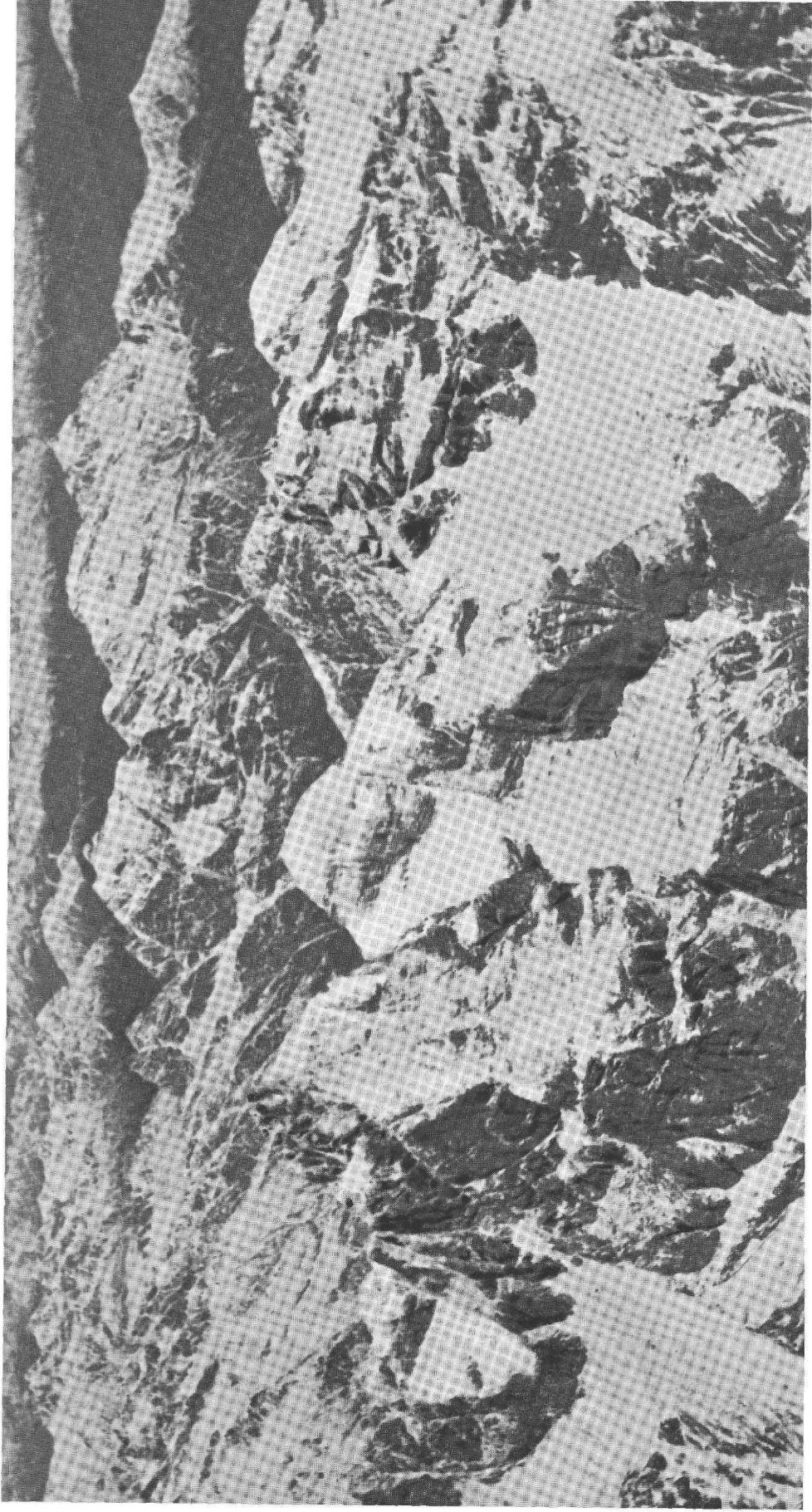
Bloß der Gedanke an all die schönen Sachen wie Essen, Trinken, warmer Ofenwinkel, Wärme, Sonne, warme Hausschuhe macht einen schon verrückt! Herrgott! Meine Zehen sind auch schon wie ein Eisklumpen! Eigentlich müßte ich mir ein paar neue Schuhe kaufen, die tun schon gar nicht mehr!

Sakra der Schnee! Das muß jetzt schon über ein Meter sein! Wate bis über die Knie samt den Schiern! Spur? Nur mehr langweiliger Selbstbetrug! Oder? Jeder Schritt kostet übermenschliche Anstrengung. Daß man so etwas überhaupt aushält? Es hat schon etwas auf sich, wenn man jeden Sonntag so durch die Gegend tshundert! Handelt es sich dann um einen Spezialschunderer — wie heute! —, steht man ihn doch leichter durch!

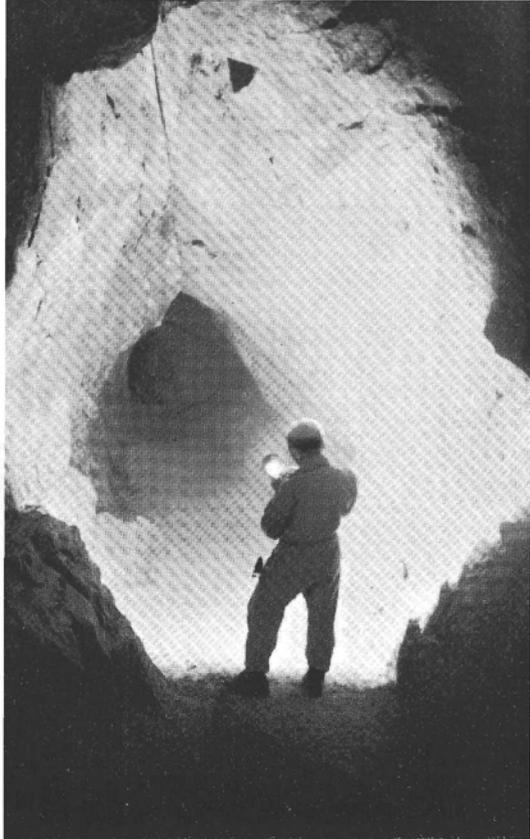
Was ist das?? „Halloooo!“ Das ist er! Das können höchstens 50 Meter sein! Es ist schon Tag! Das Schneien hat etwas nachgelassen! Aber immer noch Waschkuchel! Keine zehn Meter zu sehen! Alles grau in grau! Nocheinmal und näher: „Halloooo!“ Ich hab' ganz einfach nicht die Kraft zu antworten! War das wirklich schon das Letzte? Hat einem wirklich nur der Wille durchzustehen hochgerissen? Ist jetzt alles zusammengebrochen, nur weil der Kamerad in 50, 40 Meter Nähe ist? Aber auch jetzt könnte man noch leicht erfrieren, wenn man sich hinhocken würde. Und das alles nur bei einem „Aufstieg zur Hütte“ und einem Zeltsack im Rucksack!

Endlich bring' auch ich einen Laut heraus! Vielleicht auf 20 Meter die Antwort! Er lebt! Da kommt er! Ich lebe auch! „Nur mehr ein Stücker!“ Ich kenn' seine Stücker! Er nimmt mir meinen Rucksack ab, ich komme mir vor wie ein Enger! Ich stell' mir's wenigstens so vor. So vogerleicht! In der Spur geht sich's gleich viel leichter! Ich bin froh, dankbar, daß er nichts sagt und nichts fragt! „Zehn Minuten noch!“ Zehnmal war er bestimmt schon nachschauen und rufen. Oft wäre er nicht mehr nachschauen gegangen, weil er angenommen hat, bei dem Wetter komme ich überhaupt nicht mehr. Er hat ja noch keine Ahnung, daß ich von den Telfeser Wiesen unterwegs bin! Er wäre dann hinaufgegangen! Was hinauf?? Na! Mir langt es vorderhand!

Es war wirklich nicht mehr weit bis zur Hütte! Das ist noch einmal gutgegangen! Er schnallt mir die Bindung auf, ich stolpere in den Winteraum. Das Feuer prasselt! Heißer



1. Kette: Tribulaungruppe; 2. Kette: Serleskamm, dahinter links Kalkkögel und Saile; im Hintergrund Mieminger Kette, Wetterstein und Karwendel, davor die Kuppe des Patscherkofel, Ballonaufnahme, Phot. Fritz Miller, Innsbruck
Tafel IX



Links: Hirlatzhöhle, Gotischer Gang. Phot. Walter Donner, Linz. Rechts: Hirlatzhöhle, Quergang in der Riesenklamm. Phot. Walter Donner, Linz

Tafel X

Vermessungsarbeit am Teufelssee. Phot. O. Kai, Linz



Tee, dampfender Milchreis warten auf mich! Und dann hin aufs Lager! Weg bin ich!

„Du, hörst? Ich war ein Stückel oben, es wird verdächtig licht! Gehst mit? Sonst geh' ich allein!“ Er droht mir schon wieder! Ich bin wie zerschlagen! Jeden einzelnen Knochen fühle ich, als hinge er in der Luft! Ich rapple mich auf. „Da isß noch einen Reis! Und trink den Tee aus! Ich glaub', das Wetter tut auf!“

Ich stehe auf. Die Schuhe hat er mir ausgezogen, hängen zum Trocknen über dem Ofen! Schübluse, Fäustlinge alles fürsorglich aufgehängt! Ich zieh' mich an, esse etwas und mache mich fertig. Will meinen Rucksack packen. „Brauchst keinen! Ich hab' schon alles, was wir brauchen, in meinem!“

Wie ich die Schier anschnall', geht es doch besser als ich glaubte! Es ist zehn Uhr vorbei! Unser Fahrplan hat einen empfindlichen Stoß bekommen. Die Hütte wird abgeschlossen und „auf geht's!“

Er voraus in seinem bedächtigen ruhigen Tempo! Noch haben wir eine Spur von seiner Erkundung! Es schneit nur mehr ganz schwach. Aber immer noch Waschkuchel, obwohl merkwürdig hell! Der Schnee wird auffallend weniger. Höchstens halb soviel, als ich mich erinnern kann! Die erste Talstufe haben wir hinter uns und kommen zum Ferner. Zügig langsam, wie eine Straßenwalze, spurt er, legt eine Spur in den Hang, die beim Zurückschauen Freude macht. Meine Frage, mich auch einmal spuren zu lassen — ich hab' mich ganz gut erholt! —, wird zurückgewiesen! Wahrscheinlich hat er Bedenken, daß ich die Spur nicht so sauber hinlegen kann! Will ich gar nicht bestreiten.

Als wir den ebenen Fernerboden betreten, wird es plötzlich licht! Die Augen sind direkt geblendet. „Da hast deine Brillen!“ Wo man hinschaut, alles ist voll glitzernder Schneekristalle, die nicht fallen, sondern in der Luft schweben! Märchenhaft! Bilde ich mir's ein, oder spür' ich tatsächlich schon Wärme?

„Dir wird heut noch warm genug!“ Mir kann's recht sein, auf so eine Nacht hinauf! Die Lebensgeister werden richtig wachgerüttelt! Da! Ein Fleck blauer Himmel! Traum' ich? Da schau! Zu unserer Linken ein imposanter Gipfel! Ein mächtiger Hängegletscher! „Die Seespitz!“

Oben auf dem Grat stehen waagrecht die Schneefahnen. „Teuf! Da blast der Jochinger!“ Vor lauter Starren auf dieses gewaltige Naturschauspiel übersehen wir ganz, daß wir aus dem Nebel sind! Herrgott ist das eine Pracht! Das kann man nicht beschreiben, das muß man erleben!

„Da gang's aufs Hinterberg! Aber wir derpacken den Schrankogel!“ Na mir kann's recht sein! Der Schnee ist ideal. 30 Zentimeter herrlichster Pulver. Auf meinen Wunsch zu spuren, kommt überhaupt keine Antwort! Erst jetzt fällt mir auf, was er heute wieder für einen Rucksack hat! Damit ist er ja berühmt! Nicht nur, daß er ihn sich selbst macht mit x Fächern, groß im Fassungsvermögen und groß im Inhalt!

Alles, was ein Bergsteigerherz in Freud und Leid braucht, war drinnen. Von den Augentropfen bis zum Zdarskysack!

In einer sanften Steigung nach rechts umgingen wir den Alpeiner Bruch mit seinen bizarren, im Gegenlicht blau schillernden Eisgebilden. Nach ein Uhr waren wir auf der Wildgratscharte. Gleich oberhalb der Scharte, in einer sonnigen Mulde, machten wir kurze Rast. Ein paar belegte Brote, heißer Tee, ein paar Rippen Schokolade. Das tat gut!

Nach der Rast hat er gemeint: „Ich hätte geglaubt, wir könnten eine der Wildgratspitzen mitnehmen, aber das geht sich nicht mehr aus!“ Ohne viel Höhenverlust querten wir den Schwarzenbergferner zum Fuße des Schrankogels. Die Schier wurden hineingerammt, der Rucksack, dem er vorher noch Seil, Steigeisen, die Wollwesten und eine kräftige Brotzeit entnahm, darangebunden. Die Schistöcke ersetzten den Pickel und „auf geht's!“ Luftig und lustig ging das erste steilere Drittel hinauf — wir hatten gut getan, die Steigeisen mitgenommen zu haben, hatten wir doch teilweise blankes Eis! — Im zweiten Drittel legt sich der Anstieg schon etwas zurück, um im dritten Teil bequem auf den höchsten Punkt des Schrankogels mit seinen 3500 Metern zu führen!

Ein Händedruck! Ein Blick in die Augen des Kameraden! Wer könnte die Gefühle der gegenseitigen Dankbarkeit, die in so einem Händedruck liegen, wer die Freude im Blick des Kameraden beschreiben? Ich glaube, es würde ein kläglicher Versuch!

Schade, daß man all die Gedanken nicht festzuhalten vermag, die einem durch den Schädel gehen. Und was gab es da alles zu sehen! In einem Gegenlicht ohne Beispiel lagen die Ötztaler! Was wurden da für Pläne geschmiedet!

Nur einen kurzen Satz von Friedrich Hölderlin von einer Alpenreise, die er 1901 seiner Schwester schrieb:

„Du würdest auch so betroffen wie ich vor diesen glänzenden ewigen Bergen stehen! Und wenn der Gott der Macht einen Thron auf der Erde hat, so ist er über diesen herrlichen Gipfeln!“

Damit hat Hölderlin den wahren Bergsteigern aus der Seele und aus dem Herzen gesprochen, denen es eine Offenbarung ist, daß wir uns in den Bergen Kräfte aufspeichern können wie sonst nirgendwo!

So und ähnlich waren und sind unsere Gedanken und Worte, die jeder von uns auf den lichten Höhen empfindet, entsprungen aus der Freude der Leistungsfähigkeit, der Tatenfreudigkeit und der persönlichen Einsatzbereitschaft! Aus Liebe zu unserem herrlichen Vaterland, aus Sorge um unsere Berge, unsere Heimat, um unsere geliebte Bergheimat!

Es war doch noch die Wochenendtour, eine richtige Sonntagstour geworden! Wir räkelt und streckten uns in der Sonne! Obwohl der „Jochinger“ seine Melodie ganz gewaltig orgelte, war hier auf dem Gipfel fast Windstille! Die Sonne neigte sich schon ganz beachtlich gegen den Westen, so daß wir gezwungenermaßen an Abstieg und Abfahrt denken mußten. Der Nebel scheint sich merklich zurückgezogen zu haben, vielleicht haben wir sogar freie Sicht bis zur Hütte! Gar nicht auszudenken, bei dem Schnee! Es ließ uns keine Ruhe mehr! Hinunter zu den Brettl, angeschnallt, eine kurze Gegensteigung zur Wildgratscharte, und dann hinunter!

Es war ein herrliches fröhliches Schwingen, unserem eigenen Schatten nach, der eingehüllt in einer aufstiebenden Schneewolke von den bald schräg, bald hinter uns einfallenden Sonnenstrahlen, das einmal seitwärts, dann direkt uns vorauseilte! Ein unwahrscheinliches Lichterspiel durch die blendende, glitzernde Weiße! Im letzten Steilhang des Ferners, der schon im Schatten lag, ging es in zügigen Schwüngen hinunter, daß uns die Knie nur so schnackelten. Die letzten fast flachen Stücke hatten wir auch bald hinter uns, es lief gerade noch in der Anstiegspur! Nur leider viel zu rasch!

In der Hütte rasch noch einen mächtigen Hefen — unter Decken warm gestellten! — Milchreis ausgelöffelt, Rucksäcke gepackt — meiner ist wirklich nicht um vieles leichter geworden! —, die Hütte zusammengeräumt und versperrt und mit einem frohen Abschiedsblick in die Runde ging es wieder weiter! Der Schnee war wirklich so tief, daß wir alles im Schuß fahren konnten. Vorbei an der Oberiß-, Stöcklalm, Bärenbad, waren wir gerade als es dunkel wurde wieder in Neustift. Vom Nebel bekamen wir überhaupt kein Fetzerl mehr zu sehen, die Sterne funkelten, eine schwache Sichel des Mondes war gerade noch zu sehen, und so überlegten wir nicht lange, ohne Rast, um den „Schwung“ auszunützen, auch das letzte „Stückl“ bis Fulpmes hinter uns zu bringen.

In einem urgemütlichen Wirtshaus in Fulpmes steckten wir bald bis über die Ohren in der molligen Tuchent, ausgesöhnt mit dem „blöden Schnee“ und dem „blöden Sport“, und träumten von Sonne, Gipfelschau und stäubendem Pulverschnee!

Es war doch die „Sonntagstour“ und wir hatten den zweithöchsten „Stubai“ in der Tasche, besser gesagt im „Herzen“!

Bergerlebnisse in den Zillertaler Alpen

ERNST SCHMID

Im Reiche der Drei Könige

Dem Stillupphaus gegenüber stäubt ein hoher Wasserfall. Daneben — am Rande der granitene Plattenschlucht — rankt sich ein nur wenigen Bergsteigern bekannter, steiler Pfad zur Rebenzaunalm. Dort steht im Schoße der Drei Könige, umsäumt von buschigen Zirben, hellstämmigen Birken und sattroten Almrosen, die schmucke Sennhütte Hans Krölls gleich einem Dornröschenschloß.

Zu ihm, dem ungekrönten Herrscher dieses im verborgenen blühenden Reiches, geleitete mich einst Freund Simon Moser. Sein durch den zweiten Weltkrieg zurückgestellter langjähriger Wunsch nach einer Überkletterung der Drei Könige sollte endlich erfüllt werden.

Durstig treten wir in die Almhütte. Stände nicht der große, schwenkbare „Kaskessel“ in der Küche, hätte man fast den Eindruck, in einer wohnlichen Berghütte zu sein, so nett, licht und sauber ist alles. Doppelfenster erhellen den blitzblank geputzten Sparherd, eine Kredenz ist da, und die getäfelte Stube nebenan ziert ein behäbiger Kachelofen.

Wir begrüßen den Senner, einen stattlichen, stämmigen Zillertaler, und begehren bescheiden nur etwas Milch. Ungebeten tischt er uns Fremdlingen noch Butter und Käse auf. Gerne machen wir von seiner Gastfreundschaft Gebrauch, zumal die Almprodukte in fettarmen Zeiten begehrte Dinge sind.

Nach Stärkung kommen wir ins Gespräch und packen mit unseren Plänen aus. Kröll gibt bereitwillig Auskunft über die ihm bekannten bisherigen Besteigungen der Drei Könige, und wir erfahren, daß der Ostgrat des Dritten (südl.) Königs, d. h. der direkte Anstieg aus der Stillupp, sowie die vollständige Überschreitung der Drei Könige noch frei sind.

So wenden wir uns vorerst dem Dritten König zu und durchsteigen die zum Ostgrat führende, tiefeingeschnittene, teils schneeerfüllte Schlucht.

Beim Schartl am Schluchtende schlüpfen wir in die Patschen und überklettern den schiefen Riß. Eine heikle, luftige Seillänge ist's, die man wegen des brüchigen Gesteins sicherer mit Bergschuhen begeht. Begrünter Fels bringt uns rasch links des Grates höher. Eine schwierige, mit einem Dachl verzierte Plattenverschneidung überlisten wir mit einem Haken und stehen bald darauf am Ende des Ostgrates unter der Gipfelwand. Als ungeheure, aufgestellte Platte aufragend, beeindruckt ihre abweisende Glätte. „Nur eine gute Seillänge ist's, aber die hat's in sich!“ meine ich zu Simon. „Meinst, mir derpackn's?“ fragt er. Ich bleibe ihm die Antwort schuldig und greife beherzt in die Wand, klettere auf die Scharte neben dem Gipfel zu und schwinde mich am kleingriffigen Fels mit ein paar kurz steckenden Haken sehr schwierig auf ein Bändchen, wenige Meter unterhalb des Schartls. Der Weiterweg scheint fraglich. An senkrechter Wand ist nur ein Griff für zwei Fingerspitzen da. Müssen wir uns knapp vor dem Ziele geschlagen geben? „Kommt nicht in Frage“, denke ich, schlage seitwärts einen Sicherungsstift, benütze Simon als Steigbaum und kann nach wiederholten Versuchen einen weiteren Haken eintreiben. Er steckt leider nur so schwach, daß ich nicht einzuhängen wage. Da nehme ich kurzerhand

das über den Haken geschlungene Seil als Halt, ziehe mich mit der Rechten behutsam höher, umfasse blitzschnell schlechte Griffe, drücke mich in den Schlußriß und erobere über das nahe Schartl den Scheitel des Berges. Auf dem Rückweg steigen wir vorerst zur Einsattelung zwischen Dritten König und Großem Toifler ab, umgehen durch längeren Abstieg auf der Floitenseite die Könige über die Zaunscharte und kommen nach dieser zeitraubenden Runde, die uns drei Stunden kostete, wieder zu den am Beginn der Schlucht wartenden Bergschuhen.

Zehn Tage später rüsten wir zur vollständigen Überschreitung der Drei Könige. Es drehte sich vor allem um die Begehung des damals im alpinen Schrifttum unbekanntem, von P. Aschenbrenner begangenen Grates zwischen dem Ersten und Zweiten König.

Auf prächtigem Urfels überturnen wir die fünfzackige Krone des Ersten Königs. Es geht noch ohne Haken, aber beim ersten Aufschwung zum Zweiten König müssen solche über die größten Schwierigkeiten hinweghelfen. Auf der Floitenseite klettern wir dort auf glatten, steilen Platten in eine überhängende Verschneidung, die wir rechts oben verlassen. Diese Seillänge, welche der Schwierigkeit der Schlußwand des Dritten Königs gleicht, entlockt mir manchen Schweißtropfen, ein Lächeln aber, wenn ich der Wiederholung mit Emilie B. gedenke.

Die holde, stets fröhliche Innsbrucker Maid hatte es beim Nachklettern derart eilig, daß sie das Aushängen der Karabiner unterließ, was ich nachholen mußte. Beim Abseilen bot sich ein interessantes Bild, das der Auslage eines Sportgeschäftes glich: Karabiner verschiedener Größe hingen zur Schau, und ganz unten baumelte ein nagelneuer Kletterhammer. Nachdem aber Emilie merkte, daß ich den Fall ergötzlich fand, beschloß das Zwischenspiel ein befreiendes Lachen mit einem Vorschuß auf den Gipfelkuß.

Von der Stilluppsseite her kommen wir zum schmalen Schartl am letzten Zacken, der unser Vordringen hemmt. Längere Zeit versuche ich, die glatte senkrechte Kante dort auf der Floitenseite zu umklettern. Nach einem kurzen schwierigen Quergang auf schmaler Leiste taste ich um die glatte, rechtwinkelige Kante nach einer Ritze. Am senkrechten Fels mit einem Fuß auf winzigem Tritte stehend, kann ich jenseits der Kante rasch einen Haken schlagen und mich in eine kurze, glatte Verschneidung zwingen, wo ein weiterer Haken den Weiterweg ermöglicht. Bald darauf erreichen wir die Gipfelstange Bergführer Krölls, des Erstbesteigers vom Mittleren König, und klettern zum Sattel des Dritten Königs hinab. Wir schenken uns aus Zeitmangel den Aufstieg zum Dritten, der sich am leichtesten durch eine Umgehung auf einem Bande der Floitenseite bewerkstelligen läßt, und streben stilluppsseits auf begrünten Bändern hinab zum Abbruch oberhalb der Schneeschlucht, deren oberes Ende wir, scharf rechts haltend, über eine 30 Meter hohe Abseilstelle erreichen. Knapp vor Einbruch der Dunkelheit birgt uns wiederum die behagliche Herberge der Zaunalm.

Toiflerwand, 1. Begehung

Ostwärts des Dritten Königs ragt ein selten bestiegener, schroffer Berg, dessen Namen nur Spezialkarten nennen. Es ist der Große Toifler, der mit dachziegelartig geschichteter Plattenwand ins Zaunkar fällt. Wiederholt sah ich diese glattwandige Urfelsmauer (die Toiflerwand), deren Gangbarkeit selbst dem bewaffneten Auge fraglich erscheint, und beschloß einen Ersteigungsversuch.

Es ist was Eigenes um eine Erstbegehung. Der Reiz des Neuen an einer Wand, die noch keines Menschen Fuß betrat, das Ungewisse um die Gangbarkeit fraglicher Stellen und den Weiterweg halten den Kletterer unaufhörlich in Spannung, und niemand, der es nicht selbst erlebt, kann das hohe Gefühl des Glücks ermessen, das den Erstbegeher nach vollbrachter Tat beseelt.

Betrachten wir kurz die Wand. Im untersten Wanddrittel zieht oberhalb schwarzen, überhängenden Platten ein feines Schichtenband nach links, oberhalb dessen hohe, seichte

Risse auf einen Vorsprung leiten. Darüber steht über lichten Platten die überhängende Schlußwand.

Einem Solovorstoß war ein Versuch mit Simon gefolgt, der wegen Mangels an Zeit am Schichtenband abgebrochen wurde. Auf dem Rückweg ereignete sich knapp vor dem Ausstieg ein kleiner Zwischenfall, der beweist, daß Sicherung nie außer acht gelassen werden darf. Lose Steine im Schluchtkamin brachten Simon zu Fall, er pendelte hinaus, aber das vorsorglich um einen winzigen Zacken gelegte Seil war sein Heil.

Als ich erfuhr, daß eine Seilschaft die Toiflerwand erklettern will, stieg ich einen Tag vor Ankunft der Konkurrenz mit Gisi P. in die Wand.

Es ist in der Regel ein Wagnis, mit Bergsteigerinnen in eine schwere Wand oder gar in alpines Neuland vorzudringen, da man weder auf Ablösung rechnen, noch die körperlichen und seelischen Kräfte von Frauen überschätzen darf. Aber mit meiner Seilgefährtin, die an der Grubenkar-Nordwand hervorragendes Können und seltene Ausdauer bewies, konnte ich es ruhig wagen. So standen wir am Morgen des 26. Juli 1947 an der schneeigen Einstiegschlucht in Falllinie des Gipfels.

In schöner Wandkletterei oberhalb der Schlucht sind wir bald am Quergang beim Haken an der kleinen Plattenverschneidung, der mit Simon höchsterreichten Stelle. Sehr schwierig über sie hinwegklettern, verfolgen wir das zur Leiste werdende Band nur mehr kurz und klettern über einen Quarzfleck geradewegs zum Plattenriß. Hier queren wir wieder links und kommen jenseits einer glatten Kante auf leichteren Fels. Eine lange Verschneidung führt uns etwa zwei Seillängen geradeauf. Der Fels wird glatter und schwerer, nirgends ein Sicherungsplatz. Ich spähe nach einem Ausweg. Drei Meter rechts hängt ein abgesprengter, spitzer Block, der den Weiterweg vermittelt. Ob er meine Belastung trägt? Singend fährt ein Haken in eine Ritze, dann hangle ich zur riesigen Zigarre hinüber. Nach raschem Schlagen eines weiteren Hakens erreiche ich nach einer sehr schwierigen Stelle einen Stand. Links hinankletternd, gewinnen wir über eine begrünte Rinne den eingangs erwähnten Vorsprung, der uns willkommene Rast bietet. Wir genehmigen uns eine einstündige Pause und schielen dabei nach dem Weiterweg. Das Vorhandensein eines Bandes, das wir von unten nur ahnen konnten, finden wir frohlockend bestätigt. Es führt uns mit einer Unterbrechung, wo wir etwas absteigen müssen, nach 100 Metern zur Schlußwand. Über ein Felsband klettere ich dort schräg aufwärts. Es bricht ab, aber oberhalb klafft zum Glück ein waagrechter Spalt. In besonders schwerer, luftiger Arbeit bringe ich dort einen Haken mit Holzkeil an. Unter meinen Füßen schießt die 300 Meter hohe Plattenflucht senkrecht zur Tiefe. Ich hänge ein, pendle zum Quarzblock hinüber und erreiche bald einen Stand. Dort seile ich den Rucksack auf, dann folgt Gisi. Nach einem Überhang, der mit zwei Haken gemeistert wird, erreichen wir den Gipfelgrat 50 Meter nördlich der Spitze. Fröhlich gratulieren wir uns am Ziele zum Bergsieg nach achtstündiger Kletterei.

Wir steigen über Platten zum Sattel ab und beziehen südwärts des Dritten Königs ein Freilager. Warme Wäsche, Pullover und ein dünnes Zeltblatt müssen hierzu genügen.

Heißer Fruchtsaft löst unseren brennenden Durst. Als blutroter Ball versinkt die Sonne hinter dem zackigen Horizont. Da tritt Gisi vor und hält Bergandacht. Verzückt sieht sie in die hehre Welt des Schweigens. Ihre Gedanken ziehen wohl mit den Wolken. Dann verbringen wir auf hartem Lager die Nacht mit wenig Schlaf, die Reaktion nach hoher nervlicher Belastung.

Gegen Morgen döse ich ein. Aufregende Träume schütteln mich. Ein Haken reißt —, ich stürze! Mit jähem Ruck fahre ich hellwach in die Höhe. Endlich graut der Morgen. Wir wollen Tee kochen und suchen vergebens nach Wasser. Ausgedörft sind Kehlen und Zungen. Von quälendem Durst geplagt, müssen wir die geplante Überschreitung der Drei Könige aufgeben. Knapp unterm Ausstieg des Ostgratweges vom Dritten König schlagen wir einen Ringhaken, seilen uns auf der Stilluppseite ab und klettern dann gleichzeitig über begrünte Bänder zur 30 Meter hohen Abseilstelle oberhalb der Schneeschlucht.

Dort schweben wir über festen Granitfels zur Tiefe und stehen am oberen Rande der genannten Schlucht. Da entledigt sich die ungeduldige Gefährtin — trotz Warnung — des Seiles und betritt mit ihren glatten Kletterschuhen die Steilrinne. Und so straft der Berg ihren Leichtsinn! Während ich mich nach dem Seil bücke, ist sie weg. Ich sehe noch, wie Gisi lautlos zur Tiefe schießt, wie ihre in den Hartschnee gekralten Finger die rasende Fahrt zu bremsen trachten. Dann entrinnt sie meinen Blicken, und ich lausche erregt auf die Landung. Sekunden später vernehme ich den Aufprall im Geröll. Bestürzt gellt mein Ruf. „Nix ist gschehn!“ schallt's da herauf, obwohl's unglaublich klingt. Tot sein hätte sie können, zerschmettert am Ende der tollen 100-Meter-Fahrt. Glücklicherweise nur leicht verletzt, beklagt sie lediglich den Verlust ihrer Armbanduhr. Ich finde sie bald unversehrt im Schnee. Nach Anlegen eines Notverbandes steuern wir dann gestrotzt der Zaunalm zu.

Die Roßkopf-NO-Kante im Mörchnerkamm

Ein sonnigoldner Spätsommertag nach dem zweiten Weltkrieg. In reizvoller Kletterei turne ich mit dem alten Gefährten Simon auf den zackigen Kronen der Drei Könige herum. Da fesselt mich jenseits des Floitentales die grandiose, kühn geschwungene Kante östlich der Zsigmondyspitze. Wir wissen nicht, daß diese schon in den dreißiger Jahren von Peter Aschenbrenner und Kuno Baumgartner durchklettert worden war. Wir wissen nicht einmal ihren Namen, allein sie gefällt uns und weckt die Entdeckerlust. Sucht doch der wahre Bergsteiger mit Vorliebe einsame Ziele, ferne vom Strom der Massen.

Die Winterszeit verrann, da sah ich die Kante anlässlich eines Biwaks bei den Drei Königen wieder. Im scharfen Profillicht der sinkenden Sonne bot sie ihre Schroffheit und ihre Schwächen. Forschend glitt das Auge über senkrecht gestufte Aufschwünge, über glattwandige Verschneidungen mit überhängenden Abschlüssen. Seither kreiste mein Denken des öfteren um dies kühne verlockende Kletterziel. Da startete ich ein Jahr darauf mit Egon Tschernikel, dessen Können sich einst an schweren Dolomitenwänden erprobte, zur Kante. Wir zogen durchs Floitental zur letzten Alm, der Baumgartenalm, wo uns ein selbsterzeugter Schmarrn den nötigen Auftrieb verlich. Auf ging's ins sogenannte Sonntagsfeld, das sich unterhalb der Roßkopf- und Zsigmondywände weitet. Wahrlich kein Spaziergang ist's, denn schroff und pfadlos sind des Floitentales Klammern. Der gütige Senner wies den Weg. Nach etwa zweistündigem, steilstem Anstieg erreichen wir das Kar.

Plötzlich wird es im begrüneten Sonntagsfeld beim Bächlein drüben lebendig. Der Leitbock eines Gamsrudels hat uns entdeckt, unter dessen Pfiffen seine Herde nach allen Seiten stiebt und in Kürze neugierig verharrt. Beim markanten Felsblock unweit der Quelle bauen wir ein Freilager, das dank der Bemühungen Egons eine reichliche Graspolsterung erhält. Mangelnde Biwakausrüstung und die Morgenkälte treiben uns zeitig vom Lager. Nach Stärkung durch den vor schweren Kletterfahrten traditionellen Morgenschmarrn (ich nenne ihn Kaiserschmarrn, so er schwarz-gelb gerät), stapfen wir mit Seil und Eisen beladen in Richtung Zsigmondyspitze. Nach Überquerung des von der Feldscharte herabziehenden Geröllstromes stehen wir beim Einstieg. Eine breite, früh-sommers schneeerfüllte Rinne trennt die Kante im unteren Verlauf von ihrem Ausläufer, einem langen, scharfen Gratrücken, der nicht betreten wird. Jene am Ende der genannten Rinne fußende Kante entsendet nordwärts einen Ast, den wir — abweichend vom Weg der Erstbegeher — zum Aufstieg wählen. Beim Schuttwinkel am Ostrande des ersten schmalen Felsenriegels, neben der Rinne, steigen wir ein, verfolgen jene nur kurz und streben rechts aufwärts in die schneeerfüllte Nachbarrinne. Dann geht es über eine Wandstufe hinweg, in der Verschneidung unterhalb der gelben Abbrüche des erwähnten Kantentastes über Plattenrisse hinan. Nach zwei Seillängen queren wir nach rechts und erklimmen über senkrechte Risse und einen überhängenden Spalt hinweg die Nordostkante.

In prächtiger Plattenkletterei kann ich noch eine Seillänge vordringen. Da bin ich knapp unterhalb der vermutlichen Schlüsselstelle im untersten Kantenvorlauf — einem sperrenden Überhang — schweren Herzens zur Umkehr gezwungen. Freund Egon klagt über Beinschmerzen. Wir seilen uns ab und wählen zum Abstieg den schwer zu findenden Klammweg zur Bockachalm. Beinahe hätte es an den damals nur für Seiltänzer begehren Stegen des Floitenbaches ein unfreiwilliges Bad gegeben. Wir benützten beim Übersetzen des reißenden Gletscherbaches zur Balance einen Ast. Plötzlich entriß die Strömung Egons Stock, schon steht er wie ein Fragezeichen, doch geistesgegenwärtig niederknien, rettet er sich ins Trockene. Aber das Übersetzen von Bachstegen blieb Egons Schwäche, wie sich bald darauf im Karwendel erwies, wo er, vom Baum gleitend, samt „Stiefel und Sporn“ ein reichliches Sitzbad nahm.

Eine Woche später stehe ich abermals an der Kante. Diesmal mit zwei Gefährten: dem auf Urlaub weilenden Dr. Johannes Krejci aus Wien und dem jungen, bärenstarken Heim Wastl aus Brixlegg.

Eine Dreierseilschaft ist auf langer, schwerer Felsfahrt entschieden von Nachteil. Da wir aber ohnedies mit einer Beiwacht rechneten, spielte die benötigte Kletterzeit keine entscheidende Rolle. So stiegen wir erst am späten Vormittag ein. Die Geländekenntnisse nützend, betreten wir die Kante schon beim weißen Turm. Nach schwerer Kletterei komme ich mit Benützung eines faustbreiten Risses bis zum erwähnten Überhang und schlage dort einen großen Ringhaken. Ich überlege den Weiterweg. Zur Rechten glatte, ungangbare Wand, über mir ein nur durch schwerste Hakenarbeit zu bewältigender, dachartiger Überhang, und zur Linken die abweisende Kantenflanke als einzige Umgehungsmöglichkeit. Da entschließen wir uns für das Dach, und ich wechsele die Führung. Wastl sollte am Überhang seine Kräfte messen und sein Können beweisen. Nach längeren Versuchen vermag er zwei haltbare Haken zu schlagen. Schließlich steht er mit gespreizten Beinen wie ein Trapezkünstler in zwei Trittschlingen. Fieberhaft sucht er am Scheitel des Überhangs nach einem Griff und einer Hakenritze. Schwer ist sein Ringen, aber er läßt nicht locker. Endlich kann er den entscheidenden dritten Haken schlagen, ein kräftiger Zug, dann ist nach einstündiger Schweißarbeit die Schlüsselstelle überwunden. Das verdiente Lob, das wir ihm für seine Leistung zollen, wird allerdings bald durch eine Predigt gedämpft, als er durch das Seil einen Steinhagel inszeniert, der meine Nase trifft. Nach dem Treffer flüchtete ich fluchend an die Nordostkante, die wir nun auf Aschenbrenners Weg verfolgen. Schwere, schmale Risse weisen den Weiterweg, und Wastl übergibt mir wieder die Führung. Vereinzelt Haken schlagend, gewinnen wir rasch an Höhe. Am blockbesäten ersten Absatz genießen wir wohlverdiente Rast und Stärkung. Aus der Tiefe dringen frohe Jodler. Max Drexler †, ebenso flink und leistungsfähig im Klettern wie im Schmarnessen, hatte in Begleitung der erfolgreichen Haller Bergsteigerin Gisi Pervoulesko den ONO-Grat der Zsigmondyspitze bereits überwunden und wünschte uns schadenfroh gute Nacht. Das konnte unsern Vorwärtsdrang nicht erschüttern, bald ging's an den Weiterweg. Kühn türmt sich die Kante empor, aber an der glatten Verschneidung zur Rechten steht gangbarer Fels, wo zwei kurze Parallelrisse den Weiterweg weisen. Über Schutt und ein glattes Wandl streben wir mit Benützung des linken Risses zur Höhe. Da hemmt eine ganz glatte, links ziehende Verschneidung den Weiterweg, die ich mit zwei Haken überliste. Auf steigendem Quergang geht es am oberen Rande der glattwandigen Verschneidung vorbei. Gestuftes Fels und eine Folge von Rissen leiten nun rascher zur Höhe. Unter Überhängen verlassen wir die Risse durch einen Quergang nach rechts. Die folgende Seillänge führt über Blockwerk am zweiten Aufschwung vorbei. Länger als sonst warte ich sichernd auf Wastl. Endlich taucht er erregt aus der Tiefe. Hans ist beim Herausschlagen des Querganghakens gestürzt und leicht verletzt. Rasch verbinden Wastls kundige Hände die blutenden Finger des Gefährten, der bald, vom Schreck erholt und den Schmerz verbeißend, weiterklettert. Der Tag geht zur Neige. Nach Betreten der hohen, glatten Verschneidung

unterhalb des dritten Aufschwunges queren wir nach rechts heraus und errichten auf einem Vorsprung ein Plattenlager, das zur Not ein Nebeneinanderliegen zu dritt gestattet. Wastl holt seinen Primuskocher und das kleine Biwackpfandl hervor, ich die Äpfelküchl eigener Kochkunst aus der großen Proviantdose. Mit Butter aufgeröstet, gibt das ein förmlisches Festessen, dem nur der Wein fehlt. Bei Kerzenlicht beziehen wir das harte Freilager. Dichter Nebel dämpft die Kälte, so daß wir zeitweilig schlafen können. Als aber um Mitternacht einsetzender Wind Aufklärung bringt, ist's mit dem Schlaf vorbei. Nur mit einem alten Zeltblatt umhüllt, erwarten wir fröstelnd den Morgen. Mählich verblassen die Sterne, mählich wird es lichter. Da taucht die königliche Zsigmondyspitze aus dem Nachtdunkel! Sonnenaufgang! Wir stehen froh im Morgenrot und rüsten zum Aufbruch. Schnell das Frühstück bereitet. Heißen Kaffee mit den restlichen Äpfelkücheln soll es geben. Oh, wie freuen wir uns auf was Warmes! Doch mit des Geschickes Mächten . . . Schon hat Wastl den Kocher aktionsbereit aufgestellt, um ihn zu entflammen, da springt vom letzten Streichholz, das wir besitzen, das Köpfchen weg. Jetzt haben wir die Bescherung! Zum Trost spülen wir den Ärger mit dem restlichen Schnaps hinunter und pfeifen auf Feuerzeug und Zünder! Bald stehen wir seil- und eisenumgürtet startbereit. Der Weiterweg scheint nicht rosig, doch sollte er noch zu den interessantesten Kletterstellen zählen. Über uns der glatte, kaum übersteigbare Rand der großen Verschneidung, rechts ein feiner Riß, dessen Zugang durch lose, weit ausladende Blöcke versperrt ist. Kurz entschlossen entscheide ich mich für die Kante der Verschneidung, in der Hoffnung, dort einen Durchstieg zu finden. Leichter als erwartet, geht es in schöner Wandklettereieine Seillänge höher zum letzten Tritt. Da sehe ich frohlockend, daß der Weiterweg in der Verschneidung gangbar ist. Bald sitzt ein langer Ringhaken mit Holzkeil in einer Ritze, dann lassen wir uns in die Verschneidung hinab. Nach einer halben Seillänge gewinnen wir zur Linken einen geräumigen Standplatz an der Hauptkante, wo wir uns alle drei vereinen und einen Steinmann bauen. Ein mächtiger Überhang sperrt den Weiterweg. Vom Kar gesehen scheint hier ein Durchkommen unmöglich. Angenehm überrascht, können wir knapp unter dem Überhang ohne Schwierigkeiten nach rechts queren. In schöner, anregender Wand- und Rißklettereie erreichen wir nun den dritten Absatz. Nochmals bäumt sich die Kante auf, doch bieten ihre letzten 100 Meter keine erlesenen Schwierigkeiten.

Nach Durchkletterung eines fast senkrechten Risses betreten wir schließlich bei einem Schartl den Westgrat des Berges und stehen bald darauf am Steinmann des 3031 Meter hohen Roßkopf-Hauptgipfels.

Nach fröhlicher Rast scheiden wir in der Erkenntnis, daß sich die mächtige, 900 Meter hohe Roßkopfkante durch genußreiche, völlig freie Erkletterbarkeit auszeichnet. So zählt die Bergfahrt neben der Grundschartner- und Fußstein-Nordkante zu den großzügigsten und eindrucksvollsten Kantenwegen der Zillertaler Alpen.

Absturz am Floitenturm

Der Südgrat des Floitenturmes — in älteren Führern noch als äußerst schwierig bezeichnet — hat nach modernen Begriffen nur mehr Schwierigkeitsgrad IV, dennoch nahm vor Jahren eine Erkletterung ein jähes dramatisches Ende.

In flotter Klettereie waren wir am Südwestgrat zum weiten, die beiden Gipfel des Floitenturmes trennenden Spalt gekommen. Mit großem Spreizschritt stehe ich im Begriffe, jenen zu übersetzen und verharre dort, während Simon fotografiert. Wenige Meter trennen uns noch vom Ziele. Dann fasse ich Griff, um mich hinüberzuziehen. Die Wand ist morsch, die wenigen erreichbaren Griffe schlecht. Wenn sie nur einen leichten Druck vertragen! Ich probiere. Die Fingerspitzen der gestreckten Hände krallen sich fester — ein sachter Druck — da — ein berstender Krach, ich falle rücklings und stürze

samt einem kopfgroßen Stein in die Spalte. Acht Meter tiefer endet meines Lebens größter Sprung. Zusammengestaucht ringe ich im Spaltengrunde nach Luft. Erschüttert springt Simon herbei, umarmt mich, und seinem aus tiefstem Mitleid gerührten Herzen entringt sich mein Name. Es ist wie Balsam auf das Weh! Mein Freund, ich danke Dir, nie werde ich dies vergessen! Glücklicherweise sind die Verletzungen nur leicht, aber ich kann durch das angeschlagene Kreuz und den geprellten Fuß nicht stehen. Von Simon gesichert, muß ich nach kurzer Kletterei über den langen Steilrücken der Floitenseite wie ein Hund an der Leine auf allen viereh talwärts kriechen. Nur langsam kommen wir tiefer, es dunkelt schließlich, und nach stundenlanger Krabbelei müssen wir ober der Waldgrenze biwakieren. Zum Glück ist Wasser da, dann betten wir uns zwischen Blockwerk auf Almrosen. Das Liegen auf dem verletzten Rücken schmerzt scheußlich, obwohl Hose und Anorak die leidtragenderen Teile blieben.

Dann rücken wir im sanften Licht der Sterne zusammen und wollen schlafen, was die herbstliche Kühle der Nacht vereitelt. Leise summt Simon Berglieder aus längst verklungenen Tagen. Ich summe mit und gedenke gemeinsam verlebter, froher Stunden im Rofan. Vergessen sind für ein Weilchen Ach und Weh. Meine Erinnerung schweift zwei Jahrzehnte zurück, wo ich meinen Freund kennenlernte und sorglos mit ihm in die Berge zog. Doch der Krieg und seine Folgen schufen mir tiefes Leid, brachten schwere Verluste an Geld und Gut. Aber was sind verlorene irdische Güter gegen die Gesundheit? Ja, das Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke. Lange singen wir, erzählen und schauen den langsam wandernden Sternen nach. Senkrecht ober uns steht ein Meer von Lichtern, die Milchstraße. Endlich weicht die Nacht der Helle, und wir warten gespannt, bis der Gipfel der Zsigmondyspitze im rosigen Lichte steht.

Gestützt vom guten Freund, humple ich talwärts. Im Scheiden sehe ich nochmals zum Floitenturm — mit erhobener Faust, und gelobe, meinen Fuß noch auf seinen Scheitel zu setzen.

Am Jagdsteig des Fürsten Auersperg reicht mir Simon einen Ast, mit dessen Hilfe ich allein den steilen Pfad zum „Steinbock“ verfolge. Dann wallen wir nach Ginzling zu Simons BMW und sausen heimwärts. Zwei Jahre später löste ich meinen Schwur ein. Jenseits des Spaltes schlug ich einen Haken und kam dann glatt zur Spitze.

Mit dem Fünfziger am Buckel

Die 450 Meter hohe Ostwand des Roßkopf-Hauptgipfels im Mörchnerkamm blieb ein bis zum Spätsommer 1948 ungelöstes Problem. Peter Aschenbrenner, der als erster die Nordostkante des Berges beging, hielt einen idealen Durchstieg zum Gipfel für unmöglich und unterließ Versuche. Niemand wagte sich seither in diese abweisende Mauer, die an Glätte die Nordostwand der benachbarten Zsigmondyspitze übertrifft. Diese Lücke sollte geschlossen werden, obgleich nach dem Ausspruch des genannten Tiroler Landmannes eine ideale Führe mit direktem Ausstieg zum Gipfel undurchführbar ist.

Den Abschluß meiner Erstbegehungen sollte was Großes krönen, und so beschloß ich, „mit dem Fünfziger am Buckel“, die Lösung des Problems. Es fehlte nur ein junger, tüchtiger Gefährte. Da fand sich in dem Unterinntaler Kletterer Karl Siveri aus Häring der geeignete Mann, mit welchem ich's wagen konnte. Karl, ein Kriegskamerad und Seilgefährte Fritz Kaspars, war für meinen Plan begeistert.

Er enttäuschte nicht und konnte bald sein Können, sein verwegenes Draufgängertum unter Beweis stellen.

Am 11. September 1948 zogen wir aus und stiegen vom Floitental zur verfallenen Almhütte im Bichlkar. Dort richteten wir uns häuslich ein und konnten gleichzeitig das hundertjährige Jubiläum der verfallenen Hütte feiern, die nach einem vorgefundenen Balken im Jahre 1848 erbaut wurde. So gab's Apfelküchl mit Tee und Schnaps. Hei, wie

das mundete, und Karl sah interessiert zu, wie ich die Küch! goldgelb schmorte. Mit dem kleinen Biwakpfandl zog sich die Kocherei in die Länge, und als wir endlich satt waren, finsterte es. Aber das entdeckte Nachtlager, das tüchtige Innsbrucker Kletterer aus dem alpinen Klub „Karwendler“ in einer unter Felsblöcken entstandenen Höhle bereitet, stand gut mit Moos gepolstert, ohne Meldezettel beziehbar. Breite Läden lagen darin, und die niedere Höhle schloß eine Anzahl Bretter. Da ward's im Schlafsack bald zu schwül. Das erste warme Biwak meines Lebens! Aber das Einschlafen gelang erst allmählich, da Karl auf der schiefen Ebene immer wieder auf mich rutschte.

Als wir erwachten, lag Sonnenlicht auf den Gipfeln. Rasch ging's ans Kochen. Während ich Feuer machte, holte Karl Wasser aus winziger Quelle. Nach kräftigem Frühstück überschritten wir das Bichkar und wandten uns knapp unter der riesigen Roßkopfkante über Schutt und Geröll der Ostwand zu. Abweisend sieht sie aus. In Gipfelfalllinie zieht unten über ungangbaren, dachziegelartig geschuppten Platten eine Schlucht empor, die an mächtigen Überhängen endet. Den oberen Teil der Wand durchfurcht eine schneeerfüllte Parallelschlucht, die auf ein Köpfl führt. Darüber steht die glatte, senkrechte Wand, die unter dem Gipfelgrat auf breiter Front überhängend abschließt. Ein Durchkommen scheint hier schleierhaft und so gut wie ausgeschlossen. Kein Wunder daher, daß selbst der Himalaja-Peter von dieser Mauer abließ. Auch ich hielt ihre Ersteigung angesichts der Schlußwand kaum für möglich.

Silveri aber war trotz meiner Bedenken fürs Probieren. Sein Mut sollte zum Erfolg führen. Wir steigen ein.

Die eingangs erwähnte unnahbare Schlucht umgingen wir zunächst links, wo über der Nebenschlucht ein langer, fast senkrechter Riß zieht. Ober dem Bergschrund, dessen Überschreitung mühelos gelingt, machen wir uns kletterfertig, und Karl tritt in Führung.

Über den dunklen Granit erreichen wir die Nebenschlucht und verlassen sie beim Riß. Sehr schwierig verfolgen wir ihn fast drei Seillängen, um über die Rißkante rechts die Hauptschlucht zu gewinnen. Aber der erste Versuch mißlingt, denn wir sind zu hoch, müssen zurück und weiter unten probieren, wo ein Spalt ober einem Quarz-fleck zur Kante führt. Dort erwartet uns die erste, besonders schwierige Stelle.

Wenige Meter sind's bis zur Schlucht, aber die glatten Platten sind nur mit Haken begehbar. Karl löst die Aufgabe meisterhaft, und ich lobe sein Können. Dann stehen wir am Schluchtende unter Überhängen, welche wir überraschenderweise durch einen verborgenen Kamin unschwer rechts durchklettern können. Die Wand verliert nun an Steilheit, doch eine glatte Platte gibt mir tüchtig zu schaffen. Gegen die Wandmitte wechseln wir die Führung, steigen auf leichterem Fels meist gleichzeitig und erreichen von links her über ein Band die obere Schlucht, welche sich als schneeerfüllte Steilrinne entpuppt.

Glaubten wir hier — von unten gesehen — nun leichtes Spiel zu haben, sollten wir uns bald täuschen, denn der ausgeaperte Rand der Steilrinne erwies sich glatt und griffarm. Karl tritt wieder vor und ringt sich langsam höher. Seine Haken sitzen zwar schwach, haben nur moralischen Wert, doch stetig kommt er höher. Die Rinne verengt sich, führt über einen Überhang und endet an einem Köpfl. Jetzt stehen wir vor dem großen Fragezeichen der Wand. Zur Linken zieht über ein Band eine seichte, glatte Verschneidung, die — wenn auch besonders schwierig — gangbar erscheint. Aber die letzten Meter unterm Grat, wo alles überhängt? Wenn wir dort scheitern sollten, war alle Mühe vergebens, winkt uns ein 400 Meter hoher Rückzug und ein kaltes Biwak dazu. Durchkommen um jeden Preis ist daher unsere Parole, und Karl geht schneidig die 50 Meter hohe Schlußwand an. Meter um Meter ringt er sich, spärlich Haken schlagend, höher. Im Eifer hat er einen Karabiner falsch eingehängt und kann nicht weiter. Ich muß frei nachklettern, um die Sache zu ordnen. Dann bezieht er

einen dürftigen Hakenstand. Die Verschneidung ist derart glatt, daß ich Haken, die den einzigen Halt gewähren, steckenlassen muß. Nach Standplatzwechsel geht Karl den Rest der Schlußwand an. Außerst schwierig ist sein Beginnen, und nach Einschlagen des dritten Hakens tritt er an mauerglatte Wand zum Quergang an. Wie er auf Zug nach links strebt, läuft das Seil nur mit Gewalt durch die Karabiner, und Karl muß fast Übermenschliches leisten. Ich merke aus seinem Muskelspiel, seiner äußersten Konzentration, daß es jetzt um die Entscheidung geht, um Sekunden, die entscheidend sind über Leben und Tod, denn im Falle seines Sturzes werden uns die paar nicht tief genug sitzenden Haken kaum zu halten vermögen. Das ist das Risiko an schwersten Wänden, das übernommen werden muß, und im höchsten Einsatz über Leben oder Tod, über Sieg oder Niederlage entscheidet! — Doch das verwegene Spiel meines Freundes gelingt, er erreicht ein überdachtes Band, zieht mit Mühe genügend Seil ein und erklettert darauf den Grat. Nachkommend sehe ich erst, was Silveri geleistet, und bewundere sein hervorragendes Können, seine — trotz Seil Schwierigkeiten — unwahrscheinliche Leistung an dieser Sechserstelle. Aber am Quergang muß ich mich geschlagen geben, denn nach Aushängen des Karabiners, was am zu tief sitzenden Haken nur sehr schwer gelingt, hänge ich, tieferrutschend, frei am Seil und suche vergebens nach einem Halt. Wie jetzt höherkommen? Ein Aufziehen am dünnen, gespannten Seil ist unmöglich, und zur Mehlsacktechnik würde Karl Hilfe brauchen. Da komme ich auf die rettende Idee und lasse mir ein Stück Seil zuwerfen, das Karl um einen rasch eingeschlagenen Haken befestigt. Vom Gefährten unterstützt, ziehe ich mich nun hoch und komme gut über die Schlußwand. Ein kräftiger Jodler kündigt unsern schwer erkämpften Sieg. Zu höchster Zeit, knapp vor Einbruch der Nacht, ward nach über zehnstündiger Kletterei der Ausstieg errungen und damit eines der letzten Probleme in den Zillertalern gelöst.

Eilends steigen wir nun zur Berliner Hütte ab — allein mit Patschen, Seil und Eisen —, verfehlen noch zum Überfluß ober dem Schwarzsee den Steig und landen endlich gegen 10 Uhr nachts in der Hütte.

Wir futtern dort, was Platz hat, und trinken zur Feier des Tages noch einen Liter Roten. Dann legen wir uns, mit doppelter Bettschwere versehen, zur Ruhe.

Anderntags harrt unser ein harter Gang, müssen wir doch die Sachen vom Einstieg holen. Die steile Feldchartenrinne deckt noch tiefer Schnee, ihre Begehung mit Patschen ist heikel und zeitraubend.

Da leiht uns der gerade von der Zsigmondyspitze kommende Bergführer Franz Steindl in dankenswerter Weise seinen Pickel. Trotzdem benötigen wir Stunden, ehe wir ins Trockene kommen, opfern abseilend zwei Ringhaken und klettern dann zuweilen im ausgeaperten Schrund zwischen Fels und Eis hinab. Dann winden wir die ganz durchnässten Socken und Patschen aus, steigen zur Ostwand auf um das Zeug und hinunter ins Tal, wo wir erst in dunkler Nacht beim freundlichen „Steinbockwirt“ eintreffen.

Die Hirlatzhöhle und die Obere Brandgrabenhöhle

ERHARD FRITSCH

Lage

Am Fuß der steilen Nordabstürze des Hirlatz liegt eines der größten unterirdischen Höhlensysteme Österreichs. Die Hirlatzhöhle mit ihrem Trabanten, der Oberen Brandgrabenhöhle*. Kaum eineinhalb bis zwei Stunden von Hallstatt entfernt öffnet sich oberhalb des Simony-Denkmales im Echerntal in 713 Meter Seehöhe der schmale Einstieg zur Oberen Brandgrabenhöhle und rund 150 Meter höher, in 866 Meter Höhe, das Portal der Hirlatzhöhle.

20 Jahre Erschließungsarbeit in der Hirlatzhöhle

20 Jahre Forschung haben die Hirlatzhöhle zur derzeit achtlängsten Höhle Österreichs gemacht. Die Versuche reichen zwar schon in das Jahr 1927 zurück, als *Karl Mitterhauser*, *Johann Höll* und *Hias Kirchschrager* mittels Steigbaumes das damals noch Brandloch benannte Eingangsportal erstmals erkletterten. Nach 20 Metern verhinderte aber ein Siphon jegliches weitere Vordringen. Erst am 9. Juli 1949 wurde der Versuch von Mitgliedern der Sektion Hallstatt des Landesvereins für Höhlenkunde in Oberösterreich wiederholt. Der Erfolg war aber ebenso negativ wie vor 22 Jahren. Als im Spätherbst desselben Jahres die mühevoll errichtete Steiganlage zum Eingang abgebaut werden sollte, war das Wasser gänzlich unerwartet verschwunden: den Mitgliedern obiger Sektion *Karl Pilz*, *Franz Vockenhuber* und *Georg Ladner* eröffnete sich am 26. November 1949 ein breiter aber nur ganz niedriger Durchschluß ins Bergesinnere. Ein unheimlich starker Luftstrom brauste den überraschten Forschern entgegen und verlöschte sofort ihre einzige Lampe. In völliger Dunkelheit wagte Pilz den Vorstoß und konnte schon nach 15 Metern in der ersten Halle (heute „Jausenhalle“ benannt) das Licht wieder entzünden. Anschließend drangen die Erstbefahrer noch rund 300 Meter bis zur Lehmhalle (heute „Karl-Pilz-Halle“) vor. Das ganze Unternehmen dauerte neun Stunden.

Bald danach, am 3. Dezember 1949, drangen sieben Mann der Sektion Hallstatt rund 1000 Meter im Berg vor (bis zum Abstieg im „Gotischen Gang“). Die Fahrt dauerte 14 Stunden, Materialmangel zwang die Forscher zur Umkehr.

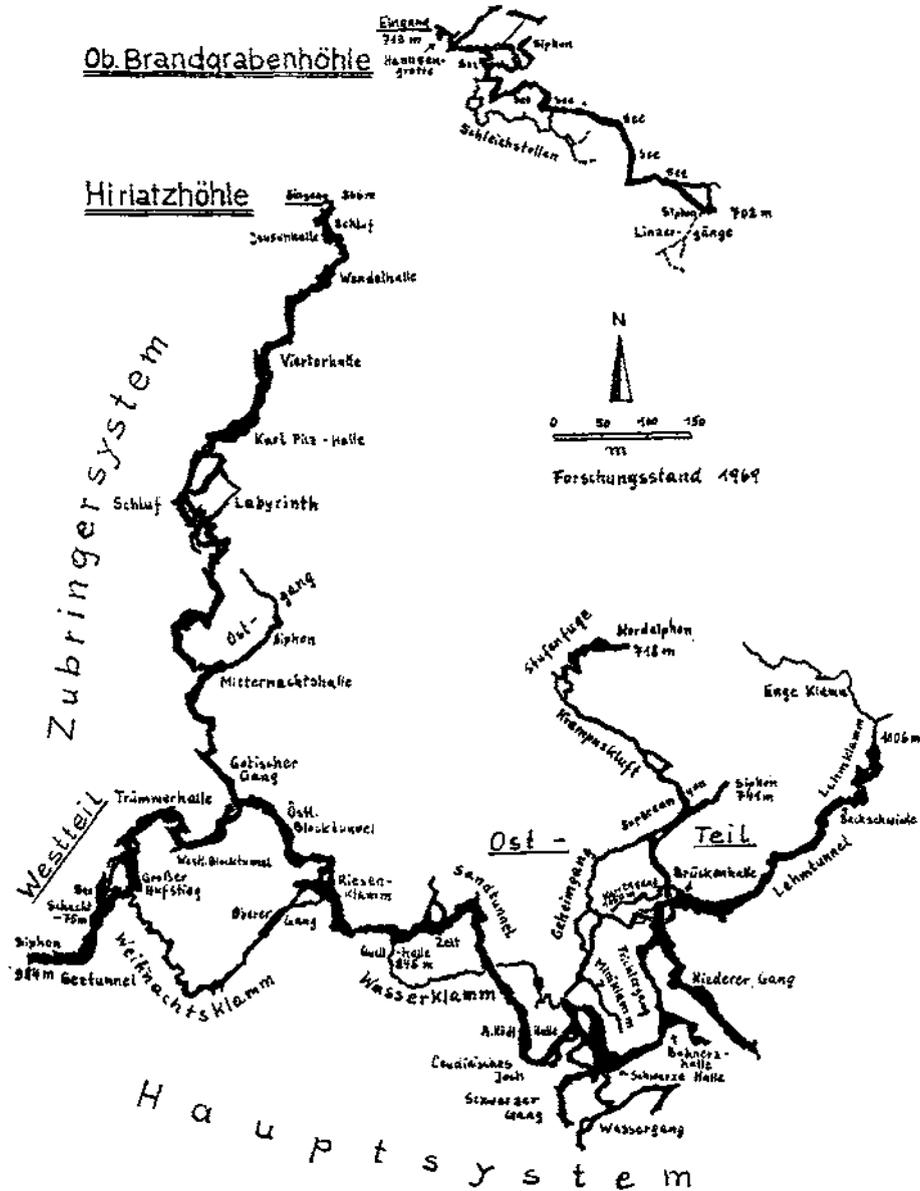
Vom 16. bis 17. Dezember 1950 fand der nächste Vorstoß statt. Vom Umkehrpunkt 1949 gelangten sie nach dreimaligem jeweils rund zehn Meter hohem Leiternabstieg auf die Sohle eines mächtigen Tunnels, der sich in zwei Richtungen fortsetzte (Hauptsystem). Im Westteil gelangten die Forscher noch ca. 100 Meter weit bis zum Versturz in der „Trümmerhalle“, im Ostteil bis in die Nähe der „Riesenkamm“. Übermüdung und Karbidmangel erzwangen schließlich die 23stündige Erkundung abzubrechen.

Die vierte Forschungsfahrt wurde vom 5. bis 6. Jänner 1951 unternommen.

Vom Eingang weg waren die ersten rund 200 Meter stark vereist, und schwächere Vereisung reichte noch bis rund 400 Meter weit in den Berg hinein („Schluflyabyrinth“). Mehr als 1500 Meter lang war nun schon der Anmarsch bis zur Umkehrstelle vom

* Sämtliche Daten nach dem Stand der Erforschung 31. Dezember 1969.

Dezember 1950. Vorbei am See in der „Riesenkamm“ gelangte man zu einem schwierigen 14 Meter hohen Aufstieg über labile Blöcke (heute gesicherte Querung ohne Aufstieg) und erreichte eine ansteigende, 920 Meter lange Tunnelstrecke mit zum Teil mächtigen Sandablagerungen („Sandtunnel“). Der Vorstoß endete unterhalb des Auf-



stieges zum „Trichtergang“, mehr als zwei Kilometer vom Eingang entfernt, und dauerte volle 24 Stunden. Bei dieser Fahrt begann ein Vermessungstrupp unter Führung von Dipl.-Ing. *Othmar Schaubberger* mit den ersten Vermessungen.

Da die Forschungen immer gewaltigere Anforderungen stellten, besuchten vom 3. bis 4. März 1951, auf Einladung der Sektion Hallstatt, Mitglieder des Landesver-

eines für Höhlenkunde in Linz die Hirlatzhöhle. Gemeinsam mit den Wegbereitern ging man nun an die weiteren Unternehmungen heran. Auf dem Rückmarsch zum Eingang wurde erstmals die „Obere Etage“ des „Schluflyabyrinthes“ durch Aufstellen einer langen Holzleiter erreicht.

Bald darauf, vom 25. bis 26. März 1951, versuchte man die 15 bis 20 Meter hohe, stellenweise überhängende Wand oberhalb des Versturzes in der „Trümmerhalle“ (Westteil) zu überwinden. Durch einen Riß und mittels einer ausgesetzten Querung gelang es, bis knapp unter die sichtbare Gangfortsetzung zu kommen. Ein glatter Wulst aber vereitelte jedes weitere Höherkommen. Nach 18 Stunden wurde die Fahrt vorerst abgebrochen.

Vom 27. bis 29. Dezember 1951 waren Hallstätter Forscher bei extremer Kletterei in der Wand tätig, der Aufstieg gelang, und man erreichte den mit Flußgeschiebe erfüllten „Grauen Gang“, der nach 70 bis 80 Metern zu einem Versturz führte. Hinter diesem kamen die Unentwegten auf den Grund eines gigantischen Domes, der „Schachthalle“.

Von 1952 bis 1954 war es dann etwas ruhiger in der Hirlatzhöhle. Immerhin wurden wie schon vorher zwischen den angeführten Hauptvorstößen die bereits bekannten Strecken leichter begehbar gemacht und mit Drahtseilen, Holz- und Eisenleitern so weit gesichert, daß jeder Geübte bis weit hinein vordringen konnte. Ohne diese Wegbauten und Sicherungsarbeiten wäre eine weitere Forschung wegen des langen Anmarsches ohnehin nicht mehr denkbar gewesen. 1953 wurde das letzte Bollwerk im Ostteil, der Aufstieg zum „Trichtergang“, bzwungen.

Erst vom 6. bis 9. Jänner 1955 startete neuerlich eine große Expedition in den Westteil der Höhle. In der 1951 entdeckten „Schachthalle“ ging man daran, den fast 60 Meter hohen Aufstieg zu erklettern. Tatsächlich gelang es, zwei Drittel der Wand zu bezwingen. Die ganze Fahrt dauerte rund 70 Stunden.

Vom 22. bis 23. Jänner 1955 marschierte eine Gruppe in fünfeinhalb Stunden zum Biwak im „Grauen Gang“. Nach weiterer fünfständiger, schwieriger und gefährlicher Arbeit lag der Rest des „Schachthallen“-Aufstieges hinter den unermüdlichen Forschern. Am Samstag, 22. Jänner 1955, um 18 Uhr war die „Westliche Schwarze Halle“ erreicht. Aber schon nach kaum 40 Metern standen sie vor einer neuen Schwierigkeit. Die Hoffnung auf leichteres Gelände wurde durch einen mehr als 70 Meter tiefen Schacht, der den ganzen Gang seiner Breite nach sperrte, zunichte gemacht. Verbissen kämpften sich die Männer an seiner linken Seite über abschüssige, lehmüberzogene, brüchige Platten. Auch diese Querung gelang und wurde gleich mit Drahtseilen gesichert. Nach 32 Stunden Höhlenaufenthalt gelangte schließlich die Mannschaft wieder wohlbehalten ans Tageslicht.

5. bis 6. März 1955: Wieder ist der Westteil Ziel einer Forschungsfahrt. Nach dem Quergang folgte ein 15 Meter tiefer, senkrechter Abstieg — ein Kinderspiel gegen das Vorhergegangene — und man erreichte einen ca. 30 Grad fallenden, leicht begehbaren Gang, den „Seetunnel“. Ein Siphon setzte dem Forscherdrang nach kurzem Vorwärtstürmen ein jähes Ende.

Im Herbst 1955 wurde an der Eingangsschwelle beim Portal ein größeres Felsstück abgesprengt. Dadurch sollte die Steiganlage — da sie nun etwas tiefer in eine Rinne zu liegen kam — vor Steinschlägen und Lawinen geschützt werden. Das Absprengen der Siphondecke hinter dem Eingang wurde nach kurzen Versuchen aufgegeben.

Vom 6. bis 8. Jänner 1956 war der Ostteil endlich wieder Ziel der Forschungen: Man wollte soweit wie nur möglich vordringen, was auch gelang. Vorbei an einigen Abzweigungen, durch den „Lehmtunnel“ und vorbei an zwei Bachschwinden, gelangte man zur „Engen Klamm“, die auch heute noch das Ende der Höhle in diesem Teil darstellt. Allein die Vermessung der überaus engen und nassen „Lehmklamm“ dauerte zwölf Stunden und wurde durch Dipl.-Ing. O. Schaubberger durchgeführt. Die Erkundung von Abzweigungen im Bereich „Brückenhalle“ ergänzte das Forschungsergebnis.

Zu Weihnachten 1956, vom 27. bis 30. Dezember, fanden Vermessungen im „Seetunnel“ (Westteil) und im „Sandtunnel“ (Ostteil) statt. Im Westteil wurde der am Grunde des 76-Meter-Schachtes befindliche „Schachtsee“ durch einen Gang von der „Schachthalle“ aus und durch 18 Meter Leiternabstieg erreicht. Dauer des ganzen Einsatzes: ca. 70 Stunden.

Im Februar und März 1957 versuchte man wieder einmal, dem Eingangssiphon zu Leibe zu rücken. Rohre wurden verlegt, um endlich einen Wasserabfluß zu bilden. Aber der Erfolg blieb gering.

Am 3. und 4. Juli 1957 fand die erste Allein- und zugleich Sommerbegehung statt. Otto Kerschbaumayer machte dabei die Entdeckung, daß das Hauptsystem von der „Trümmerhalle“ her bis zum „Klammsee“ zeitweise von einem Bach durchflossen wird. Ende August machten Vereinskameraden die gleiche Beobachtung, die vorher zum Teil angezweifelt worden war.

4. bis 6. Jänner 1958: Vermessungen im Ostteil (Karrengang, Kulissengang u. a.), während die beiden Linzer Forscher Kai und Hofreither nach Erklammerung der 19 Meter hohen, glatten und zum Teil überhängenden Wand oberhalb des „Klammsees“ in der „Riesenklamm“ den „oberen Gang“ erreichen. Ein zweiter, wesentlich höherer Aufstieg zwang sie aber nach 140 Metern zur Umkehr.

Exkursionen wurden in der Folge immer öfter unternommen, zum Teil auch mit ausländischen Forschergruppen. Nur die eigentliche große Forschungsarbeit schien aber allmählich zu stagnieren. Gab es nichts mehr zu entdecken? Keineswegs!

Trotzdem, erst vom 5. bis 6. Jänner 1963 begab sich wieder eine größere Forschergruppe in die Hirlatzhöhle. Das Ziel der jungen Nachwuchsforscher war jener Wasserlauf, der, aus der „Riesenklamm“ kommend, in der „Quellhalle“ in einem engen Canon verschwindet: Wir drangen mit Hilfe eines Schlauchbootes bis zum vierten See vor. Gleichzeitig konnte fast die ganze Strecke vermessen werden.

Vom 26. bis 28. Dezember 1963 rückten wir der Fortsetzung der im Jänner erforschten „Wasserklamm“ zu Leibe. Der Wasserlauf wurde bis zu seinem Ende begangen und bei einem Siphon der tiefste Punkt der Hirlatzhöhle erreicht (später Nordsiphon benannt). Ein Großteil der Gänge wurde vermessen, doch zwangen Zeit- und Karbidmangel sowie Übermüdung schließlich zur Rückkehr ins Zeltbiwak im „Sandtunnel“. Auf dem Rückweg wurde noch dem „Ostgang“, der von der „Mitternachtshalle“ abzweigt, ein Besuch abgestattet und der dort befindliche Siphon kurzerhand durchtaucht. 82 Meter wurden dahinter vermessen, dann zwang uns die Kälte zur Umkehr, 51 Stunden dauerte der ganze Höhlenaufenthalt.

Die nächste große Forschungsfahrt galt ebenfalls wieder einem Wasserlauf. Im Westteil entspringt auf dem Grunde des riesigen Schachtes ein Bach, dessen Verlauf vom 26. bis 27. Dezember 1964 erforscht wurde: Neun Personen waren bei der Erkundung und gleichzeitigen Vermessung der „Weihnachtsklamm“ beteiligt. Da kein Schlauchboot zur Hand war, mußten alle Seen umklettert bzw. durchwatet werden. Zur Überraschung aller war damit eine Verbindung zum Bachlauf in der „Riesenklamm“ (Oberer Gang) hergestellt.

Erst am 25. November 1967 wurde schließlich die schon seit mehr als 15 Jahren fällige Sprengung im Eingangssiphon durchgeführt. Auf einer Länge von sieben Metern wurde die Decke abgesprengt und so die Gangsohle um mehr als einen halben Meter höhergelegt. Der hinderliche Siphon war damit — spät, aber doch — besiegt!

Fünf Jahre nach der letzten großen Vermessungsfahrt vom 6. bis 8. Dezember 1969 konnte die Hirlatzhöhle wieder einen großen Zuwachs verzeichnen. Im Bereich der „Wasserklamm“ wurden von drei Linzer Forschern 753 Meter vermessen. Die „Miniklamm“, die den Bach aus der Wasserklamm aufnimmt (Siphon), und die 1963 erstmals begangene Strecke „Rasthalle“—„Nordsiphon“ (jetzt Krampuskluft benannt) wurden einschließlich einer wichtigen Neuentdeckung („Geheimgang“) zu Papier gebracht. Die

Umgebung des „Spiegelsees“ bzw. des darauf folgenden Leiternabstieges durch den entdeckten „Geheimgang“ ergibt einen wesentlich günstigeren Anmarschweg in die tiefsten Regionen als bisher.

Zusammenfassung

Mehr als einen Kilometer weit reichen die Gänge der Hirlatzhöhle in das Massiv des Dachsteins hinein, und bis zu 1200 Meter Felsüberdeckung lasten an manchen Stellen über den gewaltigen Gewölben. Zwei große Abschnitte lassen sich sofort im Grundrißplan erkennen: Das annähernd Nord—Süd verlaufende „Zugangssystem“ (Zubringer) und das im großen und ganzen West—Ost gerichtete „Hauptsystem“. Das letztere läßt sich in den West- und den Ostteil trennen, wobei der Ostteil die wesentlich größere Ausdehnung besitzt. Verbunden werden beide durch einen 800 Meter langen Wasserlauf, der in die tiefsten Höhlenteile, die unterhalb des Ostteiles gelegen sind, überleitet. Der höchste vermessene Punkt befindet sich im Karrengang (1050 Meter Seehöhe) und der tiefste beim Nordsiphon in 718 Meter Seehöhe. Daraus ergibt sich ein Gesamthöhenunterschied von 332 Metern (plus 184 und minus 148 Meter). Die Gesamtlänge mit Stand vom Dezember 1969 beträgt 7761 Meter. Auch können nun endlich genaue Zahlen über die Entfernung zur Brandgrabenhöhle und über ihre Höhendifferenz zueinander angegeben werden. Fünf Jahre hindurch waren nur Vermutungen möglich. 450 Meter sind die beiden Höhlen noch entfernt, wobei die am nächsten zueinander liegenden Punkte nur mehr 16 Meter Höhenunterschied aufweisen (Obere Brandgrabenhöhle — „Endsiphon“ bzw. „Linzergänge“ 702 Meter, Hirlatzhöhle „Nordsiphon“ 718 Meter Seehöhe). Es wurde schon länger angenommen, daß die Brandgrabenhöhle einen Teil ihrer Hochwässer von der Hirlatzhöhle erhält. Durch unsere letzten Vermessungsergebnisse wurden diese Vermutung nur noch bestärkt.

Das Rückstauwasser aus der „Wasserklamm“ der Hirlatzhöhle (die Miniklamm als deren Abfluß dürfte einem wirklich großen Wasserandrang sicher nicht lange gewachsen sein), und verschiedene andere im Winter harmlose oder versiegte Gerinne, die sich in den tiefsten Höhlenabschnitten zur Zeit der Schneeschmelze sammeln, sind sicherlich in der Lage, der Brandgrabenhöhle einen nicht unbeträchtlichen Wasseranteil zu liefern. Diese wird deshalb auch zum Abschluß dieses Beitrages noch eingehend behandelt.

Manches hat sich seit den ersten Forschungen verändert. Die einst halsbrecherische Steiganlage zum Eingang ist einer soliden Eisenleiter gewichen. Vom Eingangssiphon ist nichts mehr übrig, und nur das Brausen der Wetterführung erinnert noch an seine früher oft fast unmögliche Überwindung. Eines aber ist geblieben: Die „Jausenhalle“ ist nach wie vor der große Umkleideraum, denn besonders im Winter, wenn draußen meterhoher Schnee liegt, ist es der erste einigermaßen geschützte Ort. Geblieben ist auch die prachtvolle winterliche Vereisung der Wendelgänge. Pünktlich im Dezember wächst das Eis mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit heran. Innerhalb einer Woche wird aus feuchten Felsplatten ein spiegelndes Eisparkett, verbrämt mit Eisvorhängen und prächtigen Säulen. Etwa 400 Meter weit, bis in „Schluf labyrinth“, reichen einzelne Eisbildungen und gefrorener Lehm Boden ins Bergesinnere. Kaum zu glauben, daß in dieser kältestarrenden Umgebung auch tierisches Leben existieren kann. Im Dezember 1969 fanden wir in der „Karl-Pilz-Halle“ einen lebenden Weberknecht. Wahrlich ein harter Bursche!

Von jungen Hallstätter Forschern wurden in letzter Zeit die Weganlagen vor dem gänzlichen Verfall bewahrt und auch ein versperrbares Gittertor angebracht, um unkontrollierte Begehungen zu vermeiden und somit Unfälle zu verhindern. Trotzdem sind viele Leitern nur mehr beschränkt benützlich, und auch viele Seilsicherungen sind schadhafte geworden. Bei einzelnen Forschungsaktionen konnten sogar noch Erfolge verbucht werden, wie z. B. im „Schwarzen Gang“, wo nach schwieriger Kletterei ein

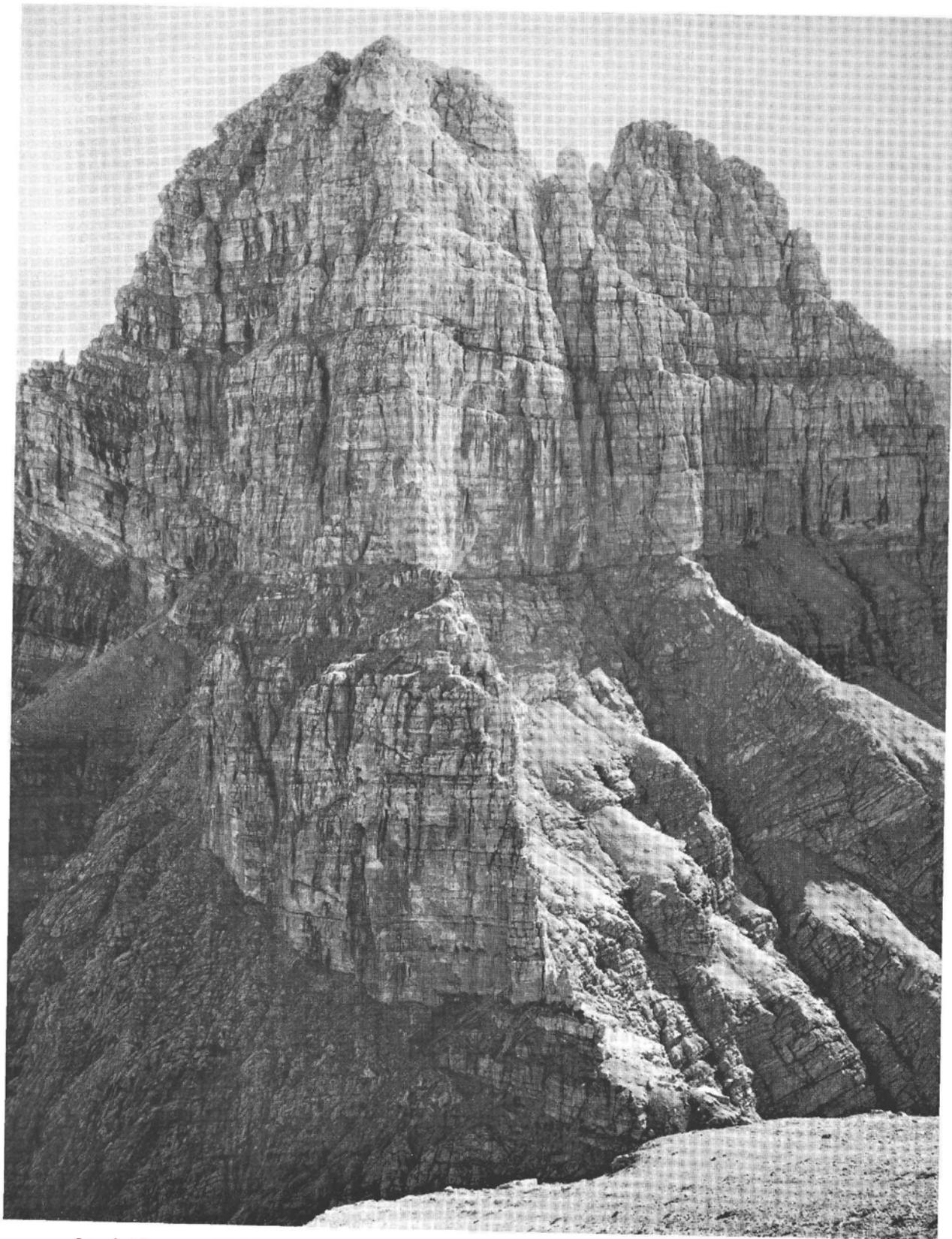


Lugauer vom Krautgartengraben, Schattengrenze (III); Nordgrat (Licht-Schatten-Grenze) (III); links Ostgrat (IV). Phot. Hermann Scharfetter, Leoben-Seegraben

Tafel XI

Schneealpe. Blick vom Windberg in den Kleinbodengraben. Phot. Karl Kolar, Wien





Sass de Mura vom Gipfel des Piz de Mez
Phot. Franz Hauleitner, Wien

Tafel XII

riesiger Schlot entdeckt wurde. Die Vermessung dieser Strecke steht allerdings noch aus. Wie man daraus erkennen kann, ist eine Höhle diesen Ausmaßes eigentlich nie „fertig erforscht“. Auch jetzt gibt es noch viele Ansatzpunkte, z. B. den „Karrengang“ im Ostteil bzw. überhaupt das Gebiet um die „Brückenhalle“, denn hier verschwindet der Luftzug in höhere Regionen. Er wird der Wegweiser sein zu weiteren Entdeckungen!

Da es in diesem Rahmen unmöglich ist, eine genaue Raumbeschreibung zu geben, seien in der Folge zwei Erlebnisberichte aus dem Westteil angeführt. Sie bringen wohl am deutlichsten zum Ausdruck, was einen Höhlenforscher alles erwartet.

Ein Besuch im Westteil

30. bis 31. Dezember 1961: Zu dritt wandern wir durch den „Westlichen Blocktunnel“, vorbei an der herrlichen Karrenwand der „Steinernen Orgel“ bis zum großen Versturz. Über hausgroße Felstrümmer muß man steil, meist nahe der rechten Gangbegrenzung, höherklettern. Nach fast 25 Metern Aufstieg stehen wir in der „Trümmerhalle“, die ihrem Namen alle Ehre macht. Ein gigantisches Chaos aus Felsblöcken empfängt uns. Schon von weitem sehen wir die auf 18 Meter völlig frei hängende Leiter, die zum „Grauen Gang“ hinaufführt. Schnell ist die solide, von Hallstätter Forschern gebaute Leiter erklommen und das Biwak im „Grauen Gang“ erreicht. Aber nur kurz verweilen wir hier. Der Weiterweg lockt! Neuerlich stellt sich ein Versturz in den Weg, aber auch dieser ist bald unter einigen wenig Vertrauen erweckenden Blöcken hindurch überlistet. Wir stehen auf dem Grunde der gewaltigen, mehr als 60 Meter hohen „Schachthalle“. „Da soll's hinaufgehen?“ fragen wir gleichzeitig und blicken uns vorerst etwas ratlos an. Schließlich entdecken wir eine Rinne, in der man leicht höherkommen kann. Wo sie sehr steil wird, erleichtert eine dünne Drahtseilleiter das Höherkommen. Nach 15 Metern Aufstieg ist eine Terrasse erreicht. Der nun folgende Anblick läßt uns den Atem stocken: Nahezu 40 Meter geht es fast senkrecht höher, kaum daß wir im schwachen Licht der Karbidlampe das Ende des Aufstieges ahnen können.

Der dritte Mann bleibt freiwillig zurück; er ist ein Höhlenneuling und meint, er müsse nicht gleich bei der ersten Fahrt verunglücken! Wir versprechen ihm, in zwei bis drei Stunden wieder zurück zu sein, und er macht es sich in einer Nische gemütlich.

Es ist schon nicht ganz einfach, überhaupt die erste Leitersprosse zu erreichen. Beim letzten Auswechseln scheint diese etwas zu kurz geraten zu sein. Doch dann geht's unaufhörlich höher. Hoffentlich ist die Leiternbefestigung noch einwandfrei, schießt es mir durch den Kopf, als einige von Schimmel überwucherte Sprossen auftauchen. Mitten drin hängt eine ganz normale Einsatzleiter, die schon recht ramponiert aussieht, die eine oder andere Holzsprosse hat schon sehr unter der Feuchtigkeit gelitten. „Seil aus“, tönt es plötzlich von unten. In einer Felsnische neben der Leiter steckt ein Haken. Hier kann ich den Freund nachkommen lassen, denn doppeltes Gewicht wollen wir auf der Leiter vermeiden. Zu dumm, daß wir nur ein 30-Meter-Seil haben!

Während Sepp nachkommt, habe ich endlich Zeit, auf die Felsterrasse, wo der dritte Kamerad zurückgeblieben ist, hinabzublicken. Nur mehr als kleines, helles Pünktchen ist sein Licht zu sehen.

Sepp steigt gleich weiter, und nach wenigen Metern hat er die „Westliche Schwarze Halle“ erreicht. Erleichtert klingt sein „Nachkommen!“, und schnell bin ich bei ihm oben. Einige Minuten bleiben wir am Rande der „Schachthalle“ sitzen und blicken in die gähnende Finsternis, aus der wir gekommen sind, hinunter. Alle Achtung vor den Ersten, die sich hier in der ewigen Nacht in tagelanger, mühsamer und gefährlicher Arbeit über lehmverschmierte Felsen heraufgearbeitet haben! Eine bewunderswerte Leistung.

Wir machen uns wieder auf den Weg, doch schon nach 30 Metern stehen wir vor

einem mehr als 70 Meter tiefen Schacht, der den Gang in seiner ganzen Breite versperrt. Über brüchige, lehmverkrustete, schwarze Felsen queren wir die linke Schachtwand. Drahtseilsicherungen geben moralischen Halt. Kaum ist die Querung (1020 Meter Seehöhe) zu Ende, führt eine Drahtseilleiter 14 Meter senkrecht hinunter in den Seetunnel. Auch ihre Sprossen sind bereits von dicken Schimmelpilzkolonien überwuchert und mahnen zur Vorsicht. Vom Ende der Leiter führt der Seetunnel leicht begehbar abwärts bis zu einem noch ca. 100 Meter entfernten Siphonsee. Man muß schon genau hinsehen, um nicht unvermittelt im Wasser zu stehen, so trügerisch ist das klare, völlig unbewegte Wasser. Das Ende des Westteiles ist erreicht (984 Meter Seehöhe).

Was werden hier die Erstbegeher wohl gedacht haben? Tagelange Mühen und dann ein so plötzliches Ende! Wird es hinter dem Siphon weitergehen? Sicherlich ist eine Fortsetzung vorhanden, doch wer findet sich bereit, nach stundenlangem Anmarsch hier zu tauchen? Oder waren sie froh, endlich am Ende der schwierigen Forschung zu sein? Nachdenklich machen wir uns wieder auf den Rückweg, steigen die 14-Meter-Leiter hinauf und queren wieder in ausgesetzter Wand. Bald liegt auch die lange Leiter des „Großen Aufstieges“ hinter uns und — wieder zu dritt — schlürfen wir heißen Tee im Biwak.

Weihnachtsvergnügen

Drei Jahre später sind wir wieder im Westteil. Diesmal ist es keine Exkursion, sondern eine Forschungs- und Vermessungsfahrt. Wir brauchen aber nur mehr bis zum Grund der Schachthalle. Von dort steigen wir nach rechts über eine glatte Wand zu einer kleinen Gangöffnung empor. Nach 30 Metern erfordert ein Abbruch den Einsatz von 20 Metern Drahtseilleitern. Dann ist der Grund jenes riesigen Schachtes, den wir vor Jahren hoch oben zum „Seetunnel“ hin gequert hatten, erreicht. Ein See befindet sich am Grund, und ein munteres Bächlein verschwindet in einer schmalen Klamm. Bis zu einem ca. fünf Meter hohen Abbruch wurde dieses Stück bereits vor Jahren begangen und auch vermessen. Aber hier beginnt Neuland. Kaum haben wir den Wasserfall mit einer Leiter überwunden, stehen wir schon vor dem ersten Hindernis: Ein tiefer wassergefüllter Kolk mit allseits glatten Wänden sperrt den Weiterweg. Wir haben kein Schlauchboot mit, da wir diese zusätzliche Last nicht mehr schleppen konnten. Kaum bei einer Höhlenfahrt gibt es zuviele Teilnehmer, jedenfalls dann nicht, wenn es in schwieriges Gelände geht und eine umfangreiche Ausrüstung zu tragen ist. Extreme Höhlenforschung ist eben nicht jedermanns Sache. Leider und Gott sei Dank zugleich!

Verzweifelt bemühen wir uns, die glatte Wand oberhalb des Wassertümpels an der linken Seite zu überlisten. Soll die Fahrt schon nach wenigen Metern wegen eines fehlenden Bootes scheitern? Nach vielen Versuchen gelingt es Ernst, einem jungen Hallstätter, die andere Seite des Teiches zu erreichen. Hier ist die Klamm schmaler und kann durch Stemmen und spreizen oberhalb des Wassers überwunden werden. Ein Seil wird gespannt, und wir folgen am laufenden Karabiner nach. Wasserrauschen läßt nichts Gutes ahnen, und wirklich: schon nach wenigen Metern ein neuerlicher Aufenthalt. Es gilt, einen Abbruch zu bezwingen, über den das Wasser hinabstürzt. Nur wenige Meter hoch, aber eine feuchte Angelegenheit, und darunter gleich wieder ein Wassertümpel. Wir wollen uns die letzte noch zur Verfügung stehende Leiter für eventuelle spätere Abstiege sparen und versuchen den Abbruch hinabzuklettern. Ein Riß ermöglicht dies auch. In extremster Spreizstellung geht's, knapp an einem Bad vorbei, über den Wassertümpel. Endlich wird es gemütlicher. Gemächlich plätschert das Bächlein den Gang hinunter, und wir kommen schnell vorwärts. Einige kleine Wasseransammlungen können leicht umklettert oder überspreizt werden.

Allzulange aber dauert das Vorwärtstürmen nicht. Hinter einem Gangknick taucht plötzlich ein größerer Teich auf. Den können wir nicht umklettern, und ohne Schlauch-

boot? Fluchend lassen wir uns zunächst zu einer wohlverdienten Rast nieder. Nach einigem Hin und Her beginne ich Schuhe und Strümpfe auszuziehen und stülpe den Overall bis über die Knie hinauf. Höllisch kalt ist das Wasser und unheimlich rutschig der abschüssige Untergrund. Vor mir senkt sich die Gangdecke auf etwa 60 bis 70 Zentimeter über den Wasserspiegel. Ein kalter Wind bläst aus der Engstelle heraus, und hinter einem kaum 50 Zentimeter breiten Felsrücken wird ein zweiter See sichtbar. Er ist auch am Rand mehr als knietief, und ich muß zurück. Ich kann die Heiterkeit der gespannt wartenden Freunde verstehen, als ich zum zweitenmal, nur mehr mit Hemd, Unterhose und Helm mit Stirnlampe „bekleidet“, ins Wasser steige. Ein sicherlich köstlicher Anblick! Aber diesmal klappt es: Barfuß geht es noch 60 Meter hinter dem zweiten See weiter bis zu einem ca. 45 Meter hohen Steilabbruch, der, wie die darauffolgende Vermessung bewies, in den „Oberen Gang“ oberhalb der „Riesenkluft“ abstürzt.

Unsere Vermutung, daß das Wasser unten in der „Riesenkluft“ bzw. bei der „Quellhalle“ aus dem Westteil kommt, hatte sich bewahrheitet. Somit war uns der Nachweis eines ca. 800 Meter langen aktiven Gerinnes in der Hirlatzhöhle geglückt.

Nach fast halbstündiger Erkundung erreiche ich schließlich zähneklappernd wieder die „Wartehalle“, wo die Kameraden, ebenfalls schon leicht fröstelnd, meiner Rückkehr harren. Nur mehr durch Einsatz meiner ganzen Überredungskunst gelingt es dann noch, die Vermessung dieses soeben erkundeten Teiles durchzuführen. Wolfgang, ein junger Trauner, meldete sich freiwillig zu diesem Kommando „Eisbär“. Wir packen nun selbstverständlich Schuhe und die übrigen Textilien in unsere Rucksäcke, um uns nicht gänzlich zu unterkühlen, denn die Vermessung zu zweit ist etwas langwieriger als zu dritt oder zu viert. Nach rund zwei Stunden ist auch diese unangenehme Arbeit erledigt und wir treten gemeinsam den Rückweg an.

Ausgefroren wie wir alle sind, die einen vom stundenlangen Warten, Wolfgang und ich vom langen Herumwaten in kaum fünfgradigem Wasser bei ähnlicher Lufttemperatur, schlagen wir ein rasches Tempo ein, das uns bald wieder zum Schwitzen bringt. Hundemüde erreichten wir den „Schachtsee“, und während ich im Rucksack nach dem Fotoapparat suche, schläft auch schon die ganze Mannschaft, dort, wo sich ein jeder gerade hingesetzt hatte! Aber nicht allzulange halten wir der Kälte stand, wir sind einfach zu erhitzt. Schlaftrunken klettert der erste über die Strickleiter hinauf in Richtung Schachthalle. Sechs Stunden später stehen wir im gleißenden Sonnenlicht.

Nachsichern der Kameraden, Leitern aufwickeln, abseilen, klettern, Verbruchdurchstiege, Leitern steigen, kriechen in lehmigen Gangstrecken, vermessen und skizzieren in unmöglichen Stellungen, das ist die Arbeit der Höhlenforscher, die wohl zu Unrecht von vielen Bergsteigern im stillen etwas belächelt wird.

Obere Brandgrabenhöhle

Forschungsgeschichte

Die älteste datierte Inschrift befindet sich oberhalb des „Gabelschachtes“ und stammt aus dem Jahr 1910. In den zwanziger Jahren befuhren *Hias Kirchschrager* und Gefährten auch den Hauptgang unterhalb des Schachtes bis zum Endsiphon (laut persönlicher Mitteilung). Ab 1940 wurde die Höhle öfter besucht, und *O. Schaubberger* führte Vermessungen durch. Am 13. Jänner 1949 begann man den „Oberen Siphon“ durch eine Heberleitung aus Feuerwehrschräuchen um 60 Zentimeter abzusenken, und einen Monat später wurde die Gangfortsetzung betreten.

Die Ergebnisse der einzelnen Fahrten wurden 1957 von Dipl.-Ing. *Schaubberger* zusammen mit der Hirlatzhöhlenvermessung im „Lageplan der Hirlatz- und der Brandgrabenhöhle“ im Maßstab 1:5000 zusammengefaßt. Da aber im Gegensatz zur Hirlatz-

höhle von der Brandgrabenhöhle nie ein genauer Detailplan greifbar war, begann am 11. und 12. Jänner 1964 der Landesverein für Höhlenkunde in Linz notgedrungen mit einer Neuvermessung. Gleich bei dieser ersten Fahrt gelang es, die hinter dem Endsiphon gelegenen „Linzergänge“ mit einem kleinen Bachlauf zu entdecken. Da sich nur ein Mann mit dem Boot durchzwängen konnte — andererseits aber das leere, unbelastete Boot nicht mehr durch den engen Spalt zurückziehen war —, konnte dieser Teil nur skizziert werden. In den folgenden Jahren wurde die gesamte Höhle in weiteren vier Fahrten genau vermessen, und bei der letzten Unternehmung am 11. und 12. Jänner 1969 konnten auch Neuentdeckungen („Kolkshuf“, „Schleichstollen“) sofort im Plan festgehalten werden. Mit Stand vom Dezember 1969 hat die Obere Brandgrabenhöhle eine vermessene Länge von 1264 *Schrägmetern*. Der Höhenunterschied beträgt plus 48 Meter („Stufengang“), der tiefste vermessene Punkt befindet sich beim „Endsiphon“ mit minus 11 Metern unter dem Eingangsniveau. Der Gesamthöhenunterschied beträgt also 59 Meter.

Wassersport unter der Erde

Nach etwa dreiviertelstündiger Schneestapferei erreichen wir vom Simony-Denkmal aus den tief verschneiten Eingang der Oberen Brandgrabenhöhle, von dem abgegangene Lawinen nur noch eine schmale Randkluft offengelassen hatten. Da neben dem eigentlichen Einstieg noch zahlreiche Klüfte und unschließbare Öffnungen vorhanden sind, aus denen die im Vergleich zur Außentemperatur warme Höhlenluft entströmt, ist der Schnee an den Felsen rundherum abgeschmolzen. Ein vorwitziges Heidekraut, das aus einer der humusgefüllten Felsritzen hervorlugt, hat sogar kümmerliche Blüten ange-setzt. Aber schon wenige Meter davon entfernt ist es bitter kalt; kein Sonnenstrahl erreicht um diese Jahreszeit den düsteren Winkel am Wandfuß. Auch der Höhlenforscher beeilt sich daher mit seinen Vorbereitungen, und kaum ist die Karbidlampe einsatzbereit, steigt auch schon der erste über den Lawinenschnee die wenigen Meter zum Eingang hinunter, um im Berginnern zu verschwinden. Mühsam sind die ersten Meter bis in die „Hannsgrotte“, man muß sich ansteigend unter einigen Versturzböcken hindurchzwängen und das Gepäck von einem zum anderen weiterreichen. In der geräumigen „Hannsgrotte“, dem ersten großen Höhlenraum, können wir unsere Rucksäcke wieder aufnehmen und klettern durch einen drei Meter hohen Riß in der linken Wand in die weitere Gangfortsetzung hinauf. Durch den ungebetenen Besuch aufgeschreckt, huschen einige Fledermäuse in lautlosem, gespenstigem Flug durch das Dunkel.

Ein zehn Meter tiefer Schacht, der den ganzen Gang sperrt, muß mit weitem Spreizschritt überstiegen werden, und durch ein leicht fallendes, rohrähnliches Gangstück erreicht man eine hohe, genau West—Ost verlaufende Kluft. In dieser aufwärts kletternd, stehen wir nach 30 Metern vor dem zehn Meter tiefen Gabelschacht. Bald sind die Drahtseilleiter ausgehängt und die unten beginnende niedrige Fortsetzung gewonnen. Der Gabelschacht füllt sich im Frühjahr und Frühsommer bis zu seinem oberen Rand mit den aus dem Höhleninneren her gestauten Wässern, läuft dann zeitweise über bzw. es sickert das Stauwasser durch Spalten hindurch. Als munterer Bach eilt es dann durch die Kluft in kleinen Wasserfällen dem vorhin überspreizten Schacht zu, um in der dort ansetzenden „Schlingerkluft“ nach kurzem Lauf in unbekannte Regionen zu entschwinden. Erst wenn dieser Abfluß die Wassermengen nicht mehr fassen kann, staut sich die Flut bis zum Eingang und strömt oberirdisch zu Tal. Diese Situation, die bei den Bewohnern von Hallstatt gefürchtet ist, tritt zwar nur während einer allgemeinen Hochwassersituation auf, bedeutet aber dann akute Hochwassergefahr. Von der Schachtsohle, an der sich tiefe Wassertümpel befinden, erreichen wir schließlich bald das Ufer des „Teufelssees“, und es wird Zeit, das Schlauchboot startklar zu machen. Ist die nied-

rige Durchfahrt nach der ersten Ecke des „Teufelssees“ mit dem Boot gut passierbar, so steht einem weiteren Vordringen über die nachfolgenden Seen nichts mehr im Wege. Im anderen Fall kann man noch durch den engen „Labyrinthgang“ in den „Ostgang“ und somit unmittelbar hinter jene niedrige Passage gelangen. Der Weiterweg ins Höhleninnere ist aber dann sicherlich schon in der ersten Halle nach dem „Teufelssee“ durch ein Siphon versperrt, das heißt, der „Teufelssee“ bildet dort durch seinen hohen Wasserstand selbst ein solches.

Wer Glück hat, der Winter allein scheint dafür noch kein hundertprozentiger Garant zu sein, erreicht nach anregender Bootsfahrt, die schöne Fotomotive erschließt, das jenseitige Ufer des „Teufelssees“.

Über eine Querkluft und nach Überwindung eines kleinen Tümpels — am besten auch mittels Bootes — erreichen wir eine kleine Kletterstelle, auf die der „Picknick-See“ folgt. Die Wände zeigen schöne Ansätze zur Sinterbildung, rote Bänder aus Hirlatzkalk und Schalenquerschnitte von Bivalen, den Herzmuscheln (*Megalodus*), kennzeichnende Versteinerungen des Dachsteinkalkes. Leicht abfallend führt der Gang vom jenseitigen Ufer des „Picknicksees“ zum „Winkelsee“, wo wir neuerlich unser Zweimannschlauchboot ins Wasser gleiten lassen. Zwei Mann haben bereits übergesetzt, und Norbert, unser Führer vom Dienst, paddelt zu uns zurück. Da bringt eine plötzliche unbedachte Gewichtsverlagerung das Schlauchboot zum kentern, und klatschend plumpst er ins Wasser — Gott sei Dank gerade ohne „Fahrgast“. Triefend naß kommt sein Kopf Sekunden später unter dem umgestürzten Boot hervor. Er holt kurz Luft und taucht nochmals unter, um seine irgendwo auf dem Grund liegende Karbidlampe zu suchen. Für ihn ist damit die Höhlentour beendet, denn ohne trockene Reservekleidung kommt ein weiterer Aufenthalt in diesem Zustand wegen allzugroßer Unterkühlungsgefahr nicht mehr in Frage. Ein Mann begleitet ihn über die Seen zurück bis nahe zum Eingang, den restlichen Weg legt er dann allein zurück. Der Gedanke an seinen Abstieg durch den knietiefen Schnee treibt uns, während wir auf die Rückkehr des Begleiters warten, leise Kälteschauer über den Rücken. Der nasse Overall wird wohl bald zu Eis erstarrt sein, denn draußen ist es bitter kalt.

Zehn Meter nach dem Winkelsee zweigt nach Süden der nasse und enge „Kolktschluf“ ab. Er findet seine Fortsetzung im „Schleichstollen“ und stellt nichts anderes als eine Miniaturausgabe des Hauptganges dar. Seine Begehung — wenn man bei den anzutreffenden Ganghöhen überhaupt von so etwas sprechen kann — bereitet aber keinerlei Freude, höchstens Rückenschmerzen und nasse Füße. Gern lassen wir daher diese Abzweigung unbesucht und verfolgen den Hauptgang weiter. An wunderschönen Bodenkolken und kleineren und größeren Wasseransammlungen, in denen wir bereits vor Jahren Flohkrebse (*Niphargus*) und noch häufiger Wasserasseln (*Asellus*) gefunden hatten, vorbei geht's zum „Pfeilersee“ und zum bereits unter dem Eingangsniveau liegenden „Mitternachtssee“. Mühsam ist nur das andauernde Mitschleppen des Schlauchbootes, aber ohne dieses geht es eben nicht, und man gewöhnt sich allmählich daran. Eine tiefe, wassergefüllte Querspalte sperrt ein Stück weiter den ganzen Gang und muß überklettert werden. Gleich dahinter befindet sich der „Hoffnungssee“, und bei einem Felspfeiler beginnt der große „Endsiphon“, der zu ausgiebiger Bootsfahrt einlädt. Durch einen nördlich davon befindlichen engen Gang gelangen wir über zwei Wassertümpel zu einem zweiten Siphon. Hier befindet sich normalerweise das befahrbare Ende der Oberen Brandgrabenhöhle, denn ein Vorstoß bis zum Bach in den „Linzergängen“ ist nicht immer möglich. Bald begeben wir uns wieder auf den Rückweg zum „Teufelssee“. Die Fotografen haben Hochbetrieb, und bei jeder Seeüberfahrt flammen aus allen Winkeln Blitzlichter auf. Während einer Rast machen wir uns wieder einmal Gedanken über die Wasserführung und die besonderen hydrologischen Probleme dieser Höhle. Woher kommen diese riesigen Wassermengen, die zeitweise fast sämtliche Höhlenräume erfüllen? Bis heute ist nur ein kurzes Stück eines Höhlenbaches, ganz hinten in den

„Linzergängen“, bekannt, wenn man von einem kleinen Gerinne hinter dem „Kolk-schluf“ absieht. Aber der Höhlenbach verschwindet bald wieder in einem unschließbaren Schlinger. Es ist also anzunehmen, daß das Einzugsgebiet jener meist erst im Frühjahr zur Schneeschmelze auftretenden Wassermassen hinter dem Endsiphon in einer noch unbekanntem Fortsetzung des Hauptganges liegt oder eben auch unter anderem in der Hirlatzhöhle. Die „Linzergänge“ selbst scheinen nur eine Seitenstrecke, die im Siphonbereich einmündet, zu sein. Zuzolge der beschränkten Aufnahmefähigkeit des dort vorhandenen Schlingers tragen sie aber sicherlich auch zur allmählichen Ausfüllung der Höhle mit Wasser bei. Möglicherweise liefert auch der „Schleichstollen“, der im Winter so gut wie nicht aktiv ist, bei vermehrter Wasserzufuhr seinen Beitrag aus vorhandenen Klüften und Spalten.

Solche und ähnliche Probleme beschäftigen uns auch noch, als wir nach beendeter Vermessungsarbeit und zahlreichen Farbaufnahmen um etwa vier Uhr früh wieder die „Hannsgrotte“ erreichen und in unseren Schlafsäcken dem werdenden Tag entgegen-träumen.

Auch verhältnismäßig gut durchforschte Höhlen bergen eben noch immer Geheimnisse für den Menschen. Aus den überwältigenden Eindrücken einzelner Unternehmen sind schnell Theorien entwickelt. Aber nur zu oft fehlen ihnen die Fundamente nüchterner Untersuchung und Forschung. Erst laufende Beobachtungen während des ganzen Jahres sowie Färb- und Sporentriftversuche werden darüber endgültige Auskunft geben können. Oder werden uns diese letzten Geheimnisse für immer verborgen bleiben . . . ?

Literatur:

Pläne und Berichte im Archiv des Landesvereins für Höhlenkunde in Linz.



Hirlatzhöhle, Eingang im Winter

Die Radmer

HERMANN SCHARFETTER

Leider nehmen sich die wenigsten Autotouristen und Urlaubsgäste die Zeit, wenn sie das Erzbachtal zwischen Eisenerz und Hieflau durchheilen, einen Abstecher in die Radmer zu machen. Sie wissen nicht, daß sie bereits zwei Kilometer nach der Abzweigung von der Eisenbundesstraße eines der schönsten alpinen Bilder der Steiermark sehen können, sie wissen nicht, daß sie wieder zwei Kilometer weiter ein Minigesäuse durchfahren, welches an romantischer Wildheit nichts zu wünschen übrigläßt, sich dann aber zu einem freundlichen Bergtal weitet. Auch können diese Kilometerschlucker nicht wissen, daß sie in Vorderradmer eine Kostbarkeit des Landes in Barock erwartet, wie man sie in einem solchen abgeschiedenen Tal gar nicht erwarten würde.

Warum also soll sich das Tal mit einer so stiefmütterlichen Behandlung zufriedengeben? Machen wir doch einen Besuch und lernen wir dieses einzigartige Stück Steirischen Oberlandes kennen.

Geologisches und Landschaftliches:

Dem aufmerksamen Besucher fällt sofort auf, daß hier zwei Gesteinsformationen die Landschaft aufbauen. Im Norden und Osten herrschen die Schrofen, Wände und Platten des Kalkes, während die gegen Süden aufstrebenden Waldberge sowie der herrliche Talschluß im Westen viel sanftere Formen aufweisen. Diese Grasberge, deren höchster der Zeiritzkampel genannt wird, gehören zur Grauwackenzone und besitzen weitestgehende Ähnlichkeit mit den Kitzbüheler Alpen. Hier treffen sich also schon in der Landschaftsgestaltung zwei gewaltige Gegensätze, welche natürlich auch das ganze Leben in der Radmer beeinflussen.

Im Norden wuchtet über dem Tal die ganze Breitseite des doppelgipfeligen Lugauer mit respektablen Wandfluchten auf und beherrscht die Szene in eindrucksvoller Weise. Man glaubt es nicht, daß diese massige Berggestalt aus Plattenfluchten von einer anderen Seite, aus dem Krautgartengraben am Radmertaleingang, ein so völlig anderes Gesicht zeigen kann. Ein kühnes Felsenhorn mit steilen Graten auf bewaldetem Sockel; ein Bild, das Vergleiche mit dem nahen Gesäuse nicht zu scheuen braucht.

Der Lugauer ist ja auch morphologisch und lagemäßig noch ein echter Gesäuseberg, auch wenn er zur Enns bei Hieflau nur einen unbedeutenden Trabanten vorschiebt. Freilich ist er einer der am seltensten besuchten Gesäusegipfel, da er relativ wenig erschlossen ist. Vom Sockel des östlichen Lugauergipfels zieht der bewaldete Stanglkogel mit dem Kaisertisch nach Südosten und stürzt mit wildem Gemäuer jäh zum Radmerbach ab. Früher hing der Stanglkogel mit dem südlich des Radmerbaches hochsteigenden Hochkogelmassiv zusammen, wohin er tektonisch auch gehört. Durch die Erosion des Wassers wurde dann die Schlucht geschaffen, welche den einzigen Zugang für Bahn und Straße zum Erzbergbau und Holzreichtum der Radmer vermittelt. Früher Haupterosionsfurche, heute ein Seitenast des Tales, ist der sogenannte Weissenbachgraben, dessen Talschluß von einem selten wilden und unheimlichen Felsenzirkus umgeben ist.

Im Talkessel von Vorderradmer, welcher nichts weniger als lieblich zu nennen ist, teilt sich das Tal in zwei Äste. Von Süden, aus dem waldreichen Finstergraben, kommt der Stubenbach, weshalb die Vorderradmer amtlich Radmer an der Stube genannt wird. Aus dem westlichen Graben, der sich oben in den Karen des Zeiritz verliert, eilt der Haselbach herzu, nach dem die Hinterradmer, eine romantische Streusiedlung, Radmer an der Hasel genannt wird.

Der Lugauer als östlicher Pfeiler der Hochtorggruppe bildet die südlichste der drei Schollen des Hochtormassivs und baut sich vom Radmertal über Werfener Schiefer und Ramsaudolomit aus äußerst steil gegen Nordwesten einschließenden Dachsteinkalken auf. Der nach Süden anschließende Stanglkogel besteht im wesentlichen aus Wettersteinkalk und hängt, wie bereits erwähnt, tektonisch mit dem östlich der Radmerschlucht gelegenen Hocheck zusammen. Die Kaiserschildgruppe, welche den Kessel der Radmer gegen Osten schließt, besteht in der Hauptsache aus Wettersteinkalk und Ramsaudolomit, während jedoch die orographisch östlichen Hänge des Finstergrabens die Trennung zwischen den dolomitischen Gipfelbauten des Hochkogels und dem darunterliegenden Porphyroid südlich des Radmerhalses schon reine Grauwackenschiefer zeigen.

Am Südfuß des Lugauers, direkt beim Ort Vorderradmer, wird aus einer metasomatischen Lagerstätte Spateisen abgebaut. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang noch die ehemals abgebauten Kupfererzlagertstätten unweit des Schlosses Greifenstein und im Seekar des Zeiritzkampel. Die südlich des Radmertales gelegenen Waldhänge und Berge verwahren noch mehrere Eisenlagerstätten in den erzführenden Kalken, weshalb manch darob erstaunter, stiller Pfadsucher hier in Klüften Eisenblüten und sogar blaue Aragonite finden kann. (Vom Einstieg in solche Klüfte und Höhlen sei aber dringendst abgeraten, da sie wegen ihrer schwierigen Befahrung nur Höhlenfachleute zugänglich sind.)

Geschichte:

Wie fast jede ältere Siedlung „seine“ Entstehungssage besitzt, so hat auch die Hinterradmer die ihre. Danach soll ein an eine Haselstauende gebundenes Pferd so lange am Boden gescharrt haben, bis Kupfererz zutage trat und so die Lagerstätte gefunden wurde. Daher stammt angeblich die Bezeichnung Radmer an der Hasel.

Der Nestor der steirischen Volkskunde, Viktor Geramb, schreibt in einer 1918 über das Gesäuse erschienenen Abhandlung, daß sich die Ortsbezeichnung Radmer aus dem slawischen Namen Radomir herleite. Demnach ist anzunehmen, daß Slawen einst dieses Tal betreten haben. Nachgewiesen ist, daß die Besiedlung schon im 1. Jahrtausend vor Christus erfolgte. Im Ortsmuseum der Stadt Eisenerz befinden sich Funde aus dieser Zeit, welche im vorigen Jahrhundert entdeckt wurden. Der Bergbau ist sehr alt, davon zeugen die Kupferschmelzöfen, welche in Resten auf dem Neuburgsattel, dem Übergang in das Johnsbachtal, aufgefunden worden waren. Noch nicht geklärt ist allerdings, ob diese Schmelzöfen aus der Zeit der frühgermanischen Besiedlung, aus der Römerzeit oder noch früheren Epochen stammen.

Im Mittelalter bestand in der Hinterradmer ein blühender Kupferbergbau, welcher 1200 Knappen Brot gegeben hatte. Wenn man heute die kärgliche Streusiedlung rund um das 1601 erbaute Schloß Greifenstein betrachtet, kann man sich kaum vorstellen, daß hier solches Leben geherrscht haben soll. Der Bergbau ging zum Teil unter der Talsohle um, wodurch ein Ausschöpfen des Wassers notwendig war. Dies führte zur Einführung der Bulgenkünste, bei denen das Wasser in großen, aus Ochsenhäuten zusammengenähten Säcken ausgehoben wurde. Besonders erwähnenswert ist auch, daß hier im Kupferbergbau Hinterradmer der erste bergmännische Sprengschuß mit Pulver in den Alpenländern im Jahre 1635 gefallen ist.

Ein Einbruch des Haselbaches in die Grube war schließlich das Ende des Tiefbaues, da es nicht mehr gelang, diesen zu entsumpfen. Der Abbau in den über der Talsohle liegenden Stollen wurde jedoch fortgeführt, bis die Erzvorräte um 1840 erschöpft waren. Im 16. Jahrhundert ging auch vom heutigen „G'spitzten Stein“ westlich des Lugauers ein gewaltiger Bergsturz nieder und vernichtete den Großteil der alten Bergmannssiedlung. Selbst der Laie erkennt noch heute unschwer das Bergsturzgelände in der Hinterradmer.

Im 16. Jahrhundert war die Einwohnerschaft evangelisch, was den damaligen großen und unblutigen Gegenreformer Martin Brenner, Bischof von Seckau, veranlaßte, am 28. Juni 1600 mit 100 Landsknechten in die Radmer einzurücken. Die Einwohnerschaft wies als Rechtfertigung auf das Fehlen einer eigenen Kirche hin, worauf der nachmalige Kaiser Ferdinand II, damals noch Erzherzog und Regent von Innerösterreich (Kärnten, Steiermark, Krain) die wunderschöne Pfarrkirche St. Anton auf dem Hügel erbauen ließ.

1711 entdeckte der Bergknappe Hans Adam Stangerer das Eisenvorkommen in Vorderradmer, welches man neben dem Kupfer nun auch abzubauen begann. Der erste Schmelzofen, welcher auf zwei Formen blies, wurde ebenfalls hier in Radmer 1712 in Betrieb genommen. 1820 wurde die Gewinnung des Eisenerzes eingestellt, 1840 bis 1880 jedoch in größerem Umfang wieder aufgenommen. Verhüttet wurde das Erz diesmal in Hieflau.

Erst 1938 wurde wieder mit der Erzförderung begonnen und die nach dem ersten Weltkrieg erbaute Holzbahn zur Beförderung des Erzes von Radmer zur sieben Kilometer talaus gelegenen Station Radmer der Bahnlinie Leoben—Hieflau herangezogen. Seither ermöglicht der Erzbergbau neben der Forstwirtschaft der Einwohnerschaft des Tales ein auskömmliches Dasein.

Erwähnt muß ferner noch werden, daß die Wälder und Almnen seinerzeit zur Gänze kaiserliches Eigentum waren. So sah das sonst stille Tal zu den Jagdzeiten hohe und höchste Gäste, wie Kaiser Franz Joseph I., Zar Nikolaus und verschiedene andere. Der Besitz ist noch heute in den Händen der Familie Hohenberg. (Die Gattin des in Sarajevo 1914 ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand war eine Hohenberg.)

Derzeit ist die Radmer ein kaum entdecktes Dorado für alle Freunde der Bergwelt und Einsamkeit. Es könnte auch heute wieder blühendes Leben in diesen Winkel einziehen, stünden nicht der Bewegungsfreiheit des Touristen die sehr rigoros gehandhabten Belange der Jagd gegenüber. Dem Bergsteiger, der sich die Radmer als Aufenthalt wählt, weiß ich für eine ganze Woche lang Eintagestouren, die ihn immer wieder in den netten, kleinen Ort zurückbringen. Sie mögen hier nebst Kletterfahrten auf den Lugauer beschrieben sein.

1. Von Radmer an der Stube auf der Talstraße in den Finstergraben und nach der roten Markierung auf den Radmerhals. Hier könnte man nun nach Norden über den Rücken auf den Hochkogel gehen. Ich schlage aber vor, die halbe Stunde Höhenverlust in Kauf zu nehmen und nach der Waldstraße gegen die Eisenerzer Ramsau bis in das sogenannte Bärenloch abzusteigen. Dort zweigt genau am Wegknick der Bärensteig auf den Kaiserschild ab, ein romantischer Weg über Abgründe und Felswände, der allerdings teilweise versichert ist. Das Bärenloch ist der jähe und großartige Tal-schluß der Eisenerzer Ramsau und sollte seiner landschaftlichen Schönheit wegen besucht werden. Vom Gipfel des Kaiserschild geht der Blick 1400 Meter tief in das Erzbachtal, auf den Leopoldsteiner See und den Erzberg sowie auf die Stadt Eisenerz. Vom Kaiserschild wählen wir den ebenfalls markierten Weg über den Kaiserwart auf den Hochkogel, der etwas höher als der Kaiserschild ist und einen umfassenden Blick auf Hochschwab, Voralpen, Gesäuseberge und Tauernkette gewährt. Der Abstieg vollzieht sich nach dem rotmarkierten Steig gegen Süden auf den Radmerhals und zurück nach Radmer wie beim Aufstieg.

2. Etwas geruhsamer, in der Schau nicht so erregend, jedoch auf seine Art nicht minder schön ist die Wanderung von Vorderradmer durch den Finstergraben und vom Neuhausboden nach der roten Markierung den rechten, sogenannten Achnergraben auf den Brunnecksattel, der die Verbindung in die Teichen und nach Kalwang im Liesingtal herstellt. Der Aufstieg bietet schöne Ausblicke auf den über dem Brunnkar thronenden Zeiritzkampel. Vom Brunnecksattel wandern wir jedoch sehr gemächlich gegen Osten über den Kamm, am Antonikreuz vorbei, auf den 1843 Meter hohen Kragelschinken, heute unseren höchsten Punkt. Bei der ganzen Höhenwanderung, die etwa zwei Stunden in Anspruch nimmt, hat man Gelegenheit, die Kalkabstürze im Norden sowie die dunklen Kristallingesteinsmassen der Seckauer Tauern im Süden und Westen zu bewundern. Ganz Unentwegte können jetzt noch zum Teichenecksattel absteigen und jenseits das 2044 Meter hohe Wildfeld besuchen. Der weniger Anspruchsvolle hat schon bei der Höhenwanderung genug der Eindrücke in sich aufgenommen und steigt nach beschaulicher Rast auf grünen Matten wieder geradewegs gegen Norden nach der roten Markierung in den Finstergraben ab und gelangt so wieder in die Radmer.

3. Diesmal verfolgen wir das Radmertal bis zu seinem Ende und steigen von dort über die Seekaralm nach rot-weißer Markierung auf das Hinkareck auf. Von hier führt nach Süden der Steig nach Wald am Schoberpaß hinunter, aber wie gehen gegen Nordosten auf das Zeiritztörl hinunter und von dort über den Rücken auf den stolzen Zeiritzkampel. Dieser Zeiritzkampel ist ein Blumen- und Wildberg. Murmel, Gams und Hochwild fühlen sich in seinen weiteren Karen wohl, sofern die Touristen Ruhe bewahren. Herrlich ist auch der Blick in die Liesingkar im Süden.

Abstiegsmöglichkeiten gibt es zwei, die eine nach Osten zum schon bekannten Brunnecksattel und in den Finstergraben, vorzuziehen ist aber jene über das „Kammerl“ in die Hinterradmer.

4. Den Hauptgipfel des Tales, den Lugauer, haben wir bis jetzt immer nur angeschaut und seine pralle Südostwand bewundert. Nun aber wollen wir dem höheren Westgipfel einen Besuch abstatten. Hierzu nehmen wir als Ausgangspunkt das Schloß Greifenstein in Hinterradmer, von dem aus wir nach blauer Markierung zuerst noch durch hochstämmigen Wald, bald jedoch über das Trümmerfeld des einstigen Bergsturzes in vielen Serpentinien zum „G'spitzten Stein“ aufsteigen. Dieser „G'spitzte Stein“ ist der Rest jenes Berges, der damals auf die alte Bergmannssiedlung zu seinen Füßen hinabgestürzt ist. Von diesem Felsfragment auf der Schneide zwischen Radmertal und Haselkar wendet sich der markierte Steig scharf nach Nordosten und führt im wesentlichen knapp nördlich des Felskammes durch den Lugauerplan auf den Gipfel. Die Tiefblicke sind großartig, die Rundschau umfassend.

Der Abstieg vom Gipfel vollzieht sich im umgekehrten Sinne des Aufstieges.

5. Der Lugauer hat jedoch zwei Gipfel, der kühnere, schönere ist der nur um zehn Meter niederere Ostgipfel. Ihn erschaut man vom Krautgarten als das steile Horn in seiner ganzen Wildheit. Um auf ihn zu gelangen, geht man vom Kirchplatz in Radmer aus zuerst eben hin zur Pfarreralm, dann unter dem Gemäuer des Stanglkogels auf die am Sattel liegende Lichtung der Oberen Sulzbauernalm. Von hier führt der rot-weiß bezeichnete Weg weiter kareinwärts über das „Kammerl“ (Talschluß des Krautgartengrabens) auf den nach Norden exponierten Polster. Hier trifft man auf die Markierung von Hieflau herauf, und unser Weg biegt nach Südwesten, bis vom Gipfel die Planen herabziehen. Über diese geht es steil hinan zum herrlichen Ostgipfel, 2207 Meter. Auch hier muß man denselben Weg wieder ins Tal zurück.

Wenn man nun einen Rasttag rechnet, der dem Besuch der herrlichen Barockkirche oder einem Spaziergang auf den spärlichen Ebenen des Talbodens gewidmet ist, so ist die Woche voll und ein Bergsteigerherz vielleicht auch.

Der Kletterer muß aber beileibe nicht meinen, daß hier für ihn nichts zu holen

wäre. Ganz im Gegenteil, es gibt Tausendmeterwände, welche auch im Gesäuse eine Rarität sind. Noch einen unschätzbaren Vorteil haben die Führen auf den Lugauer: Man benötigt bei keinem Einstieg Platzkarten! Freilich, wer unbedingt Zuschauer haben muß, ist hier fehl. Es sind herrliche, rassige Felsfahrten, meist zwar sehr lang, aber wenn das Wetter keinen Streich spielt, ebenso schön wie viele der bekannteren Touren im Gesäuse. Die Führen sind im Gesäuseführer von Heß-Pichl beschrieben, doch ist manchmal die Schwierigkeitsbewertung nicht einwandfrei. Hier rechne man lieber mit Viererstellen, auch wenn die Fahrt im Führer mit III angegeben ist.

Die schönsten Kletteranstiege, denn solche hat ja jeder Felsberg, sind wohl der Nordostgrat (III), die Nordkante (III—IV), die Ostkante (IV) und der Rauchfang (III). Beachten muß der Kletterer unbedingt die Wetterverhältnisse, denn die Führen sind, wie schon erwähnt, durchwegs sehr lang, und bei Schlechtwetter ist der Lugauer als typischer Randberg wie ein Bug in der Brandung. Aber wozu gibt es auch schöne Tage?

Auch der Schibergsteiger darf nicht glauben, daß die Radmer für seinen Geschmack nichts zu bieten hätte. Alle Berge in der Umgebung der Hinterradmer sind mit Ausnahme des Lugauer als Schiberge anzusprechen. Bloß beim Zeiritzkampel ist auf die Lawinengefahr im Seekar zu achten. Der Leobner, ein knapp zweitausend Meter hoher Gipfel im Nordwesten der Hinterradmer, ist ohnehin für Kenner und Einsamkeitsliebhaber ein Begriff. Der Lugauer selbst wurde über die Plan schon öfter befahren, doch ist diese Möglichkeit wohl nur ausgesprochenen Könnern vorbehalten.

Es gibt also für den Bergsteiger Grund genug, einmal dieses eigenartige und schöne Tal mit seiner herrlichen Bergumrahmung kennenzulernen. Man darf in diesem Zusammenhang auch verraten, daß die Einwohnerschaft noch Geselligkeit schätzt und dem Gast mit natürlicher Freundlichkeit entgegenkommt.

Zweier Menschen, denen die Radmer Heimat war, sei hier noch gedacht. Der eine war der Geigenbauer Gallhofer, welcher im kleinen Bergfriedhof zu Radmer begraben liegt, der zweite ist der durch seine Natur- und Jagdfilme bekanntgewordene Schuldirektor Goldgruber. Beide haben die Radmer etwas in die Welt und die Welt in die Radmer getragen.

Führer: Gesäuseführer von Heß-Pichl.

Karten: Alpenvereinskarte 1:25.000, Blatt Gesäuse, Freytag & Berndt 1:100.000, Blatt 6, Gesäuse.

Die Schneecalpe

KARL KOLAR

„Siehst du die Bergketten dort in der Ferne? Die eine hinter der anderen. Sie erheben sich. Sie türmen sich. Dort ist mein tiefes, endloses, unerschöpfliches Reich!
(Henrik Ibsen in „John Gabriel Borkmann“)

Im 11. Jahrhundert wurden auf künstlichen Hügeln Befestigungen angelegt, die „Hausberge“ genannt wurden. Es waren dies Vorläufer der Höhenburgen oder Bergfesten, die im Mittelalter aus Ringwällen und Turmhügeln entstanden.

Im 20. Jahrhundert verstehen wir unter „Hausberg“ eine Erhebung, die von den Bewohnern einer in der Nähe liegenden Siedlung gerne erstiegen wird. So sind der Patscherkofel und die Serles Hausberge der Innsbrucker. Der Pfänder ist für die Bregenzer, was der Schöckl für die Grazer ist, und das, was der Untersberg für die Salzburger und der Pöstlingberg für die Linzer bedeutet, sind Schneeberg, Rax und Schneecalpe für die Wiener geworden.

•

Der Berg hat den Namen von Schneeresten, die auf seinen Hochflächen in Dolinen bis zum Sommer zu finden sind und längere Zeit als die höhergelegenen Firnfelder der Rax und des Schneeberges der Sonne widerstehen. Die Schneecalpe, deren höchster Gipfel „Windberg“ oder „Hohe Klopf“ genannt wird, erreicht eine Höhe von 1904 Meter und hat unter den Bergen der Steiermark eine durch prächtige Aussicht und verträumte Einsamkeit begründete hervorragende Stellung. Sie ist der nordöstliche Grenzpfiler des Landes und hat in der Hinteralm das schönste Almgebiet der Obersteiermark, das den Namen „steirisches Davos“ verdient.

Neben dem Schneeberg und der Rax ist die Schneecalpe das nächstgelegene alpine Ziel der Wiener Bergsteiger und Schiläufer. Wenn ihr höchster Gipfel den Nachbarbergen auch nicht an Höhe gleichkommt, so übertrifft sie doch sowohl die Rax als auch den Schneeberg an Flächenausdehnung. Ihre Grundfläche bedeckt fast 100 Quadratkilometer, und ihr Hochplateau umfaßt gegen 35 Quadratkilometer.

Die Schneecalpe ist, ebenso wie die Rax und der Schneeberg, ein Plateaugebirge, das zu den steirisch-niederösterreichischen Kalkhochalpen gehört. Während bei den anderen Wiener Hausbergen der größte Teil der Hochfläche über der Baumgrenze liegt und von verkarsteten Kuppen geformt wird, ist das Hochland der Schneecalpe zum überwiegenden Teil in der Waldzone gelegen.

Dieser niedrigere, bewaldete Teil des Schneecalpenplateaus umfaßt das Gebiet der Hinteralm und das Naßköhr, es wird im Norden vom einsamen Tal der Kalten Mürz, im Westen und Süden vom Mürztal begrenzt.

Am 11. Juli 1835 war Niembsch Edler von Strehlenau, der sich Nikolaus Lenau nannte, in Neuberg an der Mürz. Er erzählt uns:

... Herrlich war der Gang durch regenfeuchte Bergwiesen und Wälder ... Meine Wallfahrt gilt der Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Die Neuburger Schneecalpe hab' ich bereits erstiegen. Auf diesem über 5000 Fuß hohen Berge wird die Sennerwirtschaft ins Größere betrieben; 27 Hütten mit ebensovielen

Schwagerinnen sind auf der ausgedehnten Gipfelfläche zerstreut. Der Anblick dieser Kolonie ist hübsch . . . Eine andere Exkursion machte ich zum sogenannten „Toten Weib“, eine sehr schöne Kalkfelsenschlucht mit malerischem Wasserfall . . .

Lenau schildert uns im „Steirertanz“ seine Erinnerungen an das Gebiet der Schneeralpe:

Heinrich:

Es war ein herrlich Wandern,
Den Abgrund überspringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in seiner hohen
Geheimnisvollen Heimat
Manch schönes Alpenblümlein,
So einsam, bis zur Stunde
Gekannt nur von den Lüften,
Besucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert:

Es war ein herrlich Wandern,
Vom Klippenast des Kalkes,
Vom schwarzen Beet des Abgrunds
Hab' ich gepflückt Gedanken,
Niewelke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.

Lenau gibt das größte Lob der Schneeralpenlandschaft, die er so geliebt hat, in dem Vers:

„Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.“

Fridtjof Nansen sagte über den Bereich des oberen Mürztals: „Die winterlichen Hänge um Mürzzuschlag sind so herrlich wie jene um Kristiania“. Das Mürztal gehört zu den waldreichsten Gebieten der Steiermark, ja ganz Europas. Sein größter Sohn, Peter Rosegger, nannte es daher auch mit vollem Recht die „Waldheimat“.

Eines der ältesten Bilder, das uns eine Schneeralpenansicht zeigt, ist das Ölgemälde „Naßköhr“ des Landschaftsmalers Anton Hansch (1813—1876), das sich im Besitz weiland Komm.-Rat Ferdinand Pierer, Wien, befand.

Auf der Schneeralpe beginnt am Südhange die Krummholzregion in 1500 Meter Höhe. Am Nordhang senkt sie sich bis auf 1000 Meter. Die Legföhren erreichen einen Stammdurchmesser von 15 Zentimeter. Zahlreich kommen Kohlröschen und Eisenhut vor. In den Alpwänden und in den Steilfelsen ober dem Toten Weib kann man noch das begehrte Edelweiß finden. Schöne Alpenrosenwälder gibt es beim Seichstein (1751 m) und am Hirscheck (1655 m). Unter dem Gipfel des Windberges leben Murmeltiere, die ja in den Alpen am Sonnhang der Berge bis zu einer Höhe von 3000 Metern aufsteigen. Im Oberen Kaarlgraben lebt der Alpensteinbock (*Capra ibex*). Diese stolze „Alpenziege“ trägt mächtige Hörner, die bei einer Länge von einem Meter 15 Kilogramm schwer werden können und an der Vorderseite starke Querwülste haben. Es gibt auf der Schneeralpe auch viele Gemen, die sich mit Vorliebe in den Latschenzonen der oberen Waldgürtel aufhalten, und — selten — den imponierenden Steinadler. Es ist bedauerlich, daß dieser herrliche Vogel, der Held der Fabel und das Urbild des Wappentieres, der ein Symbol der Stärke ist, nur in der Steiermark gehegt wird. Im nahen Niederösterreich wird er als Raubwild abgeschossen! (Im niederösterreichischen Jagdgesetz 1947 fehlt der Steinadler in der Aufzählung der jagdbaren Tiere. Er genießt also keine Schonzeit und gilt als „Raubzug“). Leider kennen die Vögel den Grenzverlauf der beiden Bundesländer nicht. Auch der seltene Kolkrabe (*Corvus corax*) lebt in Schwärmen bis zu 20 Stück auf der Schneeralpe. Es gibt dort Alpendohlen, Hühnerhabichte, Mäusebussarde und Baumfalken. In hellen Mondnächten huscht der Waldkauz durch den Forst.

Die berühmten Jagdreviere im Mürztal waren ein Lieblingsgebiet des großen Nimrods Kaiser Franz Joseph I. Im Naßköhr standen vor dem ersten Weltkrieg Hunderte Hirsche. Das zahlreiche Rotwild, das auch im Höllgraben, im Alpeigraben, bei der Mitterberg-

scheid (1863 m) und im Kleinbodengraben in Rudeln lebt, wird in der Brunftzeit, im September und Oktober, gejagt.

Das vornehmste Jagdschloß des österreichischen Kaisers war vor dem Jahr 1870 das Gebäude der Abtei Neuberg, wo durch Jahrhunderte die Äbte ihren Krummstab schirmend über weit gedehnte Besitzungen schwingen. Das Jagdschloß Mürzsteg, das im Jahr 1870 erbaut wurde, liegt am Fuße der Lachalpe, des Blahsteins (1565 m) und des Zuckerhutes (1470 m) der Schneecalpe und gehörte zu den schönsten Jagdhäusern der Habsburger.

Im Erdgeschoß befindet sich eine mit Jagdtrophäen und Holzschnitzereien reich geschmückte Halle. Im ersten Stock zieren Landschaftsbilder von Jakob Alt die Gastzimmer, das Arbeits- und das Schlafzimmer des Kaisers und den Salon. Hier, am Fuße der Schneecalpe, wurde das in die politische Geschichte eingegangene „Mürzsteger Abkommen“ zwischen Österreich und Rußland am 2. Oktober 1903 abgeschlossen. Damals hielten der österreichische Kaiser und Zar Nikolaus II. in Mürzsteg „Hoflager“, für das großartige Jagdvorbereitungen getroffen wurden. Das „Mürzsteger Abkommen“, das sich auf Mazedonien, jenen geographisch und ethnisch vielfältigen Raum zwischen Griechenland, Serbien und Bulgarien bezog, sollte in diesem Hexenkessel Europas geordnete Verhältnisse schaffen. Rußland ließ in diesem Abkommen Serbien scheinbar im Stich und fügte sich damit einem Wunsch des früheren deutschen Reichskanzlers Bismarck.

Schon Herzog Otto der Fröhliche soll auf der Schneecalpe gejagt haben. Die alte Bezeichnung „Kaiseralpe“ erinnert an die Besuche der österreichischen Herrscher auf dem Berg.

Von Neuberg gelangt man das Mürzthal aufwärts zu dem alten Werkweiler Mürzsteg an der Tälervereinigung der Dobrein und der Mürz. Die Prälaten des Stiftes Neuberg hatten hier ein Jagdhaus mit einer Kapelle. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt sich die jetzige Siedlung, 1785 wurde der ältere Teil der Pfarrkirche zur hl. Maria erbaut, in der ein bemerkenswerter figürlicher Grabstein des Abtes Bartholomäus Tremel zu finden ist. Abt Tremel starb im Jahre 1492.

Heute ist das Jagdschloß Mürzsteg im Staatsbesitz und als zeitweiliger Sitz des Bundespräsidenten nicht zur Besichtigung freigegeben. Die Liebhabersammlungen des Kaisers wurden pietätvoll erhalten und bilden ein gepflegtes Museum. Kaiser Franz Joseph, der gerne ein steirisches Järgergewand mit Lederhose und grauer Joppe trug, gab Anlaß zur Entstehung des Liedertextes:

„Weil unser Herr Kaiser
Am Stand gern geht,
Und weil ihm das Joagagwand
Gar so gut steht,
Drum tragen die Städter
Dem Kaiser zu Ehrn,
Weils ihn gar liab ham,
Den Joagahuat gern.“

Eines der schönsten Erlebnisse, das uns der Berg schenken kann, ist eine winterliche Wanderung über seine einsamen Hochflächen. Die Schiabfahrt von der Hinteralm ist von unvergleichlichem Reiz. Einsame und schöne Hinteralm, Märchenwald des Naßköhrs! Ihr seid das Reich des Winterkönigs, das Reich des Schnees, der verschneiten Tannen in der glitzernden Pracht der Eiskristalle.

Von Wien erreicht man in dreistündiger Eisenbahnfahrt über Mürzzuschlag, wo man die elektrifizierte Bahnstrecke verläßt, mit einer dampfbetriebenen, rauchenden und pfeifenden Seitenbahn Neuberg. Wir sind in einem engen Tal, in dem die kleine Siedlung liegt, die sich in den letzten Jahrzehnten von einem Industrie- zu einem Sommerfrisch-

ort entwickelt hat. Nördlich und östlich von uns sehen wir die steil aufragenden Wände des Rauhensteines (1770 m) der Schneealpe, südwestlich ziehen dichtbewaldete Hänge zur Hohen Veitsch (1982 m), die das Mürztal im Süden begrenzt. Von Neuberg kommt man in einstündiger Wanderung, der Mürz aufwärts folgend, nach Krampen und zur Felsenge des Krampensbaches, durch die sich die Wasser Bahn gebrochen haben. Der Weiterweg führt dann in den großartigen Talschluß des „Im Tyrol“. Holzknechte aus Tirol, die für die Eisenwerke Neubergs und die Werkzeugschmieden in Krampen arbeiteten — im Naßkör standen bis zur Jahrhundertwende riesige haushohe Kohlenmeiler — bauten sich hier Hütten und gaben dem Talkessel den Namen. Beim Gasthaus „Zum luschtigen Tiroler“ beginnt der Forstweg auf das Naßköhr und zur Hinteralm.

Haben wir jedoch Gelegenheit, über Krampen nach Mürzsteg und weiter, im Bogen die Schneealpe umkreisend, nach Scheiterboden zu gelangen, so sollten wir die Zeit nicht sparen. Diese halbstündige Fahrt bringt uns, am Jagdschloß Mürzsteg vorbei, zur Mündung des Alpelgrabens, durch den einer der schönsten und kürzesten Anstiege zur Hinteralm führt.

Eisig kalt ist es. Der Fluß „raucht“ im klirrenden Forst, als wir in Scheiterboden die Wanderung beginnen. Die Schier entweder auf den Schultern tragend oder auf den Rucksack geschnallt, gehen wir über den knirschenden Schnee, der unter unseren Schritten jammert. Einsam ist es, wenige Schifahrer sind unterwegs. Der Weg führt über eine schmale hölzerne Brücke, unter der die Mürz dampft. Bleiern scheint die Sonne hinter dem Vorhang des Kältenebels. Wir steigen den Waldweg aufwärts. In weitem Bogen den dichtbewaldeten Hang des Alpelgrabens erkletternd, führt uns die Wintermarkierung empor. Je höher wir steigen, desto heller wird es. Dann, bei einer Holzfällerhütte aus Baumrinden, die in Form eines Zeltes erbaut zur Rast lädt, haben wir die Talnebel unter uns. Mächtig streben die Steilabstürze des „Großen Königkogels“ (1574 m) und des „Hohen Proles“ (1514 m) an der gegenüberliegenden Talseite in den Himmel. Das Panorama wird immer weiter. Wir kommen zwischen die senkrecht abfallenden Schusterwaldmauern und die Nadelholzwälder der Alpelgrabenwand.

Der Jungwald, durch den wir gehen, ist hoch verschneit. Schmal windet sich die Spur zwischen die schneestäubenden Bäume. Die Schier streifen glitzernden Kristallstaub in das Sonnenlicht.

Nach zweistündigem Aufstieg läßt die Steigung des Grabens nach. Der Weg führt in eine Waldschneise, wir betreten das Gebiet der Hinteralm. Da im Tiefschnee das Gehen unmöglich wird, legen wir die Schier an und steigen zu den Schutzhütten des Alpenvereins, die wir schon von weitem gesehen haben, auf. Die Hütten der ÖAV-Sektion Wiener Lehrer bilden mit der Waldfreundehütte und einigen anderen kleinen Holzhäusern das Almdorf. Wir sind 1450 Meter hoch und haben vom Randabsturz der Alm einen prachtvollen Blick in das 200 Meter tiefer liegende, einen dichtbewaldeten Kessel bildende Naßköhr, das sich durch besondere Schönheit auszeichnet und die „Perle des Gebirges“ bildet. In alten Zeiten hatte das Naßköhr wegen seines Schneereichtums den Namen „Schneetal“.

Das Panorama wird im Osten durch die riesige öde Kuppe des Windberges und der Kramerin (1833 m) abgeschlossen, deren Schneekalotten, im Abendlicht rot erglühend, eindrucksvolle Erhebungen darstellen.

Heimelig ist es in der gepflegten Wiener-Lehrer-Hütte, der große Kachelofen spendet behagliche Wärme und versorgt mittels eines sinnreichen Systems alle Räume des Hauses mit wohliger erwärmter Luft. Die kleinen Fensterscheiben sind dick vereist. Eisblumen verhindern die Sicht nach draußen und zeichnen das Wappen des Winters an die Gläser.

Am nächsten Tag weckt uns strahlendes Morgenrot. Nach eisigkalter Nacht glitzert die Hütte von Rauhreif, die Bäume sind zentimeterdick von diesem eisigen Schmuck umgeben, und die Stämme krachen vor Frost, während die Äste unter der schweren Last tief zu Boden sinken.

In der Hütte schlafen die meisten noch, als ich den Anstieg zum Spielkogel beginne. Tiefverschnittene Hänge führen in sanfter Steigung durch den glitzernden Hochwald. Obwohl ich keine Steigfelle angeschnallt habe, komme ich gut vorwärts. Ich quere die Schneisen, die dann an der Baumgrenze die Gipfelkuppe des Spielkogels freigeben. In strahlender Sonne glitzern die unberührten weiten Schneeflächen, hier und da hockt wie ein Zwerglein mit einer hohen Kapuze aus Schnee eine Tanne auf den Hängen des Berges. Die letzten Meter des Aufstieges schnalle ich ab. Der Gipfel ist windverblasen, das Zeichen, eine Holzstange in einem Steinmann, trägt einen Firnbart aus Eis, der wie eine der schmalen tibetischen Gebetsfahnen aussieht.

Vom Gipfel (1602 m) sehe ich die weißverschneite Landschaft der Mürzsteiger Alpen, sehe die Hohe Veitsch, die Berge der Hochschwabgruppe, die Kuppe des Ötschers und die Bürgeralpe bei Aflenz. Göller und Gippel, Schneeberg und Rax begrenzen die Rundschau im Norden. Tief unter mir liegen das Naßköhr und die weiten Schneehänge und Wälder der Hinteralm in erhabener Einsamkeit und Stille. Keine Seilbahn „erschließt“ dieses wunderschöne Gebiet, kein mondäner Sportbetrieb zerstört die Unberührtheit der Natur.

Die Abfahrt von der Hinteralm stellt auch für mindergeübte Schifahrer kein großes Problem dar. Durch ein Felsentörl, über den Preindlweg und eine schmale, für den Autoverkehr gesperrte Forststraße von mäßigem Gefälle, die „Ins Tyrol“ führt, gelangt man auf den Boden des Naßköhrs. Etwas steiler ist die Schiführe über das Kapellenbergl, die uns an der kleinen, im Jahr 1860 erbauten Waldkapelle vorbei nach dem ersten schwierigeren Abfahrtsstück auch zum Preindlweg bringt. Der romantische Schiweg durch den Salzgraben, an den Abstürzen der Sulzwand und dem ehemaligen „Alten Jagdhaus“ des Kaisers beim Höllgraben vorbei, ist die schönste der drei Routen. Beim „Alten Jagdhaus“ saß der Monarch Franz Joseph als 80jähriger oft stundenlang auf einer Bank, in die Betrachtung der einsamen Landschaft des Höllgrabens versunken.

Nach einem ansteigenden Wegstück kommt man zur Jagdvilla beim „Eisernen Törl“, wo der zweite Teil der Abfahrt beginnt, die uns „Ins Tyrol“ und durch die Engklamm des Krampenbaches zur Bundesstraße an der Mürz bringt.

Das Gebiet der Schneeealpe bietet dem Kletterer nicht viel. Dem Freund der Schönheit der Berge aber kann die Einsamkeit und Romantik dieser steirischen Berglandschaft tiefes Erleben vermitteln. Hoffen wir, daß die Unberührtheit der westlichen Schneeealpe erhalten bleibt, daß das Erlebnis „Hinteralm“ durch den mehrstündigen Aufstieg ehrlich erworben werden muß, um uns dann desto reicher zu beschenken. Hoffen wir, daß die Technik von diesem Garten Eden ferngehalten werden kann!

Hofrat Dr. Fritz Benesch schildert in seiner Monographie der Schneeealpe, die im Jahrbuch 1929 des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins erschienen ist, mit begeisterten Worten die Schönheit dieses Berges. Benesch spricht auch vom Kaiser-Reitsteig. Ausführlich beschreibt er für den Abstieg den Beginn des Weges in der Nähe der Hinteralm am Fuße des Roßkogels (1525 m). Er weist darauf hin, daß der Anfang des Steiges schwer zu finden sei, und daß es bei Einfall von Nebel auch Ortskundigen schwerfalle, den richtigen Weg zu finden. Besonders das Gebiet des Roßkogels und des Drahtls (1520 Meter) mit den Mulden und Dolinen, die von gleichmäßig abfallenden Hängen umgeben sind, sei bei einem Schneesturm oder bei dichtem Nebel gefährlich.

Benesch erlebte es selbst einmal, daß er, obwohl bester Kenner des Gebietes — er kannte jeden Steig auf der Schneeealpe —, stundenlang im Nebel in der Mulde „Tiefe Grube“ im Kreis umherirrte, bis das ferne Krähen eines Hahnes und die verschwommenen Geräusche einer menschlichen Siedlung in der Tiefe des Tales der Kalten Mürz ihm die Orientierung wiedergaben.

Wir sind, wenn wir den Kaiser-Reitsteig zum Aufstieg auf die Schneeealpe benützen, an der Nordseite des Berges, zwischen Naßwald im Osten und dem kleinen Gebirgsdorf Frein im Westen im Tal der Kalten Mürz. Die „Freyen“ war zu Ende des 18. Jahrhun-

derts eine Wildnis, die nur von wenigen Steigen für waghalsige Jäger durchzogen wurde. Der sich immer mehr steigernde Holzbedarf für die Gewerke Neubergs und das Gußwerk bei Mariazell führte zur Rodung der Urwälder und ließ Lichtungen entstehen. Die Hütten der Holzknechte bildeten seit 1800 eine kleine Kolonie. Eine Kirche und eine Schule entstanden. Heute ist Frein, richtiger „In der Freien“, das in einer freundlichen Talweitung liegt, eine schöne Siedlung an der Straße nach Mariazell.

Der Gebirgsfluß, der aus den beiden Wildbächen der „Stillen“ und der „Kalten Mürz“ entsteht, die sich oberhalb von Frein vereinigen, fließt entlang der Westflanke der Schneeralpe nach Süden und trennt die Prolesalpe und die Veitschalpe von unserem Gebirgsstock. Das Quellgebiet der Kalten Mürz liegt an der Mündung des Baumtalgrabens der Schneeralpe. Das Bett des Baches ist hier meist trocken und von weißem Geröll erfüllt. Mehrere Quellen sprudeln hervor und bilden das erste Bächlein. Die Sohle des obersten Tales ist nur wenige Meter breit und trägt eine üppige alpine Flora.

Etwas tiefer mündet die Dirlerschlucht, die nach einem Grundbesitzer, dem Bauern Dirtler, benannt ist, in das einsame und düstere Tal. Wir sind im interessantesten Gebiet der Schneeralpe. Der fast senkrecht aufsteigende Felssturm der Mitterbergschneid (1863 Meter) und die große Burgwand (1612 m) bilden eine wildromantische Gebirgslandschaft.

Zwischen dem Hohen Gamskirchl (1751 m), der Großen Salzwand, den Abstürzen des Hoch-Waxenecks (1695 m) und der Kramerin zieht der tiefste und mächtigste aller Schnealpengräben zum Windberg. Wie die meisten Steige auf den Berg, ist auch der Weg durch den Kleinbodengraben ohne Schwierigkeit zu begehen. Vom Kleinbodengraben haben wir prachtvolle Ausblicke zur gewaltigen Donnerswand (1802 m), der größten Steilwand des Schnealpenstockes. Bei der Kleinbodenalm (aufgel.), einem schönen, grünen Platz, sind wir in einem der großartigsten Talkessel des Berges. Zwischen Schusterstuhl (1875 m) und Windberg erreichen wir den höchsten Kamm, der uns einen faszinierenden Rückblick in das Bodental und auf die Donnerswand schenkt.

Das Tal der Kalten Mürz, das vom Seekogel (1027 m) bei Frein bis nach Steinalpl und zu dem Sattel der Ameiswiese (1330 m) reicht, ist eines der menschenleersten steirischen Mittelgebirgstäler. Einige wenige Jagdhütten, ein Forsthaus, einige Keuschen und schmale Felder, die wegen Wildverbisses eingezäunt sein müssen, das sind alle Siedlungsspuren. Erst seit kurzem führt eine Holzbringungsstraße bis zur steirisch-niederösterreichischen Landesgrenze bei der Ameiswiese. Grausam schneidet die Trasse in die samtgrünen Almwiesen, häßlich starrt die Erde der aufgerissenen Böschung in die nun „erschlossenen“ Wälder, die bisher nur vom Kaisersteig durchzogen wurden. Der Steig vom obersten Tal der Mürz zum hintersten Naßwaldertal, der sich durch wildschöne Einblicke in die Nordabstürze und Steilgräben der Schneeralpe auszeichnet, ist durch diesen Straßenbau zerstört worden.

Die bewaldeten Abhänge der Schneeralpe, die vom Hoch-Waxeneck zum Tabersattel und weiter bis zu den Felsen der Donnerswand und der Großen Burgwand reichen, begrenzen das Tal der Kalten Mürz gegen Süden. Die Steinalplmauer und der Glatzerte Kogel (1596 m) bilden die nördliche Talseite.

Der Talbeginn des Kaiser-Reitsteiges, der die Fortsetzung des Kaisersteiges vom Habsburghaus auf der Rax zum Rehboden und des Kaisersteiges von Naßwald unter den Hängen des Großen Sonnleitsteins in das Tal der Kalten Mürz bildet, war ebenso schwer zu finden wie sein Ausstieg auf die Hochfläche bei der Hinteralm. Schon zu Zeiten unseres unvergessenen Hofrates Benesch war die Begehung des Steiges aus Jagdrücksichten verboten. Trotzdem will ich dir, geschätzter Leser, diesen „verbotenen Weg“ schildern und hoffe, daß dir der Förster gnädig sein wird, sollte er dich dort antreffen.

In der Nähe von Steinalpl beim Talschluß der Kalten Mürz, eine neu erbaute Beton-

spannbrücke verbindet die Flußufer, kommen wir an einigen Jagdhäusern vorbei. Vom Wetter weißgebleichte Geweihe schmücken ihre Giebel. In ihrer Nähe befand sich, kaum kenntlich im Hochwald, der einstens schön angelegte Reitsteig, der, sanft an Höhe gewinnend, einige eingeschnittene Schluchten durch Aussprengungen überwindend, zur Hinteralm führte.

Hier begann die schweigende Einsamkeit der unberührten Natur. Vermodernde Baumstämme, vom Alter oder vom Sturm gefällt und über den Weg gestürzt, mußten überklettern werden, abgerutschte und vermurte Steigstellen beim Kaltenbachgraben überschritten. Die begrenzte Aussicht, die der Weg an den wenigen Stellen, die die Schuttriesen im Wald frei halten, bietet, läßt noch nicht ahnen, welche Überraschung uns bald zuteil werden wird. Da, der Wald lichtet sich, die Bäume geben einen weiten Ausblick frei. Die Roßwiese am Hochflächenrad ist erreicht. Das Mürztal ist unter uns, Gippel (1667 m) und Göller (1761 m) liegen im Norden, und über den teppichweichen Almwiesen, die von Nadelholzgruppen belebt werden, sehen wir den breiten Rücken der Hohen Veitsch (1982 m) und die Gipfel der Hochschwabberge im blauen Dunst der Ferne. Leider trifft diese Schilderung nicht mehr zu. Eine häßliche Forst-Lastautostraße hat die Schönheit des unteren Kaiser-Reitsteiges roh zerstört . . .

Auf der Hinteralm, am Fuße des Drahtls und des Roßkogels, die im Winter öfter als im Sommer besucht werden, sind wir in einem der schönsten Gebiete der Wiener Hausberge. Trotz der verhältnismäßig geringen Höhe haben wir eine prachtvolle Rundschau. Im Westen zeigen sich der Große Proles und der Große Königkogel, die Gruppe des Tonion (1693 m) und der Hohe Student. Wir sehen das Waxeneck und die südlich von uns liegende Lachalpe. Zu unseren Füßen breitet sich das Hochtal des Naßköhrs aus. Unser Blick reicht vom Hirscheck bis zum Schönhaltereck und zum Windberg.

Der bewaldete Hochkessel des Naßköhrs bietet in versumpften Wiesen eine farbenbunte Pracht von Alpenblumen und ist die Heimat zahlreicher Wildes. Außer dem Felsschlund des „Durchfalls“ soll das Hochtal nur noch einen unterirdischen Abfluß der Gewässer besitzen, der im Wasserfall zum „Toten Weib“ zu Tage tritt. Nach Sporentriftuntersuchungen, die in den Jahren 1962 und 1963 vom Speläologischen Institut in Wien durchgeführt wurden, wird aber angenommen, daß das Naßköhr nur im „Durchfall“ entwässert wird.

Die fast lückenlose Umrahmung des Kessels würde die einzigartige Gelegenheit geben, das Gebiet zum Naturschutzbereich zu erklären. Es könnte eine Oase der Stille, ein Alpen- und Tierpark werden.

Das Kind der Stadt kennt nicht die glitzernde Pracht des Sternenhimmels, da sie von den Lichtreklamen überstrahlt wird, es kann den Boden der Erde nicht betreten, weil er von Asphalt bedeckt ist. Die Schönheit der Morgenröte, die Stille der unberührten Bergwelt, das Schweigen des Waldes ist dem Großstädter oft völlig fremd.

Viele, besonders viele ältere Stadtmenschen, suchen für ihr Heim ein Stück „Ersatznatur“. Sie pflegen in einem Tontopf eine bescheidene Pflanze, sie finden ein Stück Natur in einem Singvogel, der in einem kleinen Käfig eingesperrt ist, und im vierbeinigen Hausgenossen, dem Hund oder der Hauskatze. Diese Menschen sehnen sich unbewußt nach dem Leben der Natur.

Zu den größten Aufgaben unserer Zeit gehört das intensive Bemühen um Naturschutz in den Bergen. Man unterscheidet zwischen „Landschaftsschutzgebieten“, „Teil-“ und „Vollnaturschutzgebieten“. Schneeberg, Rax und Schneealpe sind zum großen Teil Landschaftsschutzgebiete. Dieser Schutz bewahrt jedoch nicht ausreichend vor störenden Eingriffen in das Leben der Natur. Im „Vollnaturschutzgebiet“, in dem es keine Forstwirtschaft und keine landwirtschaftliche Nutzung gibt, finden wir das Ideal, das uns den unberührten „Garten Eden“ gibt. Dort wird die Landschaft vor dem Menschen für den Menschen geschützt.

Es besteht die Möglichkeit, im Bereich der Schneealpe, also im vielbesuchten Wiener

und Grazer Ausflugsbereich, ohne großen Aufwand ein Vollnaturschutzgebiet zu errichten. Das Naßköhr, das sich durch Schönheit, leichte Erreichbarkeit und gute Abgrenzbarkeit auszeichnet, wäre für einen solchen Naturpark prädestiniert.

Das Hochtal Naßköhr, das von der Lachalpe (1569 m), dem Hochalpl (1515 m), dem Hoch-Waxeneck, dem Windberg und der Oden Kirche (1856 m) begrenzt wird, ist weitgehend im Urzustand erhalten. In einer durchschnittlichen Seehöhe von 1250 Metern liegt das breite, in den Capellarowiesen versumpfte Hochbecken, dessen Moore von schweigenden Nadel- und Laubwäldern umgeben sind. Im Vollnaturschutzgebiet „Naßköhr — westliche Schneealpe“ wäre es möglich, mit geringen Mitteln einen Anziehungspunkt für Freunde der Natur, ein wertvolles Ziel des Fremdenverkehrs, einen Naturbeobachtungsplatz für die Wissenschaft zu errichten.

Kein Freund der Natur reißt mutwillig eine Blume ab, bricht einen Zweig. Liebe soll uns mit den Bergen, Tieren und Pflanzen verbinden. Das Leben als solches ist heilig und verdient unseren Schutz. Wir müssen erkennen, daß ein Raubbau an der Natur unsere eigenen Lebensgrundlagen, die klaren Quellen, aus denen wir trinken, die reine Luft, die wir atmen, zerstört. Die Ruhe in den Bergen ist so köstlich, daß man sie wie den Duft einer Blume oder die Schönheit des Waldes immer wieder ersehnt.

Von der Frein führt die Straße neben der Mürz durch die Engklamm zwischen den Proleswänden im Westen und den Abstürzen des Roßkogels im Osten. 1884 wurde eine befahrbare Straße durch die Schlucht gesprengt. Eine starke Quelle, vielleicht doch ein unterirdischer Abfluß des Naßköhrs, bricht zwanzig Meter über der smaragdgrünen Mürz aus einer kleinen Höhle in den senkrechten Wänden. Neben dem in zwei Absätzen stürzenden Wasserfall steht eine schmale hölzerne Leiter, die es ermöglicht, daß man bei trockenem Wetter die Höhlenöffnung erreichen und in die Felskluft eindringen kann. Im Naßköhr wurde vor Jahren von Holzfallern eine brunnentiefe Höhle entdeckt, von der vermutet wird, daß sie mit diesem Wasserfall, der den Namen „Zum toten Weib“ hat, in Verbindung steht. Der Name der Quelle erinnert an eine alte Frau, eine Kräutersammlerin, die sich in den Wänden oberhalb des Wasserfalles verstieg, abstürzte und dabei tödlich verunglückte. Durch den Forst, der die Abhänge oberhalb der Felsabstürze bedeckt, den Schusterwald, führt ein Jagdsteig zur Hinteralm.

In der Engstelle beim Toten Weib ließ Erzherzogin Marie Valerie eine Gedenktafel anbringen. Sie dankt für die Rettung ihrer Mutter an dieser Stelle. Kaiserin Elisabeth war, als sie auf dem Steg über den reißenden Fluß ritt, mit dem Pferd durch die vermorschten Bohlen gebrochen und wurde nur zufällig durch in der Nähe befindliche Arbeiter vor dem Ertrinkungstod gerettet:

„Zur Erinnerung an den 26. August 1883:
 Heiliger Georg, Reitersmann,
 Der vor Gefahr uns schützen kann,
 Der meine Mutter oft beschützt,
 Wo keines Menschen Hilfe nützt,
 Ich bitte dich mit Zuversicht,
 Verweigre mir die Bitte nicht,
 Beschütze stets das theure Leben,
 Das mir das Licht der Welt gegeben.
 Marie Valerie“

Zwischen Krampen und Alpl bei Neuberg zieht in nördlicher, dann in östlicher und wieder in nördlicher Richtung der prächtige Kaarlgraben auf die Brunnwiese der Schneealpe. Der Name „Kaarl“ ist eine Verkleinerungsform für „Kar“, einen öden Talkessel. Wir sind im Kaarlgraben im gemsenreichsten Revier der ehemaligen k. k. Hofjagdleitung, in dem seit einigen Jahren auch der Alpensteinbock wieder heimisch geworden ist.

Die Schlucht des Kaarlgrabens bildet einen „Lahngang“. Es wird berichtet, daß am 11. Februar 1879 vom Schönhaltereck durch den Kaarlgraben eine 60 Meter breite, 30 Meter hohe Lawine niederstürzte, die gegen 3000 Quadratmeter Wald entwurzelte, viel Wild tötete und erst im Juli des folgenden Jahres abzuschmelzen begann. In einem zehn Kilometer langen Stollen sind in den Jahren 1967 bis 1970 die „Sieben Quellen“ des Kaarlgrabens in das Netz der Wiener Hochquellenleitung einbezogen worden.

Der Anstieg durch den Kaarlgraben zum Schneecalpenhaus ist sehr lohnend. Die schroffen Wände des Kaarls und des Rauhensteins (1770 m) sind von großer Schönheit, wie prachtvoll ist das Panorama der Rastkanzel beim Kaarlbrunnen, von der aus man in die tief unten liegende Schlucht des Äußeren Kaarlgrabens sieht, wie üppig ist der Blumenreichtum des Kaarlbodens, den man vor Erreichen des Hochplateaus der Schneecalpe überschreitet!

Im Jahre 1928 erbaute der Österreichische Gebirgsverein auf dem Schauerkogel in einer Höhe von 1788 Meter das Schneecalpenhaus. In der Nähe des Schauerkogels, unter dem Südosthang des Windberges, stehen kleine hölzerne Almhütten. Das alte Rinnhofer Almgasthaus unter dem Windberg bot schon im vorigen Jahrhundert dem Wanderer bescheidenes Quartier. Malerisch gruppiert liegen die Blockhäuser auf den breiten grünen Wiesen. Zur Erinnerung an einen Besuch des Kaiser Franz I. im Jahre 1804 wurde die Alm lange Zeit als „Kaiseralm“ bezeichnet.

Wie prachtvoll ist das Bild des Berges, wenn man von der benachbarten Rax seine Ostflanke betrachtet. Vom grünen Sattel des Kampel (1568 m) im Süden bis zum Lomstein (1742 m) und zur Naßwand unter dem Ameisbühel im Nordosten reichen die Steilabfälle, die vom Hochplateau in das liebliche Altenbergtal ziehen. Stille Wälder, herrliche Latschenbestände, die in steilen Halden und Wänden enden, geben uns ein bezauberndes Bild erhabener und friedlicher Berglandschaft.

Bis zum Jahre 1963 blieb unser Berg von einer Autostraße verschont. Leider wurde dann eine Straße vom Michelbauern zum Kohlebnerstand und weiter zum Schneecalpenhaus gebaut. Diese Autostraße stört nicht nur die Ruhe des Bergplateaus durch Lärm, sie schädigt auch den Quellschutz der Wiener Hochquellenleitung. Im Süden, unter dem Kampel, führte früher nur der einsame Knappensteig unter der Lichtenbachwand von Neuberg zur „Auf der Öd“. Dort kreuzte er den breiten Saumweg, der von Kapellen zum Tatscherhof „Im Greith“ und zu den Rinnhofer Almhütten führte.

Wir verlassen die Schneecalpe. Man darf die Schönheit eines Berges nicht nur nach der Höhe seiner Felswände, nach der Wildheit seiner Formen beurteilen. So wie der bekannte „Kaiserpapst“, der Kufsteiner Franz Nieberl, meint, wenn er in das Gipfelbuch des Stripsenkopfes im Kaisergebirge einschreibt: „Auch eine bescheidene Höhe kann Gipfelglück schenken!“ Der größte Reichtum Österreichs liegt in der von so vielen Menschen gesuchten unberührten Bergnatur. Wir fühlen mit dem Steirer, der sich von seiner heimatlichen Bergwelt, an der er mit allem Sinnen und Denken hängt, nie loslösen kann. So wie es das steirische Volkslied sagt:

„Wo i geh und steh,
tuat mirs Herz so weh,
um mei liabs Steiermark.“

✱

Der Beitrag „Die Schneecalpe“ ist ein Kapitel des Manuskriptes „Schneeberg—Rax—Schneecalpe“ von Karl Kolar.

Bei den daraus in Alpenvereinsjahrbüchern veröffentlichten Aufsätzen „Der Semmering und das Stuhleck“ (1965), „Georg Hubmer und die Gründung von Naßwald“ (1967), „Das Hallental und der Kaiserbrunnen“ (1968) sind Literaturhinweise gegeben.

Südtirol

Grundlagen und Entwicklungen im Wirtschaftsleben zwischen Brenner und Salurn

ADOLF LEIDLMAIR

Im November vergangenen Jahres hat die Landesversammlung der Südtiroler Volkspartei einer Reihe von Maßnahmen und deren Durchführung zugestimmt, welche die friedliche Beilegung der bestehenden Differenzen in der Südtirolfrage zum Ziele haben. Die unter dem Namen „Paket“ und „Operationskalender“ auch in der breiten Öffentlichkeit bekannt gewordene Materie war Gegenstand langer Verhandlungen und vielfältiger Kontakte zwischen einheimischen, österreichischen und italienischen Stellen. Großer Wert wurde auf die Erarbeitung jener Bestimmungen gelegt, die dem Schutz der bodenständigen Bevölkerung im sprachlich-kulturellen Bereich gelten. Die Sorge um den Bestand der deutschen und ladinischen Volksgruppe im Wechselspiel zwischen dem natürlichen Wachstum und dem nach nationaler Zugehörigkeit unterschiedlichen Ausmaß der Wanderbewegungen sowie um die Erhaltung der eigenen Art in ihrer beruflichen, sozialen und kulturellen Geltung und damit letzten Endes bevölkerungsgeographische Inhalte stehen mit Recht im Vordergrund aller Erörterungen um Südtirol. Im Band 1967 dieses Jahrbuches wurde versucht, einen Überblick darüber nach dem damaligen Stand der Entwicklung zu entwerfen.

Schon eine flüchtige Reise über den Brenner macht deutlich, daß auch im wirtschaftlichen Gefüge Südtirols tiefgreifende Änderungen Platz gegriffen haben. Sie blieben nicht auf jene Gebiete beschränkt, wo die staatliche Planung der Zwischenkriegsjahre neue Industrien ins Land gebracht hatte, wie etwa in Bozen, sondern sind mit unterschiedlicher Wirkung überall spürbar, in den Berggebieten abseits der großen Durchgangslinien ebenso wie in den geräumigen Talzonen. Zwischen 1951 und 1961, den beiden Jahren der letzten italienischen Volkszählungen, ist in Südtirol die Zahl der in der Landwirtschaft Tätigen um 13.000 und somit um rund 20 Prozent zurückgegangen. Der dadurch ausgewiesene Wandel in der Berufsgliederung hat sich bis in die Gegenwart fortgesetzt, da seither die Landwirtschaft schätzungsweise weitere 4000 Arbeitskräfte verlor. Es bedarf somit keiner aufwendigen Strukturanalyse, um zu erkennen, was für die Verantwortlichen im Lande im Mittelpunkt aller Wirtschaftsplanungen steht: Die Landflucht, ein in Mitteleuropa seit Jahrzehnten wirksamer Vorgang, hat auch in Südtirol eingesetzt. Mögen zwar die von der Statistik gelieferten Verlustquoten bei weitem nicht in allen Fällen einem echten Berufswechsel, sondern häufiger noch einer anderen Berufsbewertung entsprechen¹, so bleibt doch kein Zweifel, daß an Etsch und Eisack, im Vintschgau ebenso wie im Pustertal, die im altüberlieferten bäuerlichen Milieu verankerte Gesellschaftsordnung allmählich durch neue Lebens- und Wirtschaftsformen ersetzt wird.

Die Frage nach dem tatsächlichen Leistungsvermögen der Agrarproduktion hat dadurch mehr denn je an Bedeutung gewonnen. Trotz der genannten Verschiebungen im beruflichen Gefüge bezieht immer noch über ein Drittel der deutschen und ladinischen Bevölkerung seinen Lebensunterhalt aus der *Land- und Forstwirtschaft*². Mehr als vier

¹ Vgl. Leidlmair, 1967, S. 121 f.

² Dieser Wert läßt sich auf Grund der Volkszählung 1961 und der inzwischen eingetretenen Entwicklung schätzen, nicht aber mit statistischer Genauigkeit begründen.

Fünftel des Landes liegen in über 1000 Meter Meereshöhe. Südtirol ist daher in erster Linie ein *Bergbauernland* mit ähnlichen Produktionszielen und -bedingungen, wie sie in Tirol nördlich des Alpenhauptkammes herrschen. Obwohl in den bergbäuerlichen Betrieben der Umbruch der Gegenwart nur zögernd voranschreitet, sind auch hier die in den letzten beiden Jahrzehnten eingetretenen Veränderungen nicht zu übersehen. Sie äußern sich darin, daß der Bergbauer die durch Jahrhunderte angestrebte Selbstversorgung zugunsten der Marktbelieferung aufgibt. Durch diese Umstellung wird vor allem der zum Teil wenig rentable *Getreidebau* betroffen, was sich im Rückgang der Ackerfläche zwischen 1929 und 1961 um fast 30 Prozent niederschlägt. Seine Obergrenze ist dadurch vielerorts abgesunken. So auch auf dem Finailhof im Schnalser Tal, wo der Roggenanbau, der hier in 1950 Metern über dem Meeresspiegel den Höhenrekord im ganzen Lande hielt, vor einigen Jahren eingestellt wurde. Bis auf wenige Reste im Gsieser Tal ist der Flachs, der um die Jahrhundertwende vor allem im Einzugsgebiet des Pustertales weit verbreitet war³, verschwunden. Die Aufgabe der selbstgenügsamen Hofwirtschaft und die dadurch eintretenden Umstellungen in den Ernährungswünschen haben ferner dazu geführt, daß auch der Buchweizen seltener geworden ist, der mit seinen blaßroten Blüten auf den abgeernteten Roggenfeldern eine besondere Zierde des Landschaftsbildes im unteren Eisacktal bildet. Als einzige Ackerfrucht, die in der bergbäuerlichen Wirtschaft in größerem Umfang der Marktbelieferung dient, ist die *Kartoffel* geblieben. Im nördlichen Teil des Brixner Beckens und im Pustertal haben sich über 900 landwirtschaftliche Betriebe auf den Anbau von Saatkartoffeln spezialisiert. Sie folgten dabei einer schon in der österreichischen Vorkriegszeit gegebenen Anregung, und die meisten haben sich zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen, die jährlich etwa 10.000 Tonnen erzeugt. Besonders das Pustertal besitzt wegen seiner geringeren Temperaturen und seiner beträchtlichen Niederschläge, welche den Schädlingsbefall durch Virusinfektionen behindern, ausgeprägte „Gesundlagen“ dafür. Der in der Campagna und in der neapolitanischen Küstenzone konzentrierte italienische Frühkartoffelanbau bezieht daher beträchtliche Mengen seines Saatgutes aus den Lagerhäusern der Pustertaler Genossenschaft in Bruneck und in Olang⁴.

Bei weitem der größte Teil der durch die Einschränkung des Getreidebaues frei gewordenen Fläche ist in den Berglagen jedoch dem Grünland zugefallen und hat somit das immer schon bestehende Übergewicht der *Viehwirtschaft* verstärkt. Sie ist in ganz Südtirol mit gut 30 Prozent am Bruttoerlös der Landwirtschaft beteiligt. Weit an der Spitze steht die Rinderhaltung. Ihre zahlenmäßigen Veränderungen blieben in den letzten fünf Jahrzehnten gering, trotzdem ist eine erhebliche Leistungssteigerung eingetreten, vor allem durch die Verbesserung und die Bereinigung der Viehrassen. Im Vintschgau und im oberen Eisackgebiet hat sich das auf den italienischen Märkten wegen seiner vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten beliebte Braunvieh voll durchgesetzt. Den mittleren Teil des Landes beherrscht das der Hochgebirgsnatur besonders angepaßte Tiroler Grauvieh, während im Pustertal und in seinen Nebentälern das vorwiegend für den heimischen Bedarf gezüchtete Pinzgauer Rind überwiegt. Die in der jüngeren Vergangenheit erzielten Fortschritte dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß gerade auf dem Gebiet der Viehwirtschaft noch manche Reserven einer weiteren Ertragssteigerung brachliegen. So sind von den etwa 19.000 rinderhaltenden Betrieben nur 4500 an eine genossenschaftliche Milchverwertung angeschlossen, und lediglich ein Viertel des Milchaufkommens, dessen Erlös die Einkünfte aus der Fleischlieferung bei weitem übertrifft, wird durch Sennereien erfaßt⁵. Die in vielen Teilen des Landes immer noch bestehende verkehrsmäßige Isolierung der landwirtschaftlichen Betriebe und die Notwendigkeit eines

³ Rutz, 1969.

⁴ Vgl. Nägele 1968.

⁵ Forster, 1968, S. 104 ff.

großzügigen Ausbaues der Güterwege kommt darin zum Ausdruck. Obwohl Südtirol in der Seiser Alm die größte und eine der ertrageichsten Almflächen der Ostalpen besitzt, wäre eine Verbesserung gerade der *Almwirtschaft*, ohne deren Hilfe ein Viertel des Viehstandes nicht mit wirtschaftseigenem Futter zu versorgen wäre, dringend erwünscht. Die weit fortgeschrittene Verunkrautung und Versteinung haben den Ertrag der Weideflächen herabgesetzt, zumal der zahlenmäßig zu starke Viehauftrieb in den vergangenen Jahrzehnten zu einer erheblichen Überbeanspruchung der Almen führte. Auch die Almhöfen und Almwege entsprechen nicht den Ansprüchen einer modernen Wirtschaftsführung. Seit wenigen Jahren wird außerdem in der Almregion Südtirols der Mangel an Arbeitskräften, der in den meisten Teilen der Alpen schon längst zu einem kaum zu lösenden Problem geworden ist, spürbar. Dies gilt vor allem für die Nähe der Fremdenverkehrszentren. So ist auf den Almen im Hintergrund des Prager Tales seit der letzten größeren und verlässlichen Erhebung im Jahre 1873 (!) die Zahl der Arbeitskräfte um 40 Prozent zurückgegangen, und in den ganzen nordöstlichen Dolomiten südlich des Hochpustertales war 1966 ein Drittel des Almpersonals über 50 Jahre alt⁶. Im gleichen Gebiet wurden außerdem zwischen 1960 und 1967 zehn Almen aufgelassen. Sicher wäre es voreilig, diese Zahlen zu verallgemeinern, denn nördlich des Pustertales ist die *Almwirtschaft* vorerst noch in vollem Umfang intakt geblieben. Ebenso verfehlt wäre es aber auch, die dadurch angedeuteten Symptome einer zukünftigen Entwicklung zu übersehen, die sich in kurzem überall durchsetzen kann.

Weit über die eigenen Grenzen hinaus ist Südtirol durch die Zucht des *Haflinger*-Pferdes bekannt. Der Name ist insofern irreführend, als nicht nur in Hafling, sondern auf der ganzen Terrassenflur hoch über dem Etschtal zwischen Meran und Bozen und in seiner Fortsetzung über den Ritten nach Barbian und Villanders sowie im Sarntal die Pferdezucht betrieben wird. Die Motorisierung und Technisierung der Landwirtschaft, die in Südtirol selbst sehr weit fortgeschritten sind, haben sich bisher nicht nachteilig ausgewirkt, und die Nachfrage nach dem wegen seiner vielen Verwendungsmöglichkeiten und seiner Gutmütigkeit beliebten *Haflinger*-Pferd ist vor allem in der Lombardei, aber auch in anderen Teilen Italiens, wohin jährlich etwa 500 bis 600 Tiere gehen, gleichgeblieben.

Die *Waldfläche* umfaßt beinahe 50 Prozent der land- und forstwirtschaftlichen Nutzfläche, wobei die bedeutendsten Holzreserven im Südosten des Landes, im Dolomitenvorland und im Pustertal, liegen. Hier ist auch der Anteil des Privatwaldes am größten. Die Verwertung des Holzes erfolgt zumeist in Südtirol selbst, dessen Sägewerke ohnehin bei weitem nicht ausgelastet sind. Nur etwa ein Fünftel des jährlichen Einschlages geht als Rundholz in die anderen Provinzen Italiens.

Im Vintschgau, jenseits der großen Talstufe zwischen Schlanders und Kortsch, im Eisacktal oberhalb von Franzensfeste und im Pustertal östlich der Mühlbacher Klause nimmt die vorwiegend auf die Viehhaltung ausgerichtete Bergbauernwirtschaft auch die Talsohlen der Haupttäler ein. Im tieferen Etsch- und Eisackgebiet hingegen überwiegen die auf den Obst- und Weinbau spezialisierten *Intensivkulturen*. Die *Rebe* blickt in Südtirol auf eine sehr lange Tradition zurück. Sie wurde nicht erst von den Römern eingeführt, vielmehr beweist ein in Stufels bei Brixen gefundenes Tongefäß, das Traubenkerne enthielt, daß sie schon im 5. vorchristlichen Jahrhundert und somit in vorrömischer Zeit kultiviert wurde. Der römische Einfluß hat allerdings manche Anregungen vermittelt, die in Fachausdrücken des Anbaues und der Kellertechnik heute noch sichtbar sind⁷. Zur weiteren Verbreitung des Weinbaues haben bayerische und schwäbische Klöster und Hochstifte beigetragen, die im Mittelalter reichen Besitz in Südtirol erhielten. Die heutige Grenze liegt innerhalb der schon genannten Ausdehnung der Intensiv-

⁶ Krauter, 1968, Tabellenanhang.

⁷ Vgl. Tumler, 1924.

kulturen bei 750 Meter über dem Meeresspiegel, obgleich an einigen besonders sonnigen Stellen, wie am Ritten und am Ausgang des Villnösser Tales, die obersten Vorkommen noch die 900-Meter-Höhenlinie überschreiten. Schon unter Kaiserin Maria Theresia setzten Bemühungen ein, den Weinbau in den ebenen Talsohlen einzuschränken, eine Entwicklung, die vor allem in der jüngeren Vergangenheit zu dem Ergebnis führte, daß sich auch in den Hauptanbaugebieten zwischen Meran und Salurn der Weinbau weitgehend auf die sonnigen Hangbereiche sowie auf die trockenen Schwemmkegel und Schotterlagen zurückgezogen hat. Vor dem ersten Weltkrieg bewirkte allerdings die günstige Absatzlage innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie noch eine Ausdehnung der Rebkultur, so daß diese Verlagerung in vollem Umfang erst in den letzten 50 Jahren eingetreten ist. Die Angliederung an Italien und damit an einen der größten Weinproduzenten der Erde zwang den Südtiroler Winzer zu einer strengeren Qualitätsauslese und damit zu einer erheblichen Einengung des Anbaus auf die klimatisch besten Lagen. So wird in den amtlichen Angaben die Rebfläche Südtirols im Jahre 1968/69 mit 5349 ha ausgewiesen⁸, was im Vergleich zu jener am Ende des ersten Weltkrieges einem Rückgang von 40 Prozent entspricht⁹. In den Gemeinden Eppan und Kaltern allerdings ist diese negative Bewegung zumindest in den letzten beiden Jahrzehnten nicht eingetreten, so daß das Überetsch mit seinen seit alters berühmten Lagen oberhalb des Kalterer Sees, am Schreckbühl oder bei Missian seine führende Rolle in der Weinwirtschaft Südtirols weiter ausbauen konnte. Über die Hälfte der landwirtschaftlichen Nutzfläche ist hier mit Reben bepflanzt, und die Genossenschaftskellereien von Eppan allein stellen über ein Viertel der Lagerkapazität des ganzen Landes. In vielen bäuerlichen Betrieben hat der Weinbau daher die Stelle einer Monokultur eingenommen. Trotz der scharfen Konkurrenz mit den italienischen Produktionsgebieten ist es der Weinwirtschaft Südtirols, die im jährlichen Durchschnitt über 500.000 Hektoliter erzeugt, gelungen, zwei Drittel des gesamten staatlichen Weinexports in die Bundesrepublik Deutschland zu bestreiten, die mit 61 Prozent der heimischen Ausfuhr weit vor der Schweiz (32 Prozent) und Österreich (7 Prozent) liegt¹⁰. Ein besonderes Anliegen der Kellereien und des Handels muß es somit sein, den Ruf der Südtiroler Weine durch eine gesetzliche Sicherung der Herkunftsangaben zu wahren. Der Vorschlag des zuständigen italienischen Nationalkomitees, den Schutz der Ursprungsbezeichnung „Kalterer See“ auch auf einige Gemeinden des Trentino auszudehnen, hat daher heftige Proteste ausgelöst und nicht zu Unrecht den Verdacht genährt, man wolle auf diese Weise den vielfach unbekanntem Trentiner Weinen Zutritt zu den ausländischen Märkten verschaffen.

Der *Obstbau*, der zumindest in großen, geschlossenen Beständen ebenfalls im Brixner Becken und an der Talstufe von Kortsch beginnt, zeigt eine im Vergleich zum Weinbau gegensätzliche Entwicklung. Ausgehend von bescheidenen Ansätzen im Weichbild von Bozen und Meran kam es zu einer ersten kräftigen Ausweitung des Anbaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als durch die Eröffnung der Brennerbahn (1867) und der Strecke zwischen Meran und Bozen (1881) der Absatz größerer Mengen möglich wurde. Auch der um die Jahrhundertmitte einsetzende Fremdenverkehr in Meran, der das Etschländer Obst weit über die Grenzen des eigenen Landes bis an den russischen Hof bekannt machte, wirkte sich günstig aus. Die entscheidenden Voraussetzungen für die überragende Rolle des Obstbaues in zahlreichen Gemeinden schuf indessen erst die Regulierung der Etsch, die mit einem Kostenaufwand von über zehn

⁸ Landwirtschaftsinspektorat Bozen.

⁹ Den Daten des Landwirtschaftsinspektorates Bozen müßte darüber hinaus entnommen werden, daß allein zwischen 1960 und 1968/69 der Südtiroler Weinbau 24 Prozent seiner Fläche geräumt hätte. Dieser Wert dürfte jedoch einer näheren Prüfung nicht standhalten und auf eine unterschiedliche Einschätzung der Rein- und Mischbestände zurückgehen. Die größten Verlustquoten liegen vielmehr in der Zeit zwischen den beiden Kriegen.

¹⁰ Böhm, 1969, S. 48 ff.

Millionen österreichischer Gulden zwischen 1882 und 1893 ausgeführt wurde. Die Bändigung des Flusses durch die Eindämmung seiner Ufer, die Verkürzung seines Laufes und durch Korrekturen der einmündenden Nebenflüsse, um den Rückstau zu beseitigen, legten den Grund für eine tiefgreifende Veränderung der Talsohle zwischen Meran und Salurn. Wo bis dahin Auwälder und Möser herrschten, die höchstens als Frühjahrs- und Herbstweiden der benachbarten Berggemeinden oder durch ihre Schilflieferung einen bescheidenen Nutzen brachten, drang nun das Kulturland in raschem Tempo vor. Vollends nach dem ersten Weltkrieg kam es in der ehemals versumpften Talsohle zu einer rapiden Ausdehnung des Obstbaues, der schließlich auch den Mais, den man in der Regel als erste Frucht nach der Trockenlegung gepflanzt hatte, verdrängte. Die Einführung amerikanischer Apfelsorten nach 1930, wie Jonathan, Wagner, Morgenduft und Winesap, die sich für die feuchte Niederungszone mit ihrem hohen Grundwasserstand besonders eigneten, unterstützte diese Entwicklung. Die steile Kurve, mit welcher die Vergrößerung der Obstbestände anstieg, zeigt folgende Flächenstatistik:

<i>Jahr:</i>	<i>Obstbau in Hektar:</i>
1929	7.344
1954	11.778
1960	12.150
1968/69	14.388 ¹¹

Ein geschlossener Obstwald, der sich vom Meraner Becken durch das mittlere Etschtal in das Bozner Unterland bis südlich von Auer erstreckt, ist der im Landschaftsbild sichtbare Ausdruck des kultur- und agrargeographischen Wandels. Der Südtiroler Obstbau erzeugt vor allem Kernobst und darunter in erster Linie Äpfel, die in den letzten Jahren gut 85 Prozent der gesamten Ernte bildeten. Das Steinobst erlangt nur im Vintschgau zwischen Naturns und Kortsch eine größere Bedeutung. Es ist auf Marillen spezialisiert und hat in den letzten 50 Jahren jedoch nicht nur relativ, sondern auch in seinen absoluten Mengen an Bedeutung verloren. Knapp vor dem zweiten Weltkrieg brachte der Südtiroler Obstbau etwa 8000 Waggon (zu zehn Tonnen) auf den Markt, inzwischen ist die Durchschnittsernte auf rund 32.000 Waggon angestiegen. In den großen, geschlossenen Anbaugebieten ist der Obstbau ebenfalls zur Monokultur geworden. Der wegen der Ertragssteigerung und wegen der Schädlingsbekämpfung notwendige Verzicht auf den Grasnutzen unter den Bäumen hat dazu geführt, daß die Viehhaltung in den spezialisierten Obstbaubetrieben aufgegeben oder zumindest erheblich eingeschränkt wurde. Aus dem Obstbauern ist somit vielfach ein Obstproduzent geworden. Diese Umstellung findet häufig ihren Niederschlag in neuen Formen des ländlichen Hauses. Für den zur Monokultur aufgestiegenen Obstbau genügt ein Raum, um den Traktor, einen Anhänger und die Spritzgeräte einzustellen, während im Obergeschoß einige Fremdenzimmer zur Vermietung an Sommergäste vorgesehen sind. Stärker als die Rebkultur ist der Obstbau auf den Export angewiesen und dadurch einem noch schärferen Wettbewerb ausgesetzt, vor allem durch das gesteigerte Angebot in den EWG-Ländern, wo in den letzten Jahren die Apfelproduktion einen Bedarfsüberschuß von 20 Prozent erreicht hat. Angebot und Nachfrage sind somit einem steten Wechsel unterworfen, der außerdem durch die Änderungen in der Geschmacksrichtung der Konsumenten in Bewegung gehalten wird. Eine sorgfältige Markterkundung und Absatzlenkung ist somit erforderlich, welche gerade in der Obstwirtschaft zum Aufbau eines leistungsfähigen Genossenschaftswesens beigetragen hat. Um die Ernte bis zu einem preisgünstigen Absatz im Lande lagern zu können,

¹¹ Leidlmair, 1958, S. 177; Angaben des Landwirtschaftsinspektorates Bozen.

entstanden zahlreiche Kühlhäuser, deren Kapazität im Jahre 1966 26.000 Waggon zu je zehn Tonnen erreichte. Südtirol steht somit unter allen obstproduzierenden Ländern der Erde an der Spitze, was die Dichte der modernen Kühleinrichtungen betrifft. Trotz aller Bemühungen hat es indessen den Anschein, als habe der Obstbau die Obergrenze seiner Rentabilität erreicht, da die stark angestiegene Eigenerzeugung in den bisherigen Aufnahmegebieten zu empfindlichen Preistrückgängen und Absatzschwierigkeiten geführt hat, welche deutlich die Gefahren einer allzu einseitigen Ausrichtung in der Landwirtschaft ans Licht treten lassen.

Entschließt sich der Bergbauer nur zögernd für die Fortschritte der modernen Agrartechnik, so hat es der Südtiroler Obst- und Weinbauer schon frühzeitig gelernt, alle sich anbietenden Mittel der Produktionssteigerung in seinen Dienst zu stellen. Dies zeigt sich unter anderem im Ausbau der künstlichen Beregnung, vor allem in den tieferen Talbereichen, die insgesamt auf einer Fläche von etwa 13.300 ha eingerichtet ist, wobei über ein Drittel aller Anlagen auch der Bekämpfung der Spätfröste im Frühjahr dient.

Die *gewerbliche Wirtschaft* Südtirols beschränkte sich bis vor kurzem bei der bodenständigen Bevölkerung auf das Handwerk, dessen Leistungsfähigkeit wegen der vorherrschenden Kleinstbetriebe in mäßigen Grenzen blieb und das somit in den meisten Fällen nicht die Kraft zur industriellen Aufstockung besaß. So hat die eigentliche Industrie — abgesehen von einigen Textilbetrieben — erst durch die italienischen Gründungen der Zwischenkriegsjahre in Sinnich bei Meran und vor allem in der Bozner Industriezone mit ihren Schlüsselbetrieben in der Auto-, Stahl-, Magnesium- und Aluminiumbranche Fuß gefaßt. Auch der großzügige Ausbau der Wasserkräfte bis zu einem Jahresbetrag von über fünf Milliarden Kilowattstunden steht weitgehend damit im Zusammenhang. Die wachsende Überbesetzung und folglich Unterbeschäftigung in der Landwirtschaft hatte jedoch bewirkt, daß in den vergangenen 15 Jahren auch bei den einheimischen Volksgruppen und ihrer Führung der Wunsch nach einer stärkeren Industrialisierung wach geworden ist. So entstanden mit Hilfe einer zielstrebigem Industrieförderung zwischen 1959 und 1963 43 neue Betriebe, wovon gut die Hälfte Filialen auswärtiger Firmen, vorwiegend aus dem EWG-Raum, sind. Darunter befinden sich — um nur Beispiele zu nennen — ein Betrieb in Schluderns, der mit über 300 Arbeitskräften Baubeschläge herstellt, eine Westberliner Blusenfabrik in Prad im Vintschgau, die 100 Frauen beschäftigt, und bei Bruneck die Niederlassung einer deutsch-englischen Firma, in der beinahe 500 Arbeitskräfte Gelenkwellen erzeugen. Vor kurzem ist die Entscheidung gefallen, daß südlich von Brixen, wo auch die durch ihre optischen Artikel weltbekannte, einheimische Firma Durst ihren Sitz hat, eine große Filiale der Continentalwerke aus Hannover mit über 700 Arbeitern in der ersten Ausbaustufe errichtet werden soll¹². An anderen Orten, z. B. bei Leifers und Lana, sind kleinere Industriezonen vorgesehen im Rahmen eines Planes, der im ganzen die dezentralisierte Niederlassung der Industrie zum Ziele hat, welche die Gewähr bietet, daß die nebenberuflichen Bindungen zur Landwirtschaft erhalten bleiben. Sie sind für viele, die plötzlich einem ungewohnten Arbeitsstil gegenüberstehen, Rückhalt und innere Sicherheit. Ein kleines Dachplattenwerk eines Einheimischen am östlichen Ortsrand von Kiens, das heute schon vier Tochterbetriebe in Ober- und Mittelitalien besitzt, zeigt deutlich, daß die für den Aufbau einer leistungsfähigen Industrie erforderlichen Talente, nämlich der Typ des entscheidungsfreudigen Unternehmers, auch in Südtirol gefunden werden können, wenn die äußeren Voraussetzungen gegeben sind.

Die Veränderungen in der Berufsstruktur, die ein Vergleich der Volkszählungsergebnisse von 1951 und 1961 erhellt, lassen eine beträchtliche Abwanderung aus der Landwirtschaft zu den Dienstleistungen vermuten. Hier spielen ohne Zweifel die Verdienstmöglichkeiten im *Fremdenverkehrsgewerbe* herein. Vor dem ersten Weltkrieg war Süd-

¹² Vgl. Mumelter, 1970.

tirol ein besonderes Anziehungsgebiet des Erholungswesens und des Tourismus mit einer beträchtlich höheren Frequenz als Tirol nördlich des Brenners. Schon in den Zwischenkriegsjahren und noch mehr nach 1945 hat sich dieses Verhältnis radikal zu seinem Nachteil verändert. Südtirol war für den Ausländerverkehr zum Durchzugsgebiet und zum Ziel kurzer Aufenthalte geworden. Nur in den Berggebieten hatte sich ein stärkerer Erholungsverkehr erhalten, jedoch mit vorwiegend italienischen Gästen und somit einer knapp bemessenen Saison, die wegen der geringen Kapazitätsausnutzung keine großen Investitionen erlaubte. Vor gut zehn Jahren ist auch in diesem Bereich ein entscheidender Umschwung eingetreten. Er äußert sich in einem erheblichen Anstieg der Fremdenzahlen, ganz besonders durch den in steiler Kurve zunehmenden Zustrom deutscher Gäste, die beinahe überall die Spitze in der Fremdenverkehrsstatistik eingenommen haben. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der Ausländer hat sich dadurch erheblich verlängert¹³ und zu einer kräftigen Ausweitung der bisher zu kurzen Saison beigetragen. Der zwar immer noch bestehende Rückstand gegenüber Nordtirol wurde somit verringert, und auch der Ausnutzungsgrad der Fremdenverkehrseinrichtungen, der besonders bei den Privatquartieren sehr gering war, ist größer geworden.

Manche Anzeichen in der Bevölkerungsentwicklung Südtirols geben — gemessen an den Verhältnissen zwischen den beiden Kriegen und in der Nachkriegszeit — zu optimistischen Hoffnungen Anlaß. Auch im Wirtschaftsleben hat sich vieles zum Besseren gewandt. Dies betrifft vor allem die stärkere Beteiligung der deutschen und ladinischen Volksgruppe auch an jenen Erwerbszweigen, die außerhalb des agraren Sektors liegen. Ob diese Umstellung zu einem dauerhaften Erfolg führen wird, ist nicht nur eine Frage der Arbeitsplätze und neuer Investitionen. Ebenso entscheidend wird sein, ob die davon betroffenen Menschen, die in Südtirol diesen Weg in rascheren Schritten als anderswo zu bewältigen haben, die damit verbundenen gesellschaftlichen Probleme meistern werden.

Literatur:

- IX. Censimento generale della popolazione 4. XI. 1951, Vol. 1, Fasc. 17, Roma 1955.
 X. Censimento generale della popolazione 15. X. 1961, Vol. 3, Fasc. 21, Roma 1964.
Böhm, A.: Die Weinkellereien Südtirols. Beiträge zur alpenländischen Wirtschafts- und Siedlungsforschung 68, 1969, 125 S.
Forster, H.: Die Rinderwirtschaft Südtirols. Beiträge zur alpenländischen Wirtschafts- und Sozialforschung 17, 1968, 205 S.
Krauter, K. G.: Die Landwirtschaft im östlichen Hohepustertal. Tübinger geogr. Studien H. 25, 1968, 186 S.
Leidlmair, A.: Bevölkerung und Wirtschaft in Südtirol. Tiroler Wirtschaftsstudien 6. Fg., Innsbruck 1958, 296 S.
Leidlmair, A.: Südtirol — Wandlungen im Bevölkerungsbild im Land an der Etsch. Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins 1967, S. 117—122.
Mumelter, N.: Neue Industrien in Südtirol. Südtiroler Bauernkalender 1970, 7 S.
Nägele, E. H.: Der Anbau von Kartoffelsaatgut in Südtirol. Beiträge zur alpenländischen Wirtschafts- und Sozialforschung 34, 1968, 78 S.
Rutz, W.: Der Flachs-anbau im westlichen Pustertal. Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 17. Jg., 1969, S. 107—112.
Tumler, F.: Herkunft und Terminologie des Weinbaues im Etsch- und Eisacktale. Schlern-Schriften, Bd. 4, Innsbruck 1924, 42 S.

¹³ Von 2,7 Tagen im Jahre 1953 auf 7,7 Tage im Jahre 1967.

Anschrift des Verfassers:

Univ.-Prof. Dr. Adolf Leidlmair, Freundsbergstraße 22, A-6020 Innsbruck

Der Sass de Mura in den Feltriner Alpen

(Eine Monographie)

FRANZ HAULEITNER

Auf der Fahrt von dem malerisch zu Füßen der Schiara gelegenen Belluno nach dem reizenden, venezianischen Kleinstädtchen Feltre gewahrt man etwa auf halbem Wege rechter Hand hoch über der Val Canzoi eine riesige Felsbastion, die, ihre Umgebung weit überragend, in einer fast 2000 Meter hohen Südflanke gegen den Lago della Stua abfällt. Das ist die höchste Erhebung der Feltriner Alpen, der mächtige Sass de Mura! Eigentlich müßte der Berg Sasso al Mura heißen, denn sein Gipfelaufbau erhebt sich über hohen rinnenzerfurchten Mauern, die ihrerseits mehrfach durch Bandsysteme unterbrochen werden und dem Berg das Aussehen eines Monuments, eines „Felskastells“ (Oscar Schuster), verleihen, wie man es in ähnlicher Art in den Dolomiten nicht wieder findet.

Der Berg erhielt seinen alten Namen — Sasso di Mur — zweifellos von den Bewohnern des Piavetales und der Val Canzoi. Erst später, als sich mutige Jäger immer weiter empor bis zu den Bandsystemen des „Sasso“ wagten und zur Zeit der beginnenden alpinen Erschließung erkannte man, daß nicht nur eine Mauer (Südwand), sondern deren vier, nach allen Himmelsrichtungen weisend, vorhanden waren. Aus dieser Zeit stammt der sich bis heute erhaltene Name „Sass de Mura“ (Plural). So ist es nicht verwunderlich, daß dieser Berg unter den wenigen Gebietskennern seiner prallen, unnahbaren Wände, seiner kühnen Grate und Kanten wegen seit jeher für unbesteigbar galt. Hinzu kam der Umstand, daß man den Berg aus den umliegenden Tälern nur von der Gegend um S. Giustina (Piavetal) und Imer-Mezzano (Cismonetal) bewundern kann, nach allen anderen Seiten verbirgt er sich hinter bewaldeten und sekundären Erhebungen. Von den hohen Dolomitbergen im Norden, etwa von den Zinnen der Pala oder der Civetta, fällt er sofort durch seinen breiten, trapezförmigen Aufbau ins Auge. Doch wer kennt schon den Namen dieses Berges, wer weiß, daß man es hier mit der höchsten Erhebung der Feltriner Alpen und nicht mit einem niedrigen Ausläufer der Palagruppe zu tun hat. Nur unter den Bergfreunden von Feltre, Padua, Treviso, Venedig usw. ist der Sass de Mura bekannt, denn für sie ist er ein schnell erreichbares Kletterziel (für die Strecke Venedig—Val Canzoi muß man mit dem Auto etwa 1½ Stunden rechnen). Aber auch der Umstand, daß die Feltriner Alpen in den Augen der italienischen Bergsteiger eher als Vorgebirge (Prealpi) und Trainingsgebiet angesehen werden und vor allem das Fehlen einer auf den modernen Stand gebrachten Führerliteratur sind Schuld, daß diese Berge heute zu den unbekanntesten und einsamsten in den Ostalpen zählen.

Der Sass de Mura liegt in der Cimonegagruppe, einer Untergruppe der Feltriner Alpen, die durch den Ceredapass von der nördlich gelegenen Palagruppe getrennt werden. Im Bereich der Cimonegagruppe erhebt sich gleich südlich des Ceredapasses das Zackenlabyrinth der Pale del Garofolo, aus dem der kegelförmige Obelisk des Piz di Sagron (2486 m), meist kurz „Il Piz“ genannt, mächtig hervorragt. Hier teilt sich der Hauptkamm in einen südöstlichen und in einen südlich verlaufenden Ast. Ersterer weist als bedeutendste Erhebungen den Sasso Largo (2300 m), Sasso delle Undici (2310 m) und die Punta del Comedon (2325 m) auf, er endet an der Forcella dell'Omo (1946 m),

welche die Cimonegagruppe von der südlich gelegenen Brandoligruppe trennt. Der bedeutend schroffere nach Süden verlaufende Hauptkamm wirft als ersten Gipfel den schönen Piz de Mez (2440 m), der auch Torre Cimonega oder Monte Pizzoc benannt wird, auf. Dieser fällt mit gerümpfem Südgrat gegen die tiefe Kerbe der Forcella di Cimonega (2145 m) ab. In beispielloser Kühnheit reckt sich von hier gegen Süden die messerscharfe Nordkante des Sass de Mura gegen den Himmel, rechts und links von abweisenden Wänden flankiert. Zwischen den beiden erwähnten Gratzügen ist ein weites, durch den Südsporn des Piz de Mez (Col del Mul) zweigeteiltes Hochkar (Busa del Cimonega) eingebettet. Der östliche Teil desselben stellt eine liebliche, blumenreiche Wiesenoase dar. Am Rand zum Südabfall dieses „Pian della Regina“ gegen die Val Caorame steht das neue Bivacco Feltre. Der westliche Teil dieses Hochkares, „Pian del Re“, breitet sich direkt zu Füßen der Wände des Sass de Mura, Spallone Orientale del Sass de Mura, Col del Mul und Piz de Mez aus.

Der Hauptgipfel (Nordostgipfel, 2547 m) des Sass de Mura entsendet einen steilen, kurzen Südostgrat gegen die flache Schulter des Spallone Orientale del Sass de Mura (2381 m), wo der Grat mit einem Felsenfenster („Finestra“) aufsetzt und mit der Schulter eine Einsattelung bildet, die allgemein „Forcella della Finestra“ (2358 m) genannt wird. Im weiteren Verlauf fällt die genannte Schulter nochmals mit einem Südostgrat gegen den wenig ausgeprägten Gipfel des Monte Vierte (1906 m) ab, der wiederum eine steile, gebänderte und stark bewachsene, fast 1000 Meter hohe Südostwand gegen die Val Caorame hin entsendet. Ferner zieht vom Hauptgipfel ein schmaler, gerümpfter, etwa 230 Meter langer Grat zu dem um 25 Meter niedrigeren Südwestgipfel (2522 m), von dem einerseits ein von Bändern unterbrochener Südgrat gegen den Passo de Mura (1867 m) und den Passo d'Alvis (1880 m), der Südgrenze der Cimonegagruppe gegen die Vette di Feltre, abfällt, andererseits ein steiler, ebenfalls durch mehrere Absätze unterbrochener Westgrat gegen die Forcella di Neva (2148 m) zieht. Hier setzt sich ein Seitengrat in südwestlicher Richtung zu den Torri di Neva (2286 m) und Monte Neva (2228 m) fort, der zuletzt über den Col S. Pietro (1954 m) und die Cima Spizoti (1915 m) bewaldet gegen die Val Noana absinkt. So betrachtet, entsendet jeder Gipfel des Sass de Mura je zwei Grate, und zwar der Hauptgipfel nach Norden und Südosten, der Südwestgipfel nach Süden und Westen. Der Südgrat des Berges ist zweigeteilt. Der obere, gebänderte Gratteil wird durch eine Scharte von der Schulter der „Costa Visidoro“ (zirka 2300 m) getrennt, die steil gegen den Passo de Mura abfällt. Zwischen diesem Grat und den weiter westlich liegenden Gipfeln der Torri di Neva liegt die einsame „Busa di Neva“, ein wildes, fast nie besuchtes Hochkar.

Die oben besprochenen Grate schließen die vier großen Wände des Sass de Mura ein. Da wäre die schöne, etwa 300 Meter hohe Ostwand, die bis heute die meisten Anstiege aufzuweisen hat; auch die Erstbesteiger sahen in ihr die einzige Möglichkeit, zum Hauptgipfel zu gelangen. Zwischen der Nordkante und dem Westgrat ist die abweisende, lotrechte, über 500 Meter hohe Nordwestwand eingeschlossen. Besonders der Wandabsturz des Hauptgipfels ist außergewöhnlich glatt und weist im mittleren Teil einige weit vorkragende Überhänge auf. Die 300 Meter hohe Westwand wird von mehreren Bandsystemen durchzogen. Durch sie erfolgt der leichteste Zugang zum Südwestgipfel. Die höchste und schönste Wand des Sasso ist die fast 700 Meter hohe Südostwand. Zusammen mit der 300 Meter hohen Südwestwand des Spallone Orientale bildet sie eine grandiose zwei Kilometer breite Mauer. Ich habe bereits erwähnt, daß der eigentliche Gipfelaufbau des Berges von einem auffallenden Bandsystem umgeben wird. So erhebt sich die gewaltige Nordwand über der breiten Banca Posterna (abgeleitet von „posteriore“, also „hinteres Band“), einem schräg abfallenden Geröllband, von dem sich rinnendurchfurchte, brüchige Wände gegen die Val Giasinozza absetzen. Auch die Ostseite birgt ein von Nord nach Süd ansteigendes, ziemlich schmales Band, die Banca Soliva („solatia“, der Sonne zugewendet), die sich in der Südostwand

in fast 500 Meter Höhe fortsetzt, um am Südgrat in die Westwand einzubiegen und abfallend die Forcella di Neva zu erreichen. Während in der West-, Ost- und Nordseite fast alle Anstiege von den genannten Bändern weg zum Gipfel führen, ist die Südwand ganz einheitlich und erfährt durch die hier ganz schmale Banca Soliva kaum eine Unterbrechung. Betonen möchte ich, daß die Umwanderung des Sasso auf dem Bänderweg zu den schönsten Unternehmungen in den Südlichen Dolomiten gehört.

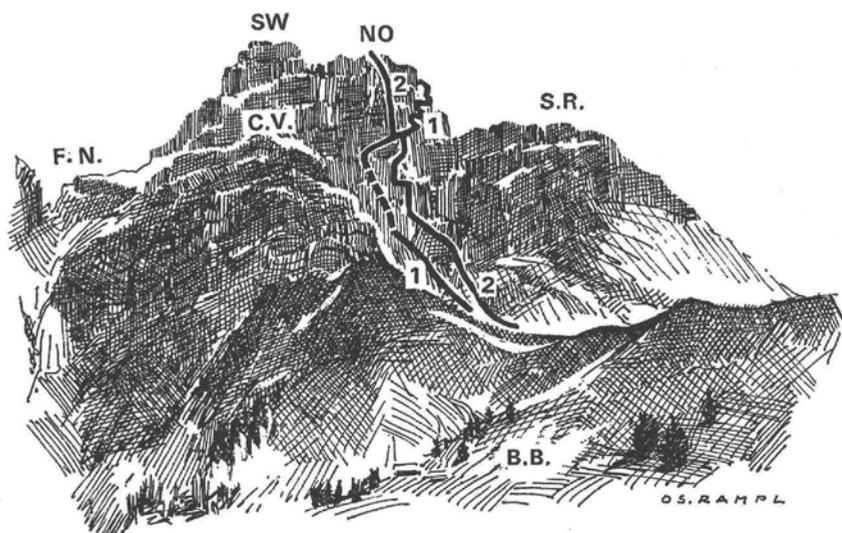


Abbildung 1

Die Südwand des Sass de Mura vom Monte Colsento (2021 m) aus gesehen

- | | |
|-------|---|
| F. N. | Forcella di Neva (2148 m) |
| C. V. | Costa Visidoro |
| S. R. | Spallone Orientale del Sass de Mura (2381 m) |
| B. B. | Bivacco Bruno Boz auf der Malga Nevetta (1718 m) |
| SW | Südwestgipfel (2522 m) |
| NO | Nordostgipfel (2547 m) |
| 1 | Anstieg über die Südwand und obere Ostwand („Via dei Vecchi“, M. Bettega, 1910) |
| 2 | Südwandpfeiler (D. d'Alberto, V. Delaito, E. und A. Meneghel, 1947) |

(Nicht eingetragen ist der neue Anstieg über die Direkte Südwand, Juli 1970.)

Der erwähnte Spallone Orientale fällt zwar nach Norden in steilen, von kurzen Wandbildungen unterbrochenen Schutthalden gegen den Pian del Re ab, nach Osten und Süden entfalten sich jedoch mächtige Wandbildungen. Durch einen auffallenden Kamin wird im nördlichen Teil der vollkommen glatten und überhängenden Ostwand des Spallone Orientale ein merkwürdiger Felsturm abgetrennt, die Punta del Re, die ebenfalls mit mächtiger Ostwand gegen den Pian del Re abfällt.

Der Sass de Mura besteht aus fast 700 Meter mächtigem Dachsteindolomit (Trias). Ihm zu Füßen, etwa am Passo de Mura, liegen lichtgefärbte Mergelkalke (Biancone) aus der Kreidezeit. Erst gegen den Monte Colsento treten wieder ältere Schichten aus der Jurazeit zutage. Deutlich ist die Störungslinie an den abwärts geneigten Schichten zu Füßen der Sass-de-Mura-Südostwand wie an den nach Norden einfallenden Bänken am Monte Colsento und Monte Alvis sichtbar. Somit stellt der Sass de Mura zusammen mit dem Monte Pizzocco die am weitesten nach Süden vorgeschobene Hoch-

burg aus Dachsteindolomit dar. Die große Banca Posterna an der Nordseite des Berges wird aus Raibler Schichten gebildet, darunter liegen Cassianer und Wengener Schichten, wobei als Riff-Facies derselben im nördlichen Teil der Cimonegagruppe (Piz di Sagron usw.) der Schlerndolomit auftritt. Über das interessante Störungssystem der Valsugana- und Belluneser Linie im Bereich der Feltriner Alpen kann hier nicht genauer eingegangen werden.

Die Cimonegagruppe wie die angrenzenden Teilgebiete der Feltriner Alpen weisen eine prachtvolle, großteils noch unberührte alpine Fauna und Flora auf. So finden wir z. B. an den Südhängen des Sass de Mura ausgedehnte Wiesen, auf denen Edelweiß, Enzian, Nelken, Anemonen, Soldanellen, Orchideen usw. gedeihen. Von größter Bedeutung für dieses einmalige Reservoir wird die Schaffung eines Nationalparks („Parco Nazionale delle Dolomiti“) sein. Dieser soll nach den Plänen Piero Rossis (Belluno) das gesamte Gebiet der Feltriner Alpen und Belluneser Alpen (Schiara-Prampèr) umfassen. Eine eigene Waldpolizei (Guardia Forestale) wird den Park überwachen. Es ist nur zu hoffen, daß es bald zur Verwirklichung dieser Idee kommt, wo Bestrebungen im Gange sind, welche die Erschließung der Feltriner Alpen mit modernen technischen Mitteln zum Ziel haben (Bau einer Seilbahn von Mezzano [Primör] auf den Monte Vederna und Monte Pavione [!], Bau einer weiteren Seilbahn aus der hintersten Val Canzoi zum Piano Eterno [Schigebiet], Errichtung einer versicherten Steiganlage [Via ferrata] auf den Sass de Mura, Vergrößerung des Bivacco Feltre zu einem Rifugio usw.).

Wie alle zu jener Zeit noch unbestiegenen Dolomitenberge stand auch der Sass de Mura in den Jahren zwischen 1878 und 1893 im Mittelpunkt des Interesses ausländischer und inländischer Alpinisten. Als es sich nach den ersten Versuchen zeigte, daß der Hauptgipfel des Berges so gut wie unzugänglich war, drang der Ruf von dieser „unbezwingbaren Mauer“, um welche die besten Bergsteiger dieser Zeit gerungen haben, noch mehr in die Ferne. Wie kam es nun, daß ein Berg von solchem Ansehen derart in Vergessenheit geraten konnte, daß heute nicht einmal profilierte Dolomitenkenner seinen Namen wissen, geschweige denn ihn bestiegen haben? Da ist zunächst bemerkenswert, daß der Sass de Mura trotz Eröffnung vieler neuer Anstiege nie wieder jene Bedeutung erlangen konnte, die er zur Zeit seiner Erstbesteigung unter den Alpinisten aus ganz Europa hatte. Tatsächlich finden sich in der alpinen Literatur von 1893 bis 1925 kaum irgendwo Notizen über diesen Berg. Grund für diese Vernachlässigung war abgesehen von der geringen Höhe des Berges in erster Linie die Nähe der Palagruppe. Im Zuge seiner Arbeiten an dem geplanten Führer „Pale di San Martino“ (erschienen 1935) gelangen Ettore Castiglioni ab 1925 beachtliche Neutouren nicht nur am Sass de Mura, sondern auch in den übrigen Feltriner Alpen. Zehn Jahre danach setzte Bergführer Gabriele Franceschini aus Feltre diese Erschließung sozusagen im Alleingang systematisch fort, bis es nach 1948 wieder für 15 Jahre still um diesen geheimnisvollen Berg wurde. Erst in neuerer Zeit begann infolge der Initiative der CAI-Sektion Feltre, angeregt durch die Arbeiten Sigi Lechners (Garmisch) an der „Alta Via delle Dolomiti N. 2“, eine neue Periode der Erschließung schwierigster Anstiege. So wurden junge, fähige Kletterer aus dem „Gruppo dei rocciatori di CAI di Feltre“ auf ihre Heimatberge aufmerksam, allen voran die zur Zeit vielleicht bedeutendsten Feltriner Bergsteiger Ennio Conz und Tito Pierobon. Doch kehren wir zurück zu den siebziger und achziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in eine Zeit also, in der noch kaum ein Gipfel der Cimonegagruppe von einem Touristen betreten war.

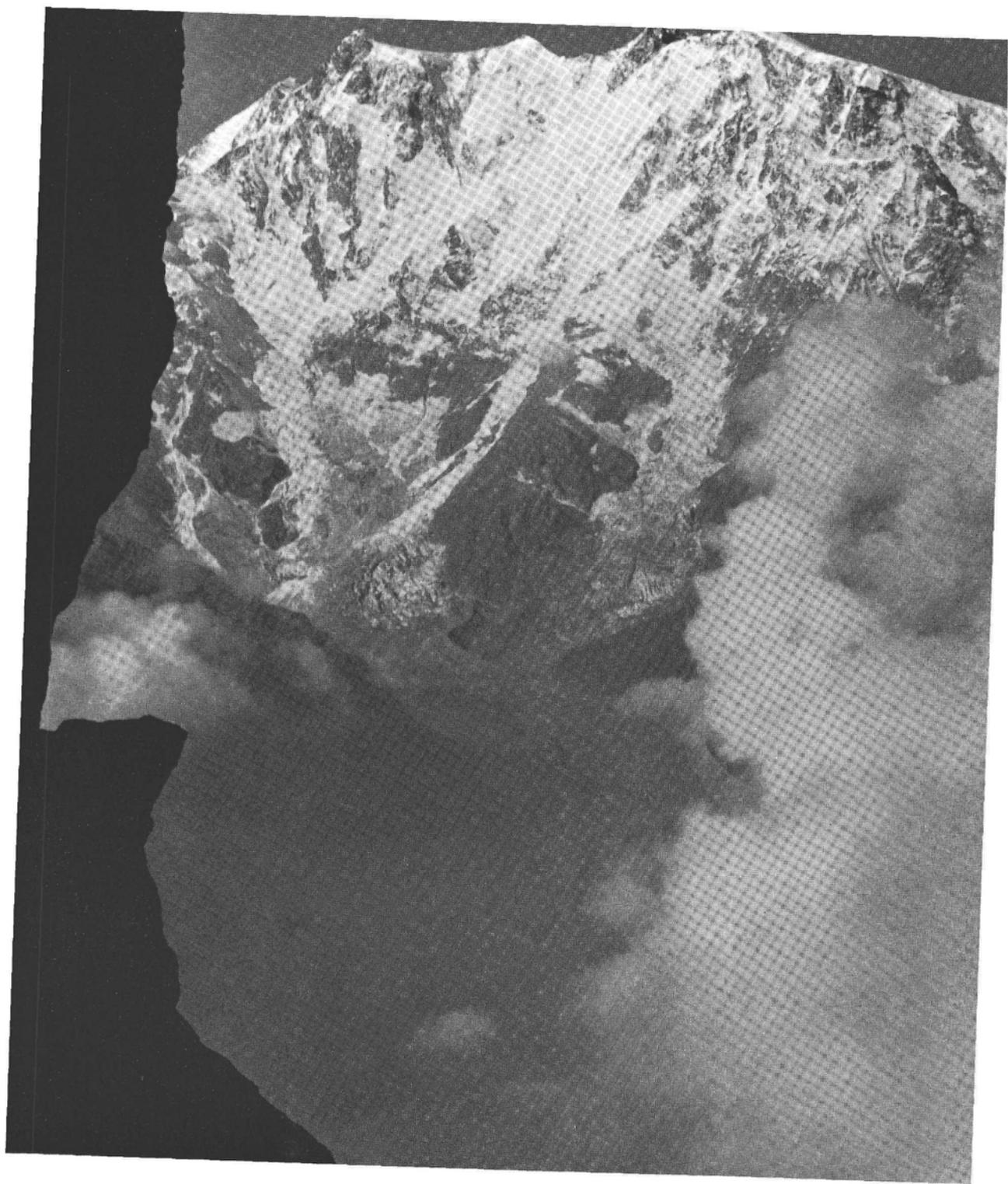
Es steht fest, daß der Sass de Mura (nicht aber sein Gipfel!) schon sehr früh von den Jägern aus der Gegend von Sagron und Fiera di Primiero aufgesucht wurde. Diese schätzten vor allem die großen Bandsysteme, die um den Berg führen. Hier lauerten sie in ihren Verstecken den Gemsen auf, die wegen der steilen Felswände zu beiden Seiten keine Fluchtmöglichkeit hatten. Für diese Jäger wie auch für die späteren

touristischen Erschließer schienen die über ihnen dräuenden Mauern des Gipfelaufbaues uneinnehmbar. Wie überrascht mußten sie gewesen sein, wenn sie an klaren Tagen von der Banca Soliva, dem „Sonnenband“, im Süden das Meer, die Adriaküste, ja die Lagunen von Venedig schauen konnten.

Eine der eigenartigsten und verwegensten Jägerpersönlichkeiten in der Cimonegagruppe war der Sagraoner Mariano Scaselin. Wie Gustav Euringer berichtet, war dieser Mann nicht imstande, seinen Namen auf ein Stück Papier zu schreiben, was wiederum zu den verschiedensten Schreibweisen desselben Anlaß gegeben hat. So liest man vielfach auch „Bernardin Mariano“ oder oft nur kurz „Bernardo“. Die Bewohner von Sagron nannten ihn treffend „Gabbian“ („gabbiano“ = Vogel). Dieser „Gabbian von Sagron“ hauste nach den Schilderungen Demeter Diamantidis in einem „offenen Verschlag, einem primitiven Anbau an einem Schweinestall“. Gottfried Merzbacher würdigt ihn als „Herrscher der Gegend“, nennt ihn einen „Vagabund der Berge“. Ein köstliches Bild erhält man aus dem Bericht über die Erstbesteigung des Piz di Sagron durch Cesare Tomè und Gefährten. Der agordinische Führer Tomè schreibt: „Im Gasthaus Cereda wollten wir die kommende Nacht verbringen und uns zugleich um einen Menschen kümmern, der uns durch das wilde Zackenlabyrinth zum Gipfel des Piz di Sagron führen sollte. Wir erhielten den Namen Mariano Bernardin genannt, dem einzigen Kenner dieser Gegend, der für unser Vorhaben richtig geeignet sei. Schließlich wurde ein Bote auf Suche nach diesem Mann gesandt, der jedoch nach einigen Stunden unverrichteter Dinge zurückkehrte. Betrüb durch diese Tatsache, streckte ich mich in der Küche auf ein Lager und verfluchte im stillen alle umherstreichenden Gabbiane. Plötzlich erschien im Dunkel des Raumes ein leuchtendes Augenpaar, eine lange Nase, die dem Mann das Aussehen eines Raubvogels gab; der neue Ankömmling hatte also nicht zu Unrecht diesen Namen erhalten.“ (Üb. Verf.) Doch Mariano Scaselin war nicht nur ein guter Jäger und Kenner dieser Gegend, er war auch an der Erschließung derselben stark beteiligt. Zusammen mit Cesare Tomè und Tomaso Dal Col führte er am 16. August 1877 die erste Besteigung des Piz di Sagron durch, aber auch bei der Erschließung des Sass de Mura hatte er, wie wir noch sehen werden, ein gewichtiges Wörtchen mitzureden. Zunächst aber kamen die Engländer!

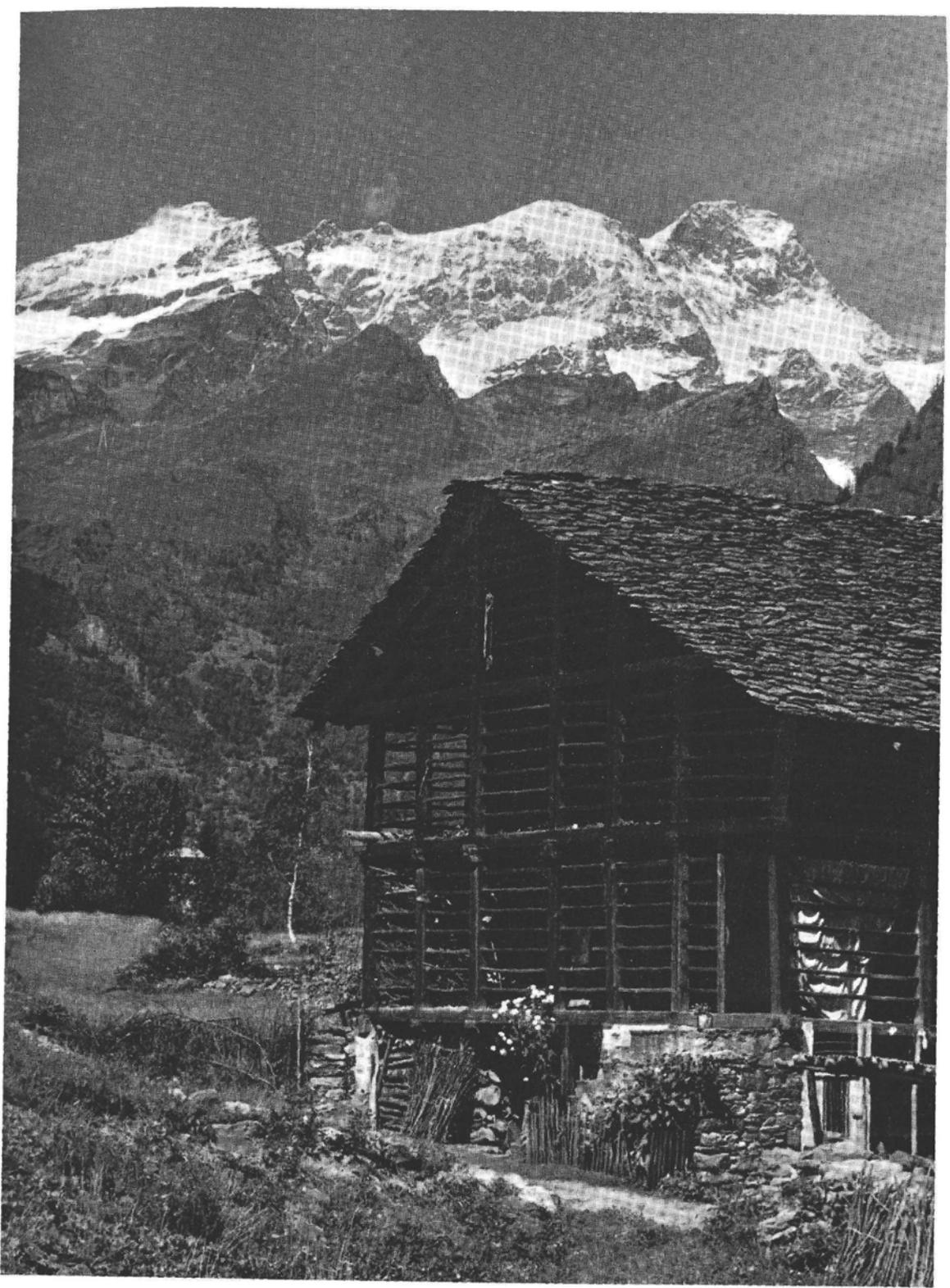
Am 6. September 1878, also rund ein Jahr nach der Erstbesteigung des Piz di Sagron, unternahmen die berühmten englischen Bergsteiger R. M. Beachcroft, A. Cust und C. Christian Tucker mit Führer François Devouassoud aus Chamonix den ersten Besteigungsversuch auf den Sass de Mura. Von Fiera di Primiero (Primör) ausgehend, überschritten sie am 5. September den Wiesenrücken der Sella della Caltena (auch „Cordogne“ genannt) und gelangten so auf ziemlich flachem Pfad in die Val Giasinozza (auch „Val Asinozza“), wo sie in einer der zahlreichen Almhütten nächtigten. Anderntags überschritten sie zunächst den steilen und bewaldeten Rücken, der vom Monte Neva über Col San Pietro und Cima Spizoti gegen die Val Noana abwärtszieht und gelangten so in die obere Val Fonda. Von hier stiegen sie die schon erwähnte Busa del Neva gegen die Forcella di Neva an. Der Südwestgipfel des Sasso wurde zuletzt über den gestuften Westgrat (heute Schwierigkeitsgrad II) gewonnen (sechs Stunden von der Almhütte in der Val Giasinozza). Die Engländer hatten hiermit allerdings nur den leichtesten Anstieg auf den Südwestgipfel gefunden. Die Vermutung, von dort über den Westgrat ohne besondere Schwierigkeit auf den Hauptgipfel zu gelangen, erfüllte sich nicht, denn dieser Grat zeigte seine Zähne. Schon der Anblick des getürmten, ganz schmalen und ausgesetzten Grates schreckte die Bergsteiger ab, schließlich verzichtete man auf einen Versuch und gab sich mit dem erreichten Ziel zufrieden.

Nach der gelungenen Erstbesteigung des Monte Pizzon (Monti del Sole) unternahm der bekannte Erschließer Gottfried Merzbacher (München) mit dem Bauern Tomaso Dal Col (Voltago) und dem uns schon bekannten Gamsjäger Mariano



Monte Rosa vom Joderhorn
Phot. Ernst Höhne, Landshut

Tafel XIII



Bei Alagna, typischer Walser Stadel, im Hintergrund Monte-Rosa-Gruppe
Phot. Ernst Höhne, Landshut



Abbildung 2

Der Sass de Mura von Nordosten (vom Piz de Mez, 2440 m). Links die im Schatten liegende Ostwand, rechts die breite Nordwestwand.

- B. S. Banca Soliva
 B. P. Banca Posterna (Banca Nord)
 F. C. Forcella di Cimonega (2145)
 NO Nordostgipfel (2547 m)
 SW Südwestgipfel (2522 m)
- 1 Südostgrat (G. Franceschini und A. Bianchini, 1944)
 2 Anstieg über die Süd- und Ostwand („Via dei Vecchi“, M. Bettega, 1910). Zusammen mit dem unteren Drittel des Weges 3 und der Verbindungsvariante (1946, nicht eingetragen!) wird dieser Anstieg „Via della Croce“ benannt.
 3 Zentrale Ostwandkammine (D. Diamantidi, L. Cesaletti und M. Scaselin, 1881). Über den genauen Verlauf der Föhre herrscht geteilte Meinung! Hier wurde der Wegverlauf nach dem Führer „Pale di S. Martino“ (E. Castiglioni, 1935) eingetragen. Vielfach wird vermutet, daß der Anstieg Diamantidis auf der heutigen „Via della Croce“ erfolgt ist.
 3a Direkte Einstiegsvariante zum Zentralen Ostwandkamin (G. Franceschini, 1943)
 4 Nördliche Ostwandkammine („Via della Rampa“, G. Franceschini und M. Banchieri, 1943)
 5 Nordgrat (G. Franceschini, 1943)

- 5a Variante zum Nordgrat über die Ostwand der 1. Gratschulter (E. Conz und T. Pierobon, 1964)
- 6 Direkte Nordwestwand des Hauptgipfels („Via dei Boat“, E. Conz, T. Pierobon und L. Zanandrea, 1967)
- 7 Nordwestwandkamme (E., B. und M. Castiglioni, 1925)
- 8 Zugang von der Forcella di Cimonega über die Banca Soliva zur Forcella della Finestra
- 9 Westgrat des Hauptgipfels (E. und O. Zsigmondy und L. Purtscheller, 1884)
(Nicht eingetragen ist der neue Anstieg über die Nordwestwand des Südwestgipfels, September 1970.)

Scaselin unter der Führung von Cesare Tomè (Agordo) und Santo Siorpaès (Cortina) einen weiteren Versuch. Am 11. September 1878 stiegen die obengenannten von Agordo in Richtung Sagron auf, wo sie um 10.40 Uhr ankamen. Um 15 Uhr setzten sie den Anstieg über die „Forcella Intaiada alta“ (heute „Forcella del Comedon“; der Übergang erfolgt nicht über die eigentliche Scharte, sondern über die etwas höhere Schulter nordwestlich derselben) zur Alpe Cimonega fort, welche sie um 19.50 Uhr erreichten. Am nächsten Morgen verließen sie um fünf Uhr die Casera in Richtung „Posta del Favero“ (vermutlich jene Erhebung, die heute „Col del Mul“ benannt wird), um einen ersten Einblick in die Ostseite des Sass de Mura zu gewinnen. Über den beim folgenden Übergang zur Malga Neva eingeschlagenen Weg herrscht keine Klarheit. Leider sind die Berichte Merzbachers wegen der falschen, sich oft widersprechenden Namengebung, der ziemlich ungenauen, durch das schlechte Wetter bedingten topografischen Beschreibung des Geländes sowie der unrichtigen Höhenangaben usw. verwirrend und kaum zu enträtseln. Es gibt allerdings nur drei Übergänge aus dem Bereich des Cimonegakares zur Malga Neva. Da der Weg Casera—Cimonega—Col dei Becchi—Passo de Mura mit großer Wahrscheinlichkeit im Rückweg genommen wurde, konnte der Zugang zur Malga Neva nur über eines der Sass-de-Mura-Bänder erfolgt sein. Um 18 Uhr abends erreichte die Gruppe die Malga Neva (heute „Malga Neva di mezzo“ oder „Malga Neva seconda“). Anderntags versuchte man in zwei Gruppen geteilt einen direkten Anstieg zum Nordostgipfel, doch ohne Erfolg! Schließlich unternahmen sie am 14. gemeinsam die zweite Besteigung des Südwestgipfels, um vielleicht von dort den Verbindungsgrat zum Hauptgipfel in Angriff zu nehmen. Gottfried Merzbacher schreibt: „Ein Übergang auf den anscheinend 15 bis 20 Meter höheren Ostgipfel mußte trotz mehrfacher Versuche als unausführbar aufgegeben werden... eine tiefe Depression liegt zwischen den beiden Gipfeln. Wir kletterten wohl hinab auf die Mauer, welche die beiden Spitzen verbindet, aber der Versuch, sie zu passieren, scheiterte bald an den furchtbaren unüberschreitbaren Rissen und Spalten“. Nach diesem auch von den berühmten Führern Tomè und Siorpaès ausgesprochenen Urteil kehrte die Partie auf dem Aufstiegsweg wieder zur Malga Neva zurück und erreichte schließlich über die Casera Cimonega und die Forcella Intaiada alta den schönen Ort Sagron und um 23.30 Uhr Agordo.

In einer sehr interessanten Abhandlung, die sich „Val Noana Dolomites“ (AJ, Vol. X, 1880—1882, S. 68—70) betitelt, berichtet der damalige Redakteur des „Alpine Journal“ Douglas William Freshfield von einer Bergfahrt in die Cimonega-gruppe, die er zusammen mit Führer François Devouassoud aus Chamonix unternommen hat. Ohne daß überhaupt ein Gipfel erreicht wurde, werden hier erstmals die landschaftlichen Schönheiten dieser südlichen Berge gewürdigt. Zwar wollte man ursprünglich einen direkten Anstieg auf den Nordostgipfel suchen, doch trat man von diesem Vorhaben bereits an der Forcella di Cimonega (auch „Forcella d'Asinozza“) zurück. Am 11. Juli 1880 verließen die beiden Fiera di Primiero und gelangten auf dem üblichen Weg über die Sella della Caltena in die Val Giasinozza. Schon von hier machte der Sass de Mura auf sie einen hoffungslosen Eindruck und erst recht von der Forcella di Cimonega. Freshfield schreibt: „Östlich der Forcella di Cimonega

kann man den Berg ausgezeichnet überschauen. Die Hoffnung, daß vielleicht sein höchster Gipfel von dieser Seite leichter erreichbar wäre, konnte ich hier begraben. Ich sah einen großen Südsporn, der durch ein natürliches Felsenfenster vom eigentlichen Gipfelaufbau getrennt ist. Darüber aber dräuen senkrechte Wände, wie sie für den Berg charakteristisch sind, derart abweisend, daß ich sie zwar nicht unmöglich bezeichnen möchte, jedoch nicht instande war, eine Durchstiegsmöglichkeit zu finden. Der Sass de Mura ist ein von allen Seiten gut verteilter Berg. Den Grat zwischen den beiden Gipfeln halte für unzugänglich. Vielleicht ist es möglich, an der Nordseite abzustiegen und so die Stelle zu überwinden. Ansonsten müßte man einen Anstieg durch die Südostwand versuchen, die mir noch am ehesten zugänglich erscheint“ (Üb. Verf.).

Es ist bemerkenswert, daß D. W. Freshfield dem Augenschein nach die Überschreitung des Gipfelgrates für unmöglich hielt, daß er aber als erster auf die Ostwand des Sass de Mura hingewiesen hat, ja bereits jenes auffallende Felsenfenster („Finestra“) erwähnt, von dem aus später die Erstbesteigung des Nordostgipfels gelingen sollte. Freshfield stieg mit seinem Führer zunächst zur Malga Cimonega ab und gelangte von dort über den Col dei Becchi und den Passo de Mura in die Val Neva (heute „Val Fonda“ bzw. „Val Nagaoni“). Mit begeisterten Worten schildert er diese Tour, den eindrucksvollen Tiefblick in die Val Canzoi und besonders den Gang durch die wilde Noanaschlucht hinaus nach Mezzano im Primör.

Auch bei der folgenden Erkundungsfahrt einer englisch-italienischen Gruppe, nämlich der Herren J. Stafford Anderson (England), Santo Siorpaës (Cortina) und Giuseppe Ghedina (Cortina) am 8. August 1881 konnte kein Gipfel erreicht werden. Die Bergsteiger berichten: „Nach einem Biwak unter den überhängenden Felsen unweit des Baches, der aus der Schlucht zwischen dem Il Piz und dem Sasso di Mur herabkommt, gelangte die Gesellschaft zwar auf den Sattel zwischen dem Piz und dem Sasso und von diesem aus über die Felsbänder am Ostfuß des obersten Gipfels zum südlichen Grat, aber der Fels oberhalb zeigte sich so glatt, daß nach zweistündiger genauer Durchforschung der Wände der Versuch aufgegeben werden mußte“. Die Gruppe war am 7. August von Sagron her zum Pian della Regina angestiegen und hatte nach Umgehung des Col del Mul den Pian del Re erreicht. Hier wurde biwakiert. Am nächsten Tag gelangte man von der Forcella di Cimonega über die Banca Soliva (Ostwand) zum Südostgrat in der Nähe der erwähnten „Finestra“. Wie man sieht, war besonders unter den englischen Alpinisten die Meinung vertreten, daß ein Anstieg auf den Nordostgipfel nur von der Finestra aus durch die Ostwand möglich wäre.

Zwei Wochen nach dem ergebnislosen Versuch der Engländer rüstete der Wiener Demeter Diamantidi mit dem erprobten italienischen Bergführer Luigi Cesaletti aus S. Vito zu einem Großangriff. Beide trafen am Abend des 22. August 1881 in der kleinen Ortschaft Sagron ein. Dort spürten sie noch zu später Stunde den Gemsjäger Mariano Scaselin auf, der sich sofort bereit erklärte, die beiden zu begleiten. Am nächsten Tag verließen sie um 3.30 Uhr Sagron und gelangten über die Forcella del Comedon zum Pra della Regina, wo Rast gemacht wurde. Nach Umgehung des Col del Mul (auch „Crot del Diaol“ genannt) stiegen sie durch die steile Felsrunse im unteren Teil der Ostwand des Sass de Mura direkt zur Finestra empor. Während Diamantidi und Mariano dort zurückblieben, begann Cesaletti das Gelände oberhalb zu erkunden. Aus dem Erlebnisbericht Diamantidis erkennt man deutlich, daß auch er nicht genau wußte, auf welcher Seite des Berges er sich befand bzw. welche Wände er vor sich hatte. So wird die Ostschulter (Spallone Orientale) als Monte Neva bezeichnet, auch soll Cesaletti von der Finestra weg in die Nordseite (!) traversiert haben, was natürlich unmöglich ist. Vielmehr dürfte der Bergführer über die Banca Soliva in die Südostwand gelangt sein und von dort einen Anstieg versucht haben. Hernach ging er von der Finestra weg den Südostgrat an, wobei der erste Steilaufschwung rechts umgangen werden mußte. Er gelangte so zu einem Band, das ihn nach rechts in die zen-

trale Ostwand leitete. Diamantidi schreibt darüber: „Er entschwand unseren Augen, um bald darauf wieder auf einem höheren Punkt des Felskopfes zu erscheinen. Er schwenkte die Arme und rief mit sonorer Stimme: ‚Abbiamo vinto, abbiamo vinto!‘ ‚Noch nicht‘, erwiderte Mariano, ‚die Gemen gehen dort nicht, umsonst jede Anstrengung!‘, ‚und dennoch ist der Sieg unser!‘, rief die Stimme Cesalettis. Er entschwand abermals unseren Blicken. Nachdem wir ihn über steile Felsen mit ungemeiner Hast hinanklettern sahen, erschien er plötzlich auf einem hervorragenden Felskopf und rief mit dem Tone des Triumphators: ‚Unnötig weiter vorzudringen, der Weg ist frei bis zur Spitze!‘“

Zusammen mit Cesaletti begann nun die Gruppe den Angriff. Über das besagte Band wurde zu jenem auffallenden Kamin traversiert, der den Durchstieg durch die eigentliche Gipfelwand (Ostwand) vermitteln sollte. Diamantidi berichtet darüber: „Nachdem wir auf unserem Bande noch eine kleine Weile fortgeschritten waren, gelangten wir über Felsstufen zum großen Kamin, dem Schlüssel der ganzen Ersteigung, der sich von unten gesehen als senkrechte Runse gezeigt hatte. Er war durch einen überhängenden Felsen, eine Art Kanzel, gesperrt und setzte sich zur Linken seitlich fort. An den Armen nahezu frei hängend, da für die Füße Anhaltspunkte kaum vorhanden waren, gab sich Cesaletti mit den letzteren einen seitlichen Schwung und erreichte mittels einen Akrobatenstückleins, daß ihm nur wenige Führer nachmachen werden, die linksseitige Wand des Kamins und so die Fortsetzung desselben. Mit Bangen verfolgten wir jede Bewegung des kühnen Mannes und waren bestrebt, uns dieselben einzuprägen, da bald an uns die Reihe kommen sollte, um hievon praktische Anwendung zu machen. Wäre Cesaletti hier ausgeglitten, wir hätten ihn auch im weiteren Verfolge seines Sturzes nicht halten können“ (man betrachte die Zeichnung Diamantidis in der ÖAZ 1884, S. 162/63, RM 1952, S. 77—81 und S. 141—146, sowie Karl Lukan: „Das Große Dolomitenbuch“ [Schroll-Verlag] 1965, S. 60, und „Alpinismus in Bildern“ [Schroll-Verlag] 1967, Bild 87).

Cesaletti ist das Verdienst zuzuschreiben, diese wirklich schwierige Stelle (Schwierigkeitsgrad III) als erster gewagt zu haben. Es ist also verständlich, daß dieser Kamin allgemein unter der Bezeichnung „Cesalettikamin“ bekannt ist.

Nach Überwindung dieses Hindernisses war der Sieg über den höchsten Sass-de-Mura-Gipfel so gut wie errungen. Zwar folgte noch ein zweiter, jedoch nur mäßig schwieriger Kamin, doch dann war der Gipfelgrat erreicht und über diesen der Hauptgipfel (13.50 Uhr). Der Abstieg erfolgte auf gleichem Wege zur Finestra und über die Banca Soliva, Forcella di Cimonega und Val Giasinozza nach Fiera di Primiero (22 Uhr).

Mit dieser Eroberung des Hauptgipfels war noch lange nicht der leichteste Anstieg auf diesen Berg gefunden. Schon wenige Jahre später sollte sich außerdem zeigen, daß sogar der unmöglich erscheinende Verbindungsgrat zwischen Südwest- und Nordostgipfel einen einfacheren Zugang ermöglichen würde.

Die erste Besteigung des Sass de Mura kam überraschend und wurde in weiten alpinen Kreisen mit Begeisterung aufgenommen. In Anbetracht der großen alpinen Tat verlieh der Österreichische Alpenklub seinem Mitglied Demeter Diamantidi eine Medaille. Zweifellos war die Anregung zu dieser Besteigung von ihm ausgegangen, doch dürfen wir die im heutigen Sinne vielleicht noch größere Leistung der Bergführerpersönlichkeit Luigi Cesalettis nicht übersehen!

Am 29. August 1883 versuchte Gustav Euringer (Augsburg) zusammen mit Führer Fulgentio Dimai (Cortina) und Mariano Scaselin (Sagron) eine Besteigung, doch die Partie gelangte nur bis zur Finestra, dort mußte die Tour wegen Schlechtwetters abgebrochen werden. Der Abstieg erfolgte auf unbekanntem Wege zur Malga Neva (vermutlich über die Banca Soliva und durch die Südostwandrinne) und weiter nach Fiera di Primiero.

Gustav Euringer gab jedoch nicht auf! Am 5. September desselben Jahres kam er wieder, und zwar diesmal mit Führer Michele Bettega (Transacqua bei Fiera di Primiero) und Mariano Scaselin. Zunächst mußten sie in Sagron einige Schlechtwettertage abwarten. Am 7. September war es dann soweit. Über den Euringer bereits bekannten Weg (Forcella del Comedon—Pian della Regina) erreichte man in nur 4½ Stunden die Finestra. Um acht Uhr wurde in die Ostwand eingestiegen. Allgemein muß gesagt werden, daß Euringer weit genauer und präziser über seine Bergfahrten berichtet als etwa D. Diamantidi oder G. Merzbacher. Euringer war wie Freshfield einer der wenigen Kenner des Sass de Mura, seines Aufbaues und seiner Ersteigungsgeschichte. Bezüglich der Schlüsselstelle des Anstieges schreibt er: „Das bedeutendste Hindernis aber ist der Kamin, eine wilde, senkrecht den Berg durchsetzende Kluft. Er ist nach meiner Meinung schlechter als ähnliche Passagen an den Pale di San Martino und an der Cima Canali. Der untere Teil verengt sich rasch zur schmalen Spalte, nachdem er noch eine kleine grottenartige Höhle gebildet hat. Aus diesem Loch heraus muß man auf die stark überhängenden und ausbauchenden Felsen zur Linken übergehen und an denselben schräg aufwärts klimmen; dabei ist der Kamin so schmal, daß die Schultern kaum hindurchkommen, und andererseits überhängt der Fels, auf den man sozusagen hinaustraversieren muß, einen ansehnlichen Absturz — eine glänzende Kombination von Schwierigkeiten.“ Dieses treffende Urteil über die vielleicht eigenartigste Kletterstelle in den Feltriner Dolomiten konnte nur ein so erfahrener Bergsteiger, wie Euringer es war, niederschreiben.

Um neun Uhr hatte die Gruppe den Gipfel erreicht. Bei dem herrschenden Schönwetter war man natürlich von der wunderbaren Rundschau begeistert. Der Abstieg erfolgte auf dem Wege Diamantidis gegen die Banca Soliva und über die Forcella di Cimonega nach Fiera di Primiero.

Nach dieser gelungenen zweiten Besteigung rückte der Sass de Mura nochmals in den Blickpunkt der alpinen Welt. Dem berühmten österreichischen „Dreigestirn“ Ludwig Purtscheller, Emil und Otto Zsigmondy gelang die Überschreitung des Verbindungsgrates zwischen dem Südwest- und dem Nordostgipfel. Der durchschlagende Erfolg dieser Gruppe verblüffte aus dem Grunde, weil es hier erstmals einer führerlosen Seilschaft gelang, einen Grat zu überschreiten, den die besten Bergführer der damaligen Zeit kurzweg als „unmöglich“ abgetan hatten. Das war ein uneingeschränktes „Ja“ zur führerlosen Bergsteigerei, wenn sie von solchen Könnern betrieben wird.

Am 9. August 1884 brach man um 4.45 Uhr von der Malga Neva auf, die man tags zuvor von Fiera di Primiero erreicht hatte. Schon im Anstieg zum Südwestgipfel wurde eine neue Route eingeschlagen. Vom Passo de Mura verfolgten die drei einen Steig (heute: „Alta Via delle Dolomiti N. 2“), der sie unter die Südostwand des Sasso zu jener großen Schlucht führte, welche zwischen den beiden Gipfeln des Berges herabzieht. Durch diese Schlucht und die Südostwand gelangte die Gruppe ohne nennenswerte Schwierigkeiten zum Südwestgipfel (dritte Besteigung), der somit einen neuen Anstieg von Südosten erhalten hatte, dessen genauer Verlauf aber nicht bekannt ist.

Emil Zsigmondy schreibt über die Begehung des Gipfelgrates: „Der Übergang auf den Ostgipfel wurde durch Umgehung der Gratzacken auf der Nordseite bewerkstelligt. Bloß beim ersten Zacken war eine schwerere Stelle, wo man sich allein auf die Hände zu verlassen hat. Jenseits des zweiten Zackens sind am Grat ein Wandl und ein Kamin zu überwinden. Leicht erreicht man den Gipfel“ (dritte Besteigung). Dieser nüchterne und kurze Bericht steht am Ende einer fast sechs Jahre währenden Periode der Rückzüge vor diesem „unüberwindbaren Hindernis“. Auf gleichem Wege kehrt man wieder zu Alpe Neva zurück, versuchte aber von dort einen neuen, erstmals von Sass-de-Mura-Anwärtern benutzten Abstieg über den Passo di Finestra in die Val Canzoi, wo man in Villabruna in einer Locanda Unterkunft fand.

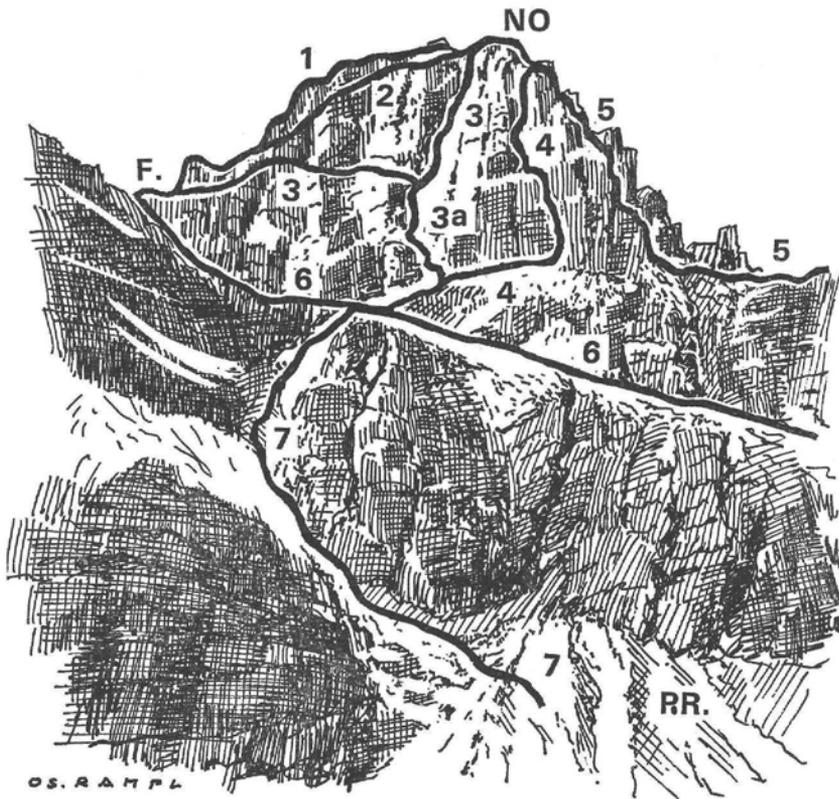


Abbildung 3

Die Ostwand des Sass de Mura vom Col del Mul (2114 m) gesehen.

- | | |
|-------|---|
| F. | Forcella della Finestra |
| P. R. | Pian del Re |
| NO | Nordostgipfel (2547 m) |
| 1 | Südostgrat (G. Franceschini u. A. Bianchini, 1944) |
| 2 | Anstieg über die Süd- und obere Ostwand („Via dei Vecchi“) M. Bettega, 1910. Näheres siehe Legende zur Abbildung 2. |
| 3 | Zentrale Ostwandkamine (D. Diamantidi, L. Cesaletti und M. Scaselin, 1881). Näheres siehe Legende zur Abbildung 2. |
| 3a | Direkte Einstiegsvariante zum Zentralen Ostwandkamin (G. Franceschini, 1943) |
| 4 | Nördliche Ostwandkamine („Via della Rampa“, G. Franceschini und M. Bandieri, 1943) |
| 5 | Nordgrat (G. Franceschini, 1943) |
| 6 | Anstieg von der Forcella di Cimonega (rechts, unsichtbar) zur Forcella della Finestra (F.) über die Banca Soliva. |
| 7 | Direkter Zugang vom Pian del Re zur Banca Soliva (6). |

Nach diesem glänzenden Sieg der Österreicher gab es am Sass de Mura für die damalige Zeit keine Probleme mehr. Die folgenden Besteigungen am Ende der ersten großen Erschließungszeit beschränken sich auf Wiederholungen der bekannten Führen. Es ist außerdem bemerkenswert, daß in dieser Zeit nur wenige Berge der übrigen Cimonegagruppe eine (erste) bekannte touristische Besteigung erfahren haben. Zu diesen gehören der Piz di Sagron (1877) und der Piz de Mez (1889). Für die damalige Zeit waren eben alle

Erhebungen rund um den höchsten Gipfel nur unbedeutende Trabanten, die wegen des langen Zuganges für sich kein lohnendes Ziel darstellten.

Die vierte Besteigung des Sass de Mura erfolgte erst im Sommer 1888 durch Dr. Rößler aus Leipzig und Michele Bettega (Transacqua). Das genaue Besteigungsdatum ist unbekannt, ebenso der Weg, den die Partie eingeschlagen hatte. Mit großer Sicherheit ist jedoch anzunehmen, daß sie den Ostanstieg (Cesalettikamin) benutzt haben. Über diese Besteigung gibt es außer dem Bericht über die fünfte Besteigung durch Sigmund Zilzer keine weiteren Literaturquellen. Zilzer fand im Gipfelsteinmann die Karten der beiden obengenannten Bergsteiger.

Am 7. August 1888 führte genannter Sigmund Zilzer (Wien) mit den Führern Antonio und Pietro Dimai (Cortina) und dem Gensjäger Mariano Scaselin die fünfte Besteigung des Hauptgipfels und zugleich die erste Traversierung des gesamten Sass-de-Mura-Massivs von Ost nach West durch. Wie üblich, erfolgte der Zugang von Sagron über Forcella del Comedon zur Finestra, wo Mariano wegen seines vorgerückten Alters zurückblieb. Zilzer selbst zeigt sich von den erwarteten Schwierigkeiten am Cesalettikamin eher enttäuscht. Auch den Übergang vom Nordost- zum Südwestgipfel hält er für relativ einfach. Der Abstieg erfolgte über den Westgrat gegen die Forcella di Neva, wohin Antonio Dimai und Mariano Scaselin die Rucksäcke von der Finestra über die Banca Soliva trugen.

Den ersten Anstieg von der Finestra über die Banca Soliva und den Westgrat zum Südwestgipfel und weiter zum Hauptgipfel unternahmen auf allerdings bereits begangenen Wegen Dr. Ludwig Darmstädter (Berlin), Johann Niederwieser (Stabeler) aus Taufers und Luigi Bernard (Campitello) am 16. Juli 1889. Der Abstieg zur Forcella di Cimonega erfolgte auf gleichem Wege. Im Anschluß daran unternahmen sie die Erstbesteigung des gleich nördlich der Forcella aufragenden Piz de Mez über den Südgrat.

Die nächste bekannte Besteigung vermutlich durch den Cesalettikamin (Ostwand) führte im Sommer 1892 Robert Corry (London) mit unbekanntem Führer durch.

Dr. Walther Schultze (Halle a. Saale) gibt einen ziemlich ausführlichen Bericht über eine mit Michele Bettega (Transacqua) am 15. September 1893 durchgeführte Besteigung. Dabei erfolgte der Zugang zur Finestra von Fiera di Primiero über die Forcella di Cimonega und Banca Soliva. Schultze selbst ist im Gegensatz zu Zilzer von den Schwierigkeiten des Cesalettikamines beeindruckt, alles andere hält er für reine Genußklettern. Begeistert ist er auch von der ausgedehnten Rundschau, die bis zur Adria, zu den Lagunen von Venedig reicht. Der Abstieg erfolgte auf gleichem Wege. Sein Urteil über diesen Berg: „Wohl ist der Weg zu ihm lang, langweilig, eintönig und ermüdend, beschwerlich; aber der Berg lohnt den Weg, und er sei deshalb dem Interesse aller Dolomitenliebhaber empfohlen“.

Am 20. September 1893 wurde die von der Seilschaft Darmstädter-Stabeler-Bernard erstmals eingeschlagene Anstiegslinie von der Finestra über die Banca Soliva, Westgrat, Südwestgipfel zum Hauptgipfel durch Jeanne Immink (Amsterdam), Sepp Innerkofler (Sexten) und Träger Giuseppe Zecchini zum zweitenmal begangen. Jeanne berichtet: „Die Aussicht ist schön und man erkannte deutlich die Euganeischen Hügel bei Padua und das Meer. Der Abstieg erfolgte auf gleichem Wege. Der Sasso di Mur ist lang und beschwerlich, die Kletterei ist uninteressant, und die ganze Tour lohnt nicht die Mühe und Zeit, welche man anwenden muß“. Wie man sieht, hatte Jeanne für diesen Berg nicht viel übrig. Man muß allerdings bedenken, daß der Zugang zum Sass de Mura zur damaligen Zeit tatsächlich überlang war. Heute ist eine Besteigung vom Bivacco Feltre in drei Stunden leicht möglich; damals mußte man allein für die Strecke Fiera di Primiero—Forcella di Cimonega—Finestra bis zu sieben Stunden rechnen. Ferner ist zu bedenken, daß der Berg durch oft übertriebene Berichte viel zu schwierig eingeschätzt wurde und daß man von den tatsächlich angetroffenen Schwierigkeiten eher enttäuscht war.

Im Jahre 1893 wurde der Sass de Mura noch von zwei voneinander unabhängigen

Deutschen bestiegen, und zwar von Johann Pemsel aus Nürnberg und Max Schlesinger aus Berlin. Von welcher Seite die Anstiege erfolgten, ist mir allerdings nicht bekannt.

Im Jahre 1894 erschien als „Krönung“ jener sogenannten „altklassischen Erschließungsperiode“ das von Dr. E. Richter aufgelegte grundlegende dreibändige Werk: „Die Erschließung der Ostalpen“. G. Euringer versucht in Band III auf den Seiten 434—439 in redlicher Art und Weise noch einmal eine Lanze für den Sasso di Mur zu brechen. Er hatte ja selbst um diesen Berg geworben, hatte nicht nur ihn, sondern auch seine Umgebung sehr gut kennengelernt. Die Bemerkungen, die Euringer im Nachwort dieser Abhandlung ausspricht, haben bis zum heutigen Tag ihre Gültigkeit bewahrt: „Nachdem seit der Erschließung des Westgrates der Diamantidikamin (heute ‚Cesalettikamin‘) seine Bedeutung als einziger Zugang zum Ostgipfel eingebüßt hat, darf man keck behaupten, daß der so oft vergeblich belagerte und einst so furchtbare Sasso di Mur seine Anziehungskraft verloren hat und in absehbarer Zeit zu den verschollenen Gipfeln zählen wird“. Tatsächlich findet man in der alpinen Literatur der folgenden 30 Jahre kaum irgendwo auch nur eine kurze Notiz, einen Ersteigungsbericht. Man könnte glauben, der Berg wäre noch gar nicht bestiegen worden. Ich bin aber der Meinung, daß diese Stille eine rein „äußerliche“ war. Es ist nämlich bekannt, daß Bergführer aus San Martino di Castrozza und Fiera di Primiero den Sasso öfter aufgesucht haben. Nachgewiesen ist auch eine Besteigung durch Antonio Berti (allein) im Sommer 1900 von der Forcella di Cimonega, Banca Posterna und Forcella di Neva über den Westgrat.

Immerhin gab es am Sass de Mura noch ein merkwürdiges „Problem“, nämlich den leichtesten Anstieg durch diese abweisende Dolomitenmauer zu finden. Dies konnte nur einem profilierten Kenner dieser relativ kompliziert aufgebauten Felsburg gelingen. So mutet es fast wie ein Märchen an, daß eine von Bergsteigern von Primör entdeckte Durchstiegsmöglichkeit technisch einfacher war, als die bisher bekannten Führen über den Westgrat (und Südwestgipfel) bzw. durch die Ostwand (Cesalettikamin). Von diesem alten Weg der „Primierotti“ wußte man lange Zeit nichts. Auch im Führer „Pale di San Martino“ von Ettore Castiglioni findet man keinen Hinweis. Erst im Jahre 1948 löfete Bergführer Gabriele Franceschini (Feltre) in seiner Monografie: „Il Gruppo del Cimonega“ das Geheimnis. Wie aus einer Privatmitteilung G. Franceschinis an den Verfasser hervorgeht, wurde der Weg um das Jahr 1910 durch den uns schon bekannten Primörer Bergführer Michele Bettega (Transacqua) allein oder als Führender erstmals begangen. Man war durch die schon erwähnte große Südschlucht, die zwischen den beiden Gipfeln herabzieht, bis zur Banca Soliva angestiegen, dort nach rechts traversiert und schließlich ohne die Finestra zu erreichen schräg rechts durch die Südwand des Hauptgipfels zum Südostgrat gelangt, oberhalb jener ersten Gratschulter, auf welcher der kleine Turm „Sentinella“ steht. Von hier weg folgte man nicht direkt dem Südostgrat, sondern einer parallel zu ihm verlaufenden Rampe in der Ostseite des Grates und gelangte schließlich ohne besondere Schwierigkeit zum Nordostgipfel. Der Weg wird heute „Via dei Vecchi“ (Weg der Alten) oder „Via dei Primierotti“ (Weg der Primörer) genannt; er bietet Schwierigkeiten des II. Grades. Bettega hat nichts über diesen Anstieg veröffentlicht. Durch eine Mitteilung Bettegas an den Bergführer Antonio Sacchet (Feltre) entschloß sich dieser gemeinsam mit Vittorio Segato (Feltre) im Jahre 1920 zu einer Wiederbegehung der Führe. Erst einer Privatmitteilung Sacchets an Gabriele Franceschini und der Erwähnung in der angegebenen Veröffentlichung des letzteren ist es zu verdanken, daß der Weg in der einschlägigen Literatur überhaupt aufscheint.

Es ist bemerkenswert, daß ab 1893 so gut wie keine deutschsprachigen Bergsteiger mehr Neutouren am Sass de Mura unternommen haben. Sicher hätten die zur damaligen Zeit noch unberührten Grate und Wände auch solche Alpinisten angelockt, doch abgesehen davon, daß die Pale di San Martino seit jeher wie ein Magnet gewirkt haben, hören auch heute noch für viele die Dolomiten am Ceredapaß auf!

Im Jahre 1922 wurde die Sektion Feltre des Club Alpino Italiano gegründet. Unter

den ersten Mitgliedern formierte sich eine Gruppe junger tüchtiger Bergsteiger. Unter ihnen waren als bedeutendste Vertreter: Vittorio Segato, Attilio Messedaglia und Anna Guadagnin. Im Jahre 1924 veranstaltete die Sektion unter Führung von Antonio Sacchet ihre erste Fahrt auf den Sass de Mura, wobei für den Anstieg der Weg über den Südwestgipfel und den Westgrat gewählt wurde. Danach folgte nochmals eine Besteigung des Berges unter der Führung von Vittorio Segato.

Mit dem Jahre 1925 erfuhr die Erschließungstätigkeit am Sass de Mura wie auch in der übrigen Cimonegagruppe einen neuen Aufschwung, der zwar nicht so durchgreifend war wie jener der vergangenen Zeit, bei dem jedoch erstmals die sportliche Seite des Alpinismus in den Vordergrund trat. Denn vor diesem Zeitpunkt war mehr der Berg als irgendein interessanter oder schwieriger Anstieg das Ziel der Besteigungen gewesen. Die riesige, fast eineinhalb Kilometer breite und rund 500 Meter hohe Nordwestwandflucht des Berges war noch unberührt! Am 28. August 1925 durchstiegen Manlio, Bruno und Ettore Castiglioni (CAI Milano) die gewaltige, düstere Kaminreihe im Zentrum der Wand, welche aus der Scharte zwischen den beiden Gipfeln gegen die Banca Posterna abfällt. Ettore Castiglioni schreibt: „Diese Wand wurde zum erstenmal von Mirco Pozzobon aus Feltre im Jahre 1923 durchstiegen, wir glauben auf demselben Weg, dem wir folgten“. Dem widerspricht jedoch Gabriele Franceschini ganz energisch. Für ihn entbehrt die obige Notiz Castiglionis jeder Grundlage. Aus privaten Erhebungen, die G. Franceschini bereits vor 1948 in Feltre angestellt hat, kann heute mit Sicherheit angenommen werden, daß tatsächlich die Castiglioni als erste die Nordwestwand des Sass de Mura durchstiegen haben. Nach ihnen werden die Kamine dieser Wand „Castiglioni-kamine“ benannt. Die Schwierigkeiten dieses Anstieges liegen zwischen dem III. und IV. Grad. Die Schlüsselstelle befindet sich bereits im unteren Teil, wo der Kamin durch einen Klemmblock und Überhang abgeriegelt wird. Dieser läßt sich nur sehr schwierig überwinden (technisch sehr interessant, aber heikel und kraftraubend!).

Ein Jahr darauf versuchte Führer Antonio Sacchet die zweite Begehung der Castiglioni-kamine. Es mag für die Schwierigkeit der Schlüsselstelle bezeichnend sein, daß der Führer den obengenannten Überhang nicht ohne künstliche Hilfsmittel zu überwinden wagte. Die Tour wurde abgebrochen, über die Banca Posterna gegen die Forcella di Neva gequert und von dort über den Westgrat und Südwestgipfel der Hauptgipfel gewonnen. Der Abstieg erfolgte über die schon erwähnte und Führer A. Sacchet bereits bekannte „Via dei Vecchi“ durch die Ost- und Südostwand.

Am 17. August 1930 versuchte Guadagnin (Feltre) eine Durchsteigung der Castiglioni-kamine. Nachdem er bereits den schwierigen Überhang überwunden hatte, stürzte Guadagnin aus der oberen Wandhälfte tödlich ab. Es wird vermutet, daß ihm der schwere Überhang jene Fingerkraft gekostet hat, die ihn dann im oberen Wandteil an einer relativ einfachen Stelle abstürzen ließ. Es ist also kein Wunder, daß die Castiglioni-kamine alsbald in den Ruf nicht nur einer schwierigen, sondern auch recht gefährlichen Kletterei gelangten. Trotzdem versuchte wenige Tage nach diesem traurigen Ereignis, am 31. August 1930, Attilio Messedaglia mit dem Führer Carlo Zagonel (S. Martino di Castrozza) einen neuerlichen Durchstieg. Nach Überwindung des berüchtigten Überhanges folgte man jedoch nicht weiter dem Weg der Castiglioni durch die Kaminreihe, sondern hielt sich mehr rechts und gelangte schließlich durch verschiedene Band- und Kaminsysteme direkt auf den Südwestgipfel. Obwohl die vorliegenden Beschreibungen keinen Hinweis auf den genauen Verlauf dieser neuen Führe geben, kann jedoch gesagt werden, daß die vorher so abweisende Nordwestwand in Kürze gleich zwei verschiedene Durchstiege erhalten hatte, die nur im unteren Teil identisch sind.

Während E. Castiglioni die Erschließung der übrigen Cimonegagruppe bis 1934 fortsetzt und schließlich 1935 seine Arbeit mit dem Erscheinen des Führers „Pale di San Martino“, in dem die Feltriner Alpen eingehend beschrieben werden, krönt, senkt sich nun über den stolzen Sass de Mura wieder jene gewohnte Stille und erhabene Einsamkeit,

die bis zum Kriegsjahr 1943 dauern sollte. Rückblickend sei gesagt, daß E. Castiglioni die Ehre gebührt, die Feltriner Alpen auch für den Kletterer entdeckt und in seinem Führer ein schon 40 Jahre gültiges und brauchbares Werk hinterlassen zu haben. Natürlich kann dieser Führer nach heutigen Gesichtspunkten nicht beurteilt werden, wo doch nicht nur mehr als doppelt so viele der damals vorhandenen Kletterwege hinzugekommen sind, sondern auch sonst im Bereich der Cimonegagruppe Umänderungen und Neubenennungen durchgeführt wurden.

Um 1938 begann eine etwa zehn Jahre andauernde, intensive und systematische Erschließung der gesamten Feltriner Alpen. Bemerkenswert daran ist in erster Linie, daß die Erschließungstätigkeit fast ausschließlich einer einzigen Person zu verdanken ist. Bergführer Gabriele Franceschini (Feltre) gelangen in diesem Zeitraum allein im Bereich der Cimonegagruppe nahezu 50 Erstbegehungen. Was ihn von den früheren Erschließern unterscheidet, ist, daß Franceschini diese Berge als Trainingsobjekt für größere Touren in den Nördlichen Dolomiten betrachtete. Da zu dieser Zeit der Bivacco Feltre am Pian della Regina noch nicht existierte, wurden diese Touren im Umkreis des Cimonegakares von der kleinen Almhütte der Casera Cimonega unternommen. Es war Gabriele Franceschini, der bereits 1948 in aller Öffentlichkeit den Bau einer Bivaktschachtel am Pian della Regina in Betracht zog, bis der Plan dann im Jahre 1958 Wirklichkeit werden sollte.

Am 29. Juli 1943, also nach bereits fünfjähriger erfolgreicher Erschließungstätigkeit, durchstiegen Gabriele Franceschini und Angela Maria Banchieri die Ostwand des Berges entlang einer auffallenden Kaminreihe zur Linken des Nordgrates, die im oberen Teil in eine ausgeprägte Rampe übergeht. Der Weg ist unter der Bezeichnung „Ostwandkamine“ oder besser „Via della Rampa“ bekannt. Der Anstieg weist Schwierigkeiten um den III. Grad auf und ist durchaus als Genußklettere (fester Fels) zu bezeichnen. Somit hatte die Ostwand des Sass de Mura eine zweite, selbständige Führe erhalten, die im Gegensatz zum Weg Cesaletti-Diamantidi (1881) bei fast gleicher Schwierigkeit in gerader Linie zum Gipfel führt.

Um auch dem Weg Cesaletti-Diamantidi (1881) einen direkten Anstiegsverlauf zu geben, also die lange Querung von der Finestra bis in das Zentrum der Wand zu vermeiden, beging Gabriele Franceschini allein am 10. August 1943 eine direkt von der Banca Soliva gegen den Cesalettkamin ansteigende Einstiegsvariante zu obengenanntem Weg. Abgesehen von einer überhängenden, glatten Platte gleich am Beginn (IV), wurden im weiteren Verlauf nur mehr Schwierigkeiten des II. Grades angetroffen. Besonders gut eignet sich diese Variante für den Abstieg, wobei über die erwähnte Platte zur Banca Soliva (12 m) abgeseilt werden kann.

Nach dieser „Resterschließung“ der Ostwand wandte sich G. Franceschini den noch unbestiegenen Graten des Berges zu, dem Südostgrat und dem ungemein kühnen, kantenartig aufgebauten Nordgrat, den schon Attilio Messedaglia als „schönstes Problem am Sass de Mura“ bezeichnet hatte. Es war vom Anfang an klar, daß die zwei kühnen, im Mittelteil des Nordgrates stehenden Türme die Schlüsselstelle für den Anstieg bilden würden. Aus diesem Grunde ging der eigentlichen Besteigung eine genaue Erkundung dieser Türme voraus. Erst am 12. August 1943 wagte Gabriele Franceschini allein die kühne Erstbegehung und eröffnete damit sicher eine der schönsten Freiklettereien der Südlichen Dolomiten. Die Fahrt bewegt sich durchwegs in großer Ausgesetztheit und in grandioser landschaftlicher Umgebung. Die Schwierigkeiten liegen zwischen dem III. und dem IV. Grad, eine Stelle weist Schwierigkeitsgrad V+ auf!

Ein Jahr später fiel auch der kurze aber schöne Südostgrat. Gabriele Franceschini bestieg ihn zusammen mit Aldo Bianchini (CAI Padua) am 23. Juli 1944 von der Forcella della Finestra aus. Die Schwierigkeiten bewegen sich zwischen dem II. und dem III. Grad, nur an der Gratschneide der ersten Schulter ist eine Stelle des IV. Schwierigkeitsgrades zu überwinden.

Angesichts dieser Erfolge ist es nicht verwunderlich, daß sich nach Ende des zweiten

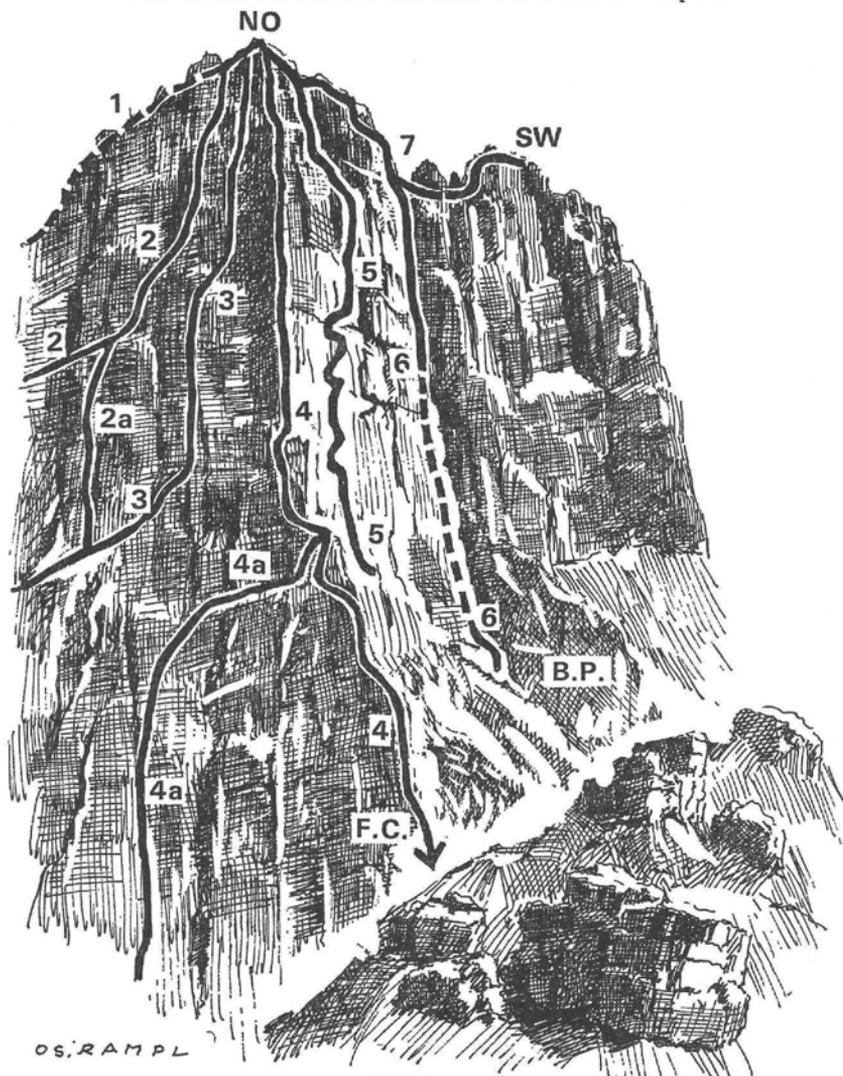


Abbildung 4

Die Ost- und Nordwestwand des Sass de Mura vom Aufstieg zum Piz de Mez (Norden) gesehen.

- F. C. Forcella di Cimonega (2145 m)
 B. P. Banca Posterna (Banca Nord)
 NO Nordostgipfel (2547 m)
 SW Südwestgipfel (2522 m)
 1 Südostgrat (G. Franceschini und A. Bianchini, 1944)
 2 Zentrale Ostwandkammine (D. Diamantidi, L. Cesaletti und M. Scaselin, 1881). Näheres siehe Legende zur Abbildung 2.
 2a Direkte Einstiegsvariante zum Zentralen Ostwandkamin (G. Franceschini, 1943)
 3 Nördliche Ostwandkammine („Via della Rampa“, G. Franceschini und M. Banchieri, 1943)
 4 Nordgrat (G. Franceschini, 1943)
 4a Variante zum Nordgrat über die Ostwand der 1. Gratschulter (E. Conz und T. Pierobon, 1964)
 5 Direkte Nordwestwand des Hauptgipfels („Via dei Boat“, E. Conz, T. Pierobon und L. Zandrea, 1967)

- 6 *Nordwestwandkamme* (E., B. und M. Castiglioni, 1925)
 7 *Westgrat des Hauptgipfels* (E. und O. Zsigmondy und L. Purtscheller, 1884)

(Nicht eingetragen ist der neue Weg über die Nordwestwand des Südwestgipfels, September 1970.)

Weltkrieges nun auch die junge Generation der Feltriner Bergsteiger, „Il Gruppo Rocciatori CAI Feltre“, aktiv an der Weitererschließung der Feltriner Alpen beteiligte. Am 22. September 1946 wurde durch Mitglieder der erwähnten Klettergruppe — die Namen der Männer sind leider unbekannt — ein Aluminiumkreuz zum Gipfel getragen. Hierzu erwies sich der Weg Cesaletti-Diamantidi (1881) als besonders günstig. Im oberen Teil wurde bereits nach dem Cesalettikamin eine neue Variante eröffnet, die eine Verbindung zur „Via dei Vecchi“ herstellt. Zum Gedenken an die Errichtung des Gipfelkreuzes, das den Gipfel des Sass de Mura seither schmückt, wurde diese Variante „Via della Croce“ benannt.

Doch ein weit größeres Problem, eine Wand, welche die Feltriner im Piavetal sozusagen jeden Tag vor Augen haben, wartete noch immer auf seine Lösung. Es handelt sich um die gewaltige, fast 700 Meter hohe Südwand des Hauptgipfels. Mit Ausnahme des Anstieges der „Primierotti“ (Via dei Vecchi), der die Wand im oberen Teil kurz quert, war hier nie zuvor ein Durchstieg versucht worden. Die an und für sich schmale Südwand des Hauptgipfels weist im unteren und mittleren Teil gewaltige Überhänge auf, die zur Linken von einem mächtigen, vorspringenden Pfeiler begrenzt werden. Ein Anstieg konnte nur über diesen Pfeiler und im oberen Teil ab der Banca Soliva in der Falllinie des Gipfels verlaufen. Am 16. August 1947 lösten Dionigi d'Alberto, Emiliano Meneghel, Aldo Meneghel und Vittore Dalaito (alle vom „Gruppo Rocciatori CAI Feltre“) nach einer regelrechten Belagerung des Problems. Heute zählt dieser Anstieg (IV. und V. Grad) neben dem Nordgrat und den Castiglionikaminen zu den lohnendsten Anstiegen am Sass de Mura.

Am Ende der großen Erschließungsperiode der Nachkriegsjahre steht die lange versuchte und oft mißlungene Winterbesteigung unseres Berges. Die Versuche waren entweder durch G. Franceschini und Gefährten oder durch Mitglieder des „Gruppo Rocciatori CAI Feltre“ durchgeführt worden. Weder der Westgrat noch die Südost- oder Ostwand hatten sich für einen Winteranstieg als günstig erwiesen, zumeist aber mußte das Unternehmen wegen schlechter Schnee- oder Witterungsverhältnisse abgebrochen werde. Dazu kommt, daß eine Winterbegehung in den Südlichen Dolomiten etwa im März schon sehr steinschlaggefährdet ist, weil die Felsen dort viel rascher und früher abtauen.

Von der am Vortag erreichten Casera Cimonega stiegen am 12. März 1948 Gabriele Franceschini und Dario Palminteri (Feltre) mit Schiern zum Col dei Becchi empor. Von hier erfolgte nun der Anstieg über den Südostgrat des Spallone Orientale del Sass de Mura (erster Anstieg über diesen Grat überhaupt) zur Finestra, am Fuß des Südostgrates des Sass de Mura, über welchen der Restanstieg durchgeführt wurde. Von der Casera Cimonega bis zum Gipfel (600 m Höhenunterschied) benötigte man immerhin acht Stunden, im Abstieg wegen Nebels fünf Stunden und zwei weitere Stunden von der Casera Cimonega bis zur Osteria Boz in der Val Canzoi. Gabriele Franceschini beschreibt den Anstieg als ziemlich „ermüdend und gefährlich“, obwohl man am Grat wenigstens vor dem Steinschlag sicher war.

Im Jahre 1948 erschien als Abschluß der Erschließungsarbeit Gabriele Franceschins die Monografie „Il Gruppo del Cimonega“. Danach wird es wieder still um unseren Berg, allerdings nur was Erstbegehungen anlangt. Angeregt durch den Vorschlag Franceschins, aber auch durch viele andere Bergfreunde, entschloß sich schließlich die Sektion Feltre des CAI zum Bau einer Bivakschachtel am Pian della Regina. Im Herbst 1958 war der Bivacco fertiggestellt. Dank der aufopfernden Hilfsbereitschaft vieler, die beim Bau und vor allem beim Materialtransport mitgeholfen hatten, war hier eine Unterkunft

entstanden — die erste in den Feltriner Alpen überhaupt —, welche eine Grundlage zur besseren Erforschung der Cimonegagruppe bilden sollte. Trotz der idealen Lage, trotz der kurzen Zugänge zu den Wänden usw. blieb der Bivacco zunächst wenig besucht, da er vor allem für den Kletterer bestimmt war und Wanderer schon wegen des Fehlens guter Wegtrassen, Markierungen usw. kaum hierher kamen. In den letzten Jahren jedoch hat der Besucherstrom durch die Eröffnung der „Alta Via delle Dolomiti N. 2“ und durch viele gebietsbeschreibende Abhandlungen derart zugenommen, daß sich die CAI-Sektion Feltre entschlossen hat, den Bivacco zu einem (unbewirtschafteten) Rifugio zu erweitern.

Seit einigen Jahren haben sich einige junge, tätige Alpinisten des „Gruppo Rocciatori CAI Feltre“ die Erschließung der schwierigsten Wände ihrer Heimatberge zum Ziel gesetzt. Zu diesen gehören als bedeutendste Vertreter: Ennio Conz (Cesiomaggiore), Tito Pierobon (Pedavena), Lino Zanandrea (S. Giustina), Mario Gatto und Giulio de Bortoli (Feltre). Ihnen gelangen in den letzten Jahren nicht nur äußerst schwierige Erstbegehungen in der Pizzocco- und Cimonegagruppe, sondern auch in der Gruppe der Monti del Sole.

Bereits am 12. Juli 1964 eröffneten Ennio Conz und Tito Pierobon eine besonders schwierige Einstiegsvariante zum Nordgrat des Sass de Mura. Die Variante verläuft von der Banca Soliva (Ostseite) durch einen auffallenden, gebogenen Kamin zur ersten Schulter unterhalb der Türme des Nordgrates. Diese Variante besitzt allerdings nur klettersportliche Bedeutung.

Drei Jahre später hielt auch der VI. Schwierigkeitsgrad Einzug im Reich des Sass de Mura. Die lange Zeit für unbezwingbar geltende Nordwestwand des Hauptgipfels fiel nach dreitägiger „Belagerung“. Am 13., 14. und 15. August 1967 wurde sie von Tito Pierobo, Lino Zanandrea und Ennio Conz in direkter Linienführung erstmals durchstiegen. Bei diesem Anstieg, der Schwierigkeiten des V. und VI. Grades aufweist (einige Stellen VI+), wurden 120 Haken geschlagen, davon 30 belassen. Für die 70 Meter im Mittelteil der Wand (es handelt sich um zwei hintereinanderfolgende, weit vorkragende Dächer) wurden allein 15 Stunden benötigt. Leider stand die Besteigung im Zeichen schlechter Witterungsverhältnisse. So konnte am 13. wegen eines schweren Gewitters erst um zwölf Uhr eingestiegen werden. Für Wiederholer dürfte ein Biwak wohl ausreichen. Die Erstbegeher taufte ihren Weg im Feltriner Dialekt „Via dei Boat“, was „Weg der jungen Gemen“ bedeutet.

Im vergangenen Sommer 1970 wurden zwei bemerkenswerte Neutouren am Sass de Mura unternommen.

Am 4. und 5. Juli 1970 durchstiegen Ennio Conz, Cesare Lewis und Giulio de Bortoli (alle CAI Feltre) die Südwestwand des Hauptgipfels in 20 Stunden Kletterzeit (1 Biwak) auf neuer Route, welche über die kompakte, von mehreren Überhängen unterbrochene Wand zur Rechten des Südwestgipfels (Weg Meneghel-d'Alberto-Delaito, 1947) verläuft. Der Anstieg weist Schwierigkeiten des IV. und V. Grades (einige Stellen VI) auf und bietet fast durchwegs großartige Freikletterei in eisenhartem Fels. Es wurden auf 700 Meter Wandhöhe nur 30 Haken geschlagen!

Zuletzt, am 14. September 1970, fiel auch die bisher noch unberührte schöne Nordwestwand des Südwestgipfels. Cesare Lewis und Giulio de Bortoli durchstiegen diese Wand (III und IV, eine Stelle IV+) in nur drei Stunden Kletterzeit!

Fast hundert Jahre alpiner Erschließung am Sass de Mura sind an uns vorübergezogen. Sicher hätte es über so manche Persönlichkeit, über viele Ereignisse tragischer oder glücklicher Art noch zu berichten gegeben, doch all dies hätte den Umfang dieser Arbeit nur noch ausgedehnt; ich habe mich deshalb auf die wichtigsten Daten beschränkt. Zwei Punkte aber fehlen noch in unserer Betrachtung. Erstens besitzt der Sass de Mura Vorbauten bzw. Ausläufer, die zwar ihre eigene Erschließung haben, jedoch topografisch mit dem Berg derart verbunden sind, daß sie in einer Monografie

des Hauptmassivs nicht fehlen dürfen. Zweitens soll abschließend auf die noch offenen Probleme am Sass de Mura eingegangen werden, um deutschsprachige Bergsteiger darauf aufmerksam zu machen.

Ein Anstieg auf die Südschulter des Sass de Mura, der Costa Visodoro, ist mir nicht bekannt. Es ist jedoch anzunehmen, daß die Costa von Westen her schon sehr früh von Jägern oder im Zuge einer Besteigung des Sass de Mura überschritten wurde; in der Literatur finden sich hierüber jedoch keine Hinweise. Auch über die Südostwand (gegen Val d'Alvis) und die 250 Meter hohe, gegliederte Südwestwand (gegen Val Fonda) sind keine Anstiege bekannt. Ebenso unbekannt sind die Erstbesteiger der Ostschulter (Spallone Orientale). Ich vermute jedoch, daß diese bereits um 1880 durch Jäger von der Banca Soliva aus erreicht wurde.

Den ersten Anstieg über den schrofigen Südostgrat des Spallone Orientale vom Col dei Becchi aus führten am 12. März 1948 Bergführer Gabriele Franceschini und Dario Palminteri im Zuge der Winterbesteigung des Sass de Mura durch. Diese Tour (II. Schwierigkeitsgrad) gehört in Verbindung mit dem Südostgrat des Sass de Mura (III und IV) zu den landschaftlich großartigsten Bergfahrten des Südlichen Dolomiten.

Bereits am Beginn dieser Abhandlung wurde die Punta del Re und ihre genaue Lage besprochen. Man erkennt diesen im nördlichen Teil der Ostwand des Spallone Orientale aufragenden Turm an seinem auffallenden, schnabelförmigen Gipfelüberhang. Benennung, erste Besteigung und alle weiteren Neutouren hat hier Gabriele Franceschini vorgenommen. Der Name wurde nach dem Pian del Re gegeben, über dessen weiten Geröllfeldern dieser Turm aufragt. Obwohl die Punta rein touristisch von untergeordneter Bedeutung ist, bietet sie besonders für den Kletterer ein sehr lohnendes Ziel. Hier findet man besten Fels, genußreiche und interessante Anstiege in unmittelbarer Nähe des Bivacco Feltre.

Am 16. August 1938 begann Gabriele Franceschini zusammen mit Emiliano Meneghel (Feltre) seine Erschließungstätigkeit im Bereich der Cimonegagruppe mit der Erstbesteigung der Punta del Re über die Ostwand. Dieser mehr im rechten, nördlichen Teil der Wand verlaufende Anstieg weist Schwierigkeiten des II. und III. Grades auf (Wandhöhe 250 m).

Im Abstieg wurde ein technisch leichter Weg (I—II) durch die große Fels- und Geröllmulde nordwestlich des Spallone Orientale und der Punta del Re erstmals begangen. Der Weg gilt heute als Normalanstieg.

Am 18. August 1941 gelang Gabriele Franceschini und Aldo Meneghel (Feltre) die erste Durchkletterung des direkten Ostkamines, jener auffallenden Spalte zwischen dem Felsbau der Punta del Re und der Ostwand des Spallone Orientale del Sass de Mura. Der Anstieg bietet eine wahre Genußkletterei, elegant und abwechslungsreich in durchwegs herrlichem Fels (III. und IV. Grad).

Außer den oben erwähnten Neutouren liegen an der Punta del Re keine weiteren Anstiege vor. Das bedeutendste noch zu lösende Problem dürfte die direkte Ostwand (300 m hoch) zur Rechten des erwähnten Kamines sein.

Am Spallone Orientale gibt es für extreme Kletterer noch viel Neuland. So sind sowohl die mächtige, zum Teil überhängende Ostwand als auch die ebenso schöne und breite Südwand (beide jeweils 400 m hoch) noch undurchstiegen. Ein kühnes Problem, mit dem die Feltriner Bergsteiger schon lange Zeit liebäugeln, ist jener zirka 400 Meter hohe, überhängende Riesenkamin, der die Südostwand des Sass de Mura von der oben erwähnten Südwand des Spallone trennt.

In den Nordwestwänden des Haupt- und des Südwestgipfels läge je ein zweiter Weg noch durchaus im Bereich der Möglichkeit. Die Ostwand des Berges muß heute als erschlossen gelten. Als Neutouren käme eine direkte Einstiegsvariante zur „Via della Rampa“ (Weg Franceschini-Banchieri, 1943) und ein Anstieg über den Pfeiler der kleinen,

gegen den Pian del Re vorgeschobenen Schulter in Frage. Weit mehr Neuland bietet die Südostseite. Zur Rechten des Weges Meneghel-d'Alberto-Delaito wäre ein äußerst schwieriger Anstieg über die glatte, von Überhängen unterbrochene untere und mittlere Südwand des Hauptgipfels möglich (direkte Südwand). Auch die etwa 250 bis 300 Meter hohe Südwestwand des Hauptgipfels gegen die große Südschlucht und die ebenso hohe Südostwand des Südwestgipfels gegen diese Schlucht sind noch undurchstiegen. Die Südostwand des Südgrates wurde zwar schon durchstiegen (Zsigmondy-Purtscheller), doch auf unbekanntem Wege. Sicher ließen sich auch hier einige lohnende Durchstiegsmöglichkeiten finden. Unbekannt sind ferner Anstiege auf die Costa Visidoro sowie aus der Val Giasinozza direkt über die Nordwestflanke zur Banca Soliva.

Daß wir im Laufe der geschilderten Ersteigungsgeschichte den Sass de Mura vielleicht schon etwas liebgewonnen haben, soll uns jetzt nicht hindern, Abschied zu nehmen und ihn vielleicht einmal selbst aufzusuchen. Der Plan, eine Ersteigungsgeschichte der gesamten Cimonegagruppe abzufassen, mußte vorläufig beiseite gelegt werden, da schon die des Sass de Mura ungeahnte Ausmaße annahm. Vielleicht ist aber hiermit ein Baustein gelegt zu jener geplanten Monografie der Feltriner Dolomiten und zum besseren Verständnis für dieses prachtvolle Bergreich am Südrand der Alpen.

Anmerkung und Bitte:

Fast alle Datumsangaben meiner Abhandlung beruhen auf eigenen Nachforschungen oder Anfragen bei den Erstbegehern. Eventuelle Abweichungen in der angegebenen Literatur sind als falsch zu betrachten!

Der Verfasser wendet sich mit der Bitte an die Leser, ihm über Neutouren etc. einen Bericht zu senden.

Karten:

Es werden hier alle greifbaren touristischen Karten angeführt, auf denen die Cimonegagruppe einigermaßen gut dargestellt ist.

1. Übersichtskarten

- a) „Dolomiti in Provincia di Belluno“ 1:250.000, Beilage im gleichnamigen Führer der Ente Provinciale per il Turismo Belluno (erscheint jährlich).
- b) „Provincia di Belluno“ 1:150.000, erschienen in der Litografia Artistica Cartografica — Via del Romito 11—13 r. — Florenz, erhältlich bei der Ente Provinciale per il Turismo Belluno.
- c) „Carta d'Italia“ 1:100.000, Blätter: 22 (Feltre), 23 (Belluno), 37 (Bassano del Grappa), 38 (Conegliano).

2. Wanderkarten

- a) „Kompaß-Wanderkarte“ 1:50.000, Blatt: „Pale di San Martino“ Nr. 76, erschienen im Geographischen Verlag Heinz Fleischmann KG, Starnberg.
- b) „Carta dei Sentieri e Rifugi“ 1:50.000, Blatt Nr. 4, herausgegeben von der Casa Editrice TABACCO — Udine, Via Verdi 4. Diese Karte ist der Karte a) bezüglich Zeichnung, Übersichtlichkeit, Angabe der Hütten, Biwakschachteln und Wege vorzuziehen!

3. Spezialkarten

- a) „Carta d'Italia“ 1:25.000, Blätter: „Fiera di Primiero“ (Foglio N. 22; I. Quadrant, SE), „Le Vette“ (Foglio N. 22; II. Quadrant, NE), „Mezzano“ (Foglio N. 22; II. Quadrant, NW), „Gosaldo“ (Foglio N. 23; IV. Quadrant, SW), „Giustina“ (Foglio N. 23; III. Quadrant, NW).

Alle Höhenangaben und ein Großteil der Bergnamen sind dieser Karte entnommen.

- b) „Carta d'Italia“ 1:50.000, Blatt „Feltre“ (Foglio N. 062).

Berge zwischen Deutsch und Welsch in den Westalpen

ERNST HÖHNE

Verschiedene Gepflogenheiten unserer Zeit haben es so weit gebracht, daß dem Großteil der Europäer gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, wie sehr sich politische und sprachliche Zugehörigkeit unterscheiden können. Der Sprachgebrauch der öffentlichen Meinungs- und Sprachbildner, die zugleich oft die einzigen Wissensvermittler nach dem Schulbesuch sind, tragen das Ihre zu diesem fundamentalen Irrtum bei. Das geht so weit, daß der Öffentlichkeit geradezu groteske Bezeichnungen kaum mehr auffallen: „... der Italiener Knödlhuber aus Bolzano gewann im Riesentorlauf“ oder „... die Italienerin Sieglinde Kofler konnte uns in fließendem Deutsch ihre Antworten geben“.

Gleichgültig, welche Konsequenzen man aus dieser Tatsache ziehen mag, ob man sie für bedauerlich oder vernünftig und modern hält, sie läßt den Bergsteiger beim Besuch verschiedener Alpengebiete immer wieder ins Erstaunen geraten. Im italienischen Alpenteil trifft man auf Gebiete, in denen die deutsche Sprache noch heute bei den Bewohnern in Eigen-, Flur- und Bergnamen fortlebt und auch angewandt wird.

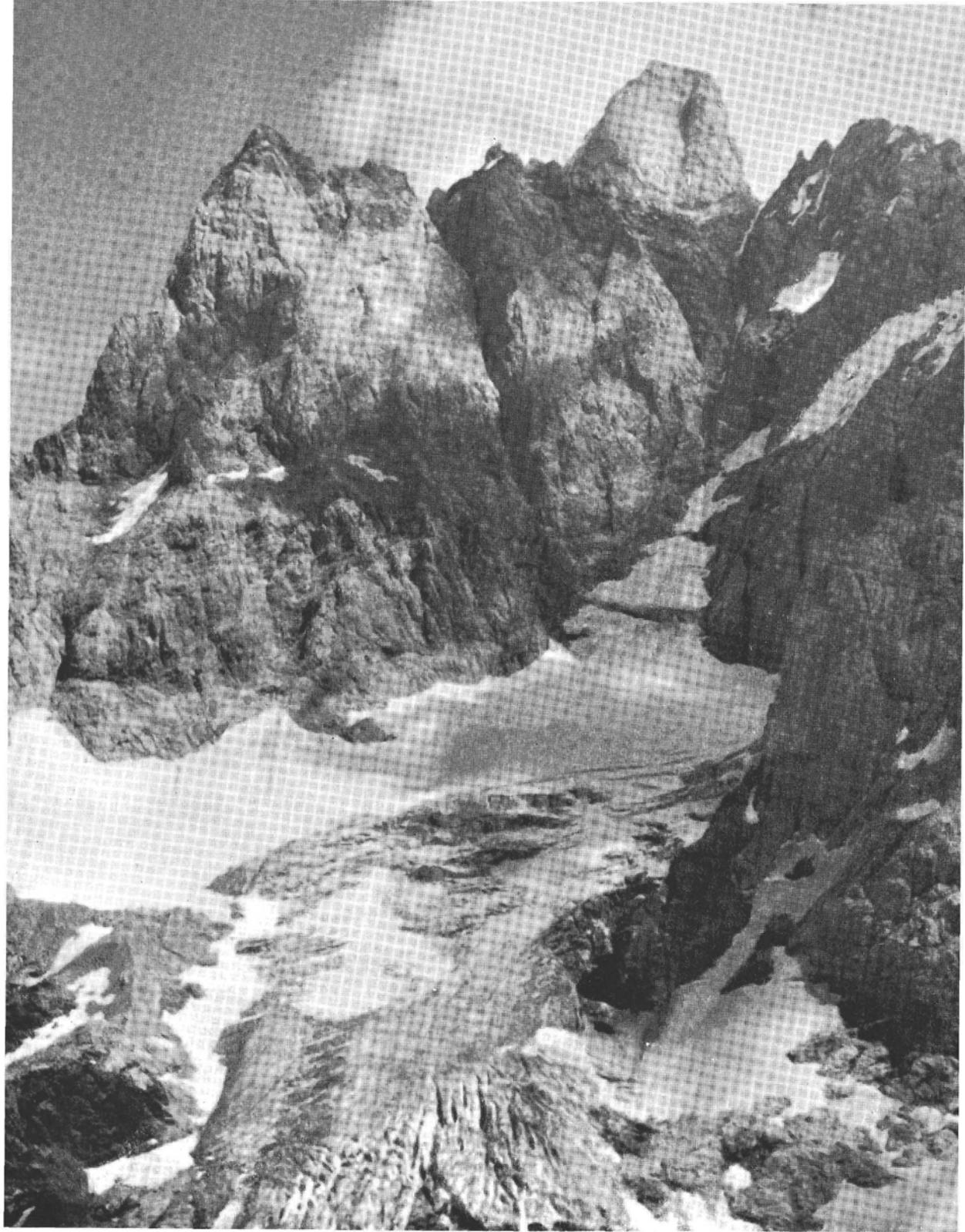
Da der Bergsteiger nicht nur an den Gipfeln allein seine Freude findet, wird er in den meisten Fällen sicher gern dieser Erscheinung seine Aufmerksamkeit schenken. Es ist ungemein reizvoll und interessant, sich einmal solchen zum Teil heute noch deutschen Gebieten zu widmen und ihre Berge kennenzulernen. Berge zwischen Deutsch und Welsch kann man diese Gegenden nennen, wobei „zwischen“ räumlich wie zeitlich verstanden werden kann.

Für den vorwiegend ostalpinen Bergsteiger erscheint es selbstverständlich, daß diese Gebiete am Südrand der Ostalpen liegen werden. Das ist ein Irrtum. Nur ein Teil befindet sich dort. Der andere liegt in den italienischen Provinzen Novara, VerCELLI und Aosta und sogar im Schweizer Kanton Tessin.

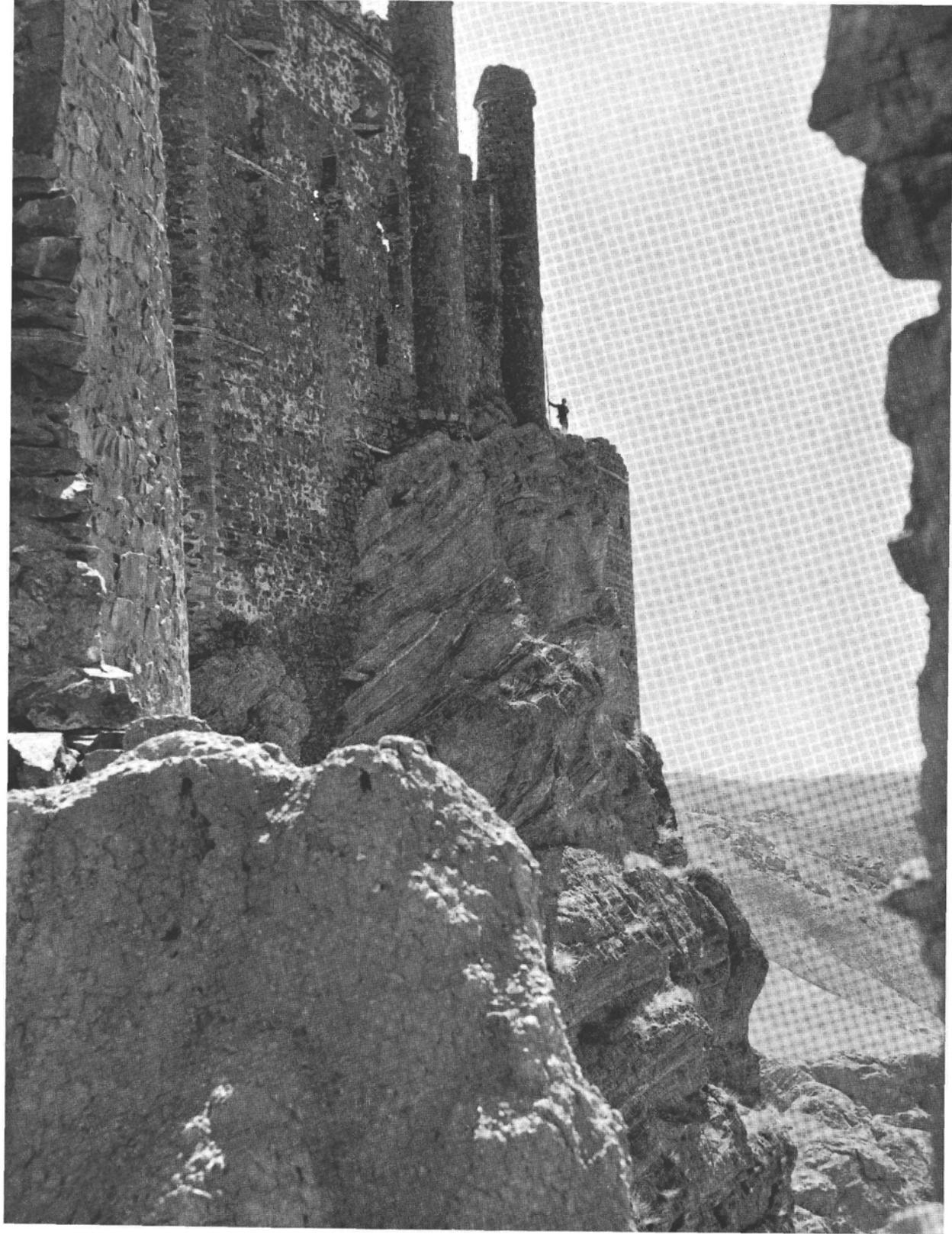
Alle diese Sprachinseln oder sprachlich weitgehend abgeschnürten Gebiete besitzen eine auffallende Übereinstimmung. Sie sind walserische Siedlungen. Kleinere und unwesentliche Unterscheidungen sind durch die verschiedene alte Heimat bedingt. Obwohl man heute — nach etwa 800 bis 900 Jahren — Genaueres nicht mehr sagen kann, wird man annehmen dürfen, daß die Vorfahren der heutigen deutschen Überbleibsel aus Seitentälern des Rhônetals (deutsch Rotten) gestammt haben. Zweifellos ging der Anstoß der damaligen Südbewegung von den Grundherren aus, die zu dieser Zeit Besitzungen nördlich wie südlich des Monte Rosa (Gornerhorn) innehatten. Das waren vor allem die Bischöfe von Sitten (Sion), die Grafen von Biandrate (heute Provinz Novara) und die Herren von Challant (im unteren Val d'Ayas in Aosta). Diese betrieben die Verpflanzung der Walser im Gebiet des Monte Rosa, die wohl ausschließlich über die Pässe Matterjoch (Theodulpaß) und Saaser Berg (M.-Moro-Paß) stattfand. Die dritte und mindestens ebenso große Gruppe von Walsern gelangte über den Griespaß nach Süden.

Die ersten beiden Pässe sind heute stark vergletschert, dürften es aber vor 800 Jahren nur in geringem Umfang oder gar nicht gewesen sein. Die Besiedlung über den Ortzaler Hauptkamm hinweg in etwa der gleichen Zeit ist dazu eine unübersehbare Parallele.

Der Zusammenhang mit der alten Heimat war viele Jahrhunderte sehr rege, so daß die alte Sprache in den rein walserischen Gebieten nie gefährdet war. Anders war es in den gemischten Gebieten. Dort schritt die Einschmelzung um so schneller voran,



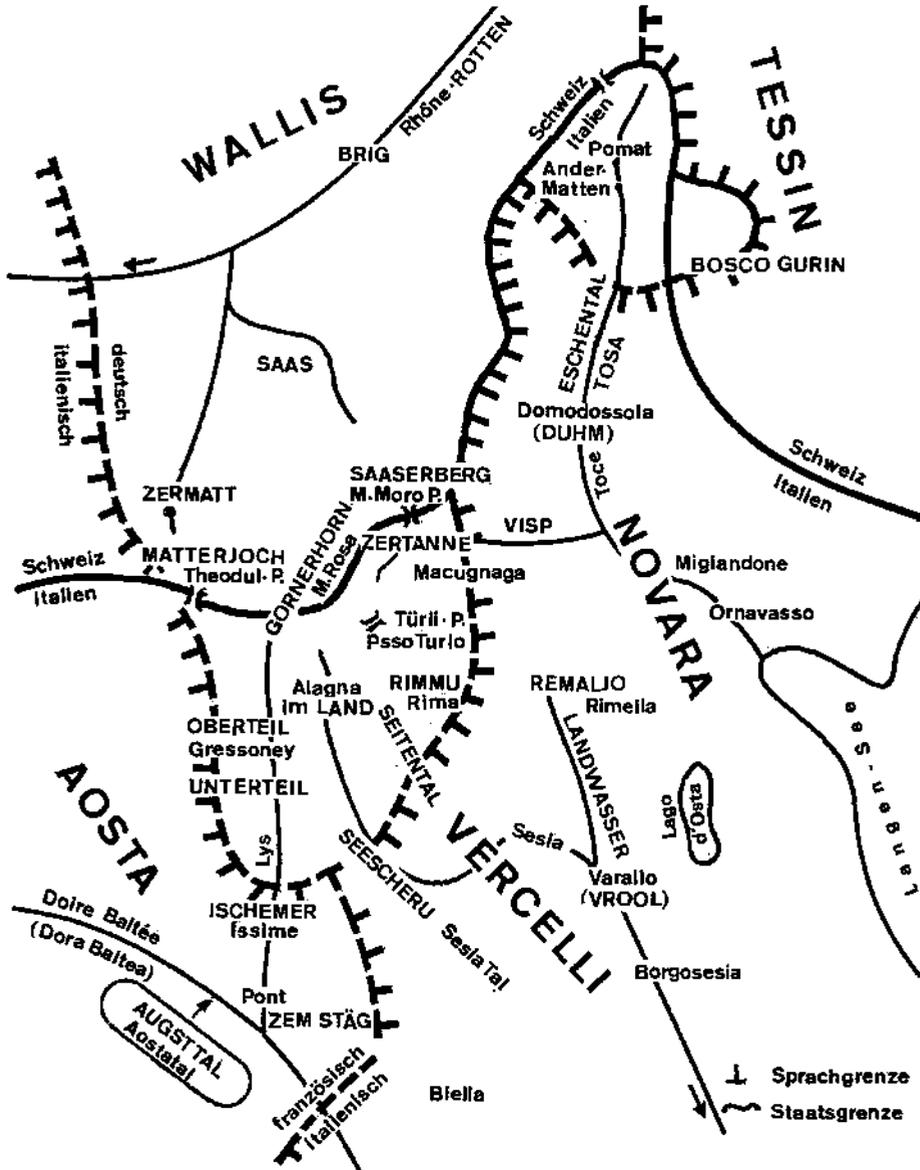
Cilogebirge. Reşko (Gelyaşın), 4170 m, vom Gletscherbecken des Supan Durek im NW
Phot. Hans Thoma, Landshut



Hoşap-Kale (bei Guzelsu), Hakkâribergland
Phot. Hans Thoma, Landshut

je stärker die Ortschaften verkehrsmäßig erschlossen waren. Domodossola (Duhm), Varallo (Vrool), Migliandone und Ornavasso mußten nach der Zeit des eidgenössischen Machthöhepunktes im 16. Jahrhundert bald die alte Sprache ablegen.

Dafür sorgten nicht nur wirtschaftliche Erwägungen, die Vorteile gleicher Sprache wie die Umgebung, sondern vor allem wohl die kulturelle Überlegenheit der Um-



gebung. Die Walser hatten zwar hohe Aktivität und bessere landwirtschaftliche Verfahren mitgebracht, waren aber in einer höherzivilisierten Umgebung Dörfner und Bauern geblieben. Sie waren ohne Missionsaufgabe gekommen. Ein Volk ohne Oberschicht muß seine Sprache früher oder später verlieren. Eine Oberschicht kann sie dagegen sogar auf das „Volk“ ausdehnen. Dafür bietet die deutsche Ostsiedlung viele Beweise.

In der Abgelegenheit der Berge und mit einem gewissen Rückhalt in der Verbindung mit den Landsleuten jenseits der Berge, konnten sich Sprache und Sitten besser erhalten. So trifft man auch heute noch gerade zu Füßen der höchsten und mächtigsten Berge auf die stärksten Spuren der Walser, ja sogar noch auf ihre lebende Sprache. Doch ist es ungewiß, wie lange das noch sein wird. Zwar ist heute der „Druck von oben“, sei es von seiten des Staates oder in diesem Gebiet eigenartigerweise noch stärker von der Kirche, wesentlich schwächer geworden, dafür ist in ungleich stärkerem Maß der wirtschaftliche Zwang durch die verkehrsmäßige und wirtschaftliche Erschließung angewachsen, in Sprache und Eigenarten der Umgebung angepaßt zu sein. Ja es kommt sogar zu gewissen Schamgefühlen wegen der eigenen alten Sprache, die vielfach als „dialeto brutto“ (häßliche Mundart) bezeichnet wird — eines der stärksten psychologischen Hemmnisse, am Walserdütsch festzuhalten, das in der Bezeichnung „Altwybersproch“ seinen Ausdruck findet.

Auf der anderen Seite scheinen aber auch starke Bestrebungen vorhanden zu sein, am Deutschen festzuhalten. Neuerdings deutscher Sprachunterricht in Gressoney, im Pomat und in Bosco-Gurin weisen darauf hin. Auch die Pflege und das öffentliche Herausstellen alter Bezeichnungen scheint mehr zu sein als nur Fremdenverkehrsattraktion. Neben dem Vergessenwollen der Muttersprache gibt es also auch einen „Walserstolz“, eine Liebe zum Ererbten und zur heimatlichen Art. Diese Tatsache sollte die Stellungnahme eines jeden Bergsteigers, der in diese Gebiete kommt, bestimmen. Wir sollten in jedem Fall die Meinung und die Gefühle des einzelnen respektieren. Dazu gehört, daß wir die alte Sprache dieser Menschen, die ja auch unsere ist, nicht ignorieren!

Gressoney

Fast am Ende der Berge, im Sommer von drückender Hitze und Industrierauch erfüllt, liegt Pont S. Martin im Tal der Doire Baltée. Dort überspannt eine altertümliche Brücke den Lysbach, der mit dem Val Gressoney hier mündet. Von dieser schon früher wichtigen Brücke stammt der französische Name des Ortes — und auch der deutsche: Zem Stäg. Mindestens bis hierher reichte der walserische Einfluß noch im Mittelalter. Heute muß man weit ins kühle Tal des Lys, auch Landwasser genannt, hinauffahren, um walserdeutsche Worte zu vernehmen. Hohe, steile Waldhänge begrenzen das enge Tal und leiten schon am Taleingang bis 2700 Meter hinauf. Diese Gipfel werden von Bergsteigern wegen des mühsamen Aufstiegs (Pont S. Martin nur 350 m) und wegen der Nähe der ungleich reizvollen Walliser Eisberge sehr vernachlässigt.

Hat im Tal der Doire Baltée die Steinbauweise allein vorgeherrscht, so zeigt schon der erste Teil der Auffahrt langsam zunehmend Holzhäuser. Issime, das alte Ischemer, und Gaby sind heute weitgehend französisch und italienisch. Die Zugehörigkeit zur autonomen Region Aosta wirkt sich natürlich positiv für die französische Sprache aus. Méttien (im Wallis würde man es Mättjen schreiben) und Bielciuken bieten nicht nur schon die ersten Blicke auf die Walliser Eisberge, sie sind auch die ersten für Bergsteiger interessantesten Siedlungen. Von hier führt eine Seilbahn auf die Alpe Weismatten in über 2000 Meter Höhe, von der man nicht nur eine einzigartige Schau auf den Talschluß genießen kann, sondern nach kurzem Aufstieg auch einen lückenlosen Rundblick auf Paradiso, Montblanc, Matterhorn, Monte Rosa bis zur fernen Tiefenebene mit Turin und Mailand. Die Krönung aber bildet die Becca Frudiere, 3076 Meter, die man in gut drei Stunden besteigen kann.

Hauptort des Tales ist Gressoney S. Jean, deutsch „Unterteil“ genannt. Hier ist die Walser Bauweise nicht nur stark ausgeprägt, hier besitzt auch das deutschsprachige Element größere Bedeutung. Sogar eine kleine Zeitung mit deutschsprachigem Teil existierte einige Zeit. In früheren Jahrhunderten konnten sich die Bewohner dieses Ortes — und viele des übrigen Tales — großen Wohlstand durch Tuchherstellung

und vor allem Tuchhandel erwerben. Ihre Geschäftstüchtigkeit brachte sie nicht nur in alle Städte Mitteleuropas und sogar bis St. Petersburg, sondern dem ganzen Tal die wenig schmeichelhafte Bezeichnung Krämerthal ein.

Nach einigen kleineren Siedlungen erreicht man die geräumige Talweitung, in der Gressoney La Trinité (deutsch „Oberteil“) eingebettet liegt. Dieser Ort besitzt eine einzigartig reizvolle Umrahmung, aus der die Gletscherberge um Zwillinge und Lyskamm natürlich besonders herausragen. Das Tal wird an dieser Stelle von zwei aussichtsreichen Berggestalten flankiert: das Grauhaupt (Testa Grigia) im Westen und das Weißhorn (Corno Bianco) im Osten. Das Hauptinteresse des Bergsteigers wird aber den Eisbergen im Norden gelten, weshalb die beiden letztgenannten Gipfel seltener besucht werden.

Zwei hochgelegene und berühmte Hütten sind von hier zu erreichen: Rifugio Sella, 3587 Meter, und Rifugio Gnifetti, 3611 Meter. Beide vermitteln Bergfahrten auf Viertausender, die auch vom weniger geübten (aber auf jeden Fall gut ausgerüsteten) Bergsteiger bewältigt werden können. Der Unterschied liegt hier weniger in der Schönheit der Gipfel, sondern vielmehr in der Länge des Hüttenanstiegs. Während die Sellahütte in sechs Stunden erreicht wird, kann man die sechseinhalb Stunden Fußweg zur Gnifettihütte durch die neue Seilbahn zum Lago Gabiet auf drei Stunden verkürzen — ein Argument, das vielen einleuchten wird. Von der Sellahütte sind die Glanzpunkte Castor und Lyskamm-W-Gipfel, die unschwierig zu besteigen sind. Von der Gnifettihütte hat man etwa zehn Viertausender zur Auswahl, von denen man an einem Tag mehrere überschreiten kann. Was ihre Anzahl und ihre leichte Erreichbarkeit betrifft, wohl ein Superlativ der Alpen!

Alagna

Um hierherzukommen, muß man vom Beginn der Berge, von Borgosesia, 50 Kilometer zurücklegen. Aber das ist äußerst lohnend! Nahezu alle hohen Gipfel, die man von Gressoney aus erreicht, kann man auch von Alagna her besteigen — aber mit weniger Anstrengung. Denn hier führt eine Seilbahn bis in 3260 Meter Höhe — so gelangt man zur Gnifettihütte von dieser Seite in etwa einer Stunde Gehzeit (dazu kommt natürlich noch die Seilbahnfahrt)! Wenngleich ich mit Seilbahnen weder verwandt noch verschwägert bin, kann ich in diesem Fall meine Begeisterung nicht verbergen. Die Götter haben vor den Gipfelgenuß den Schweiß gesetzt — aber von der Schweißmenge haben sie nichts gesagt! Hand aufs Herz, wer spart nicht auch gern über 2000 Meter Höhenunterschied?

Obwohl allein schon die Seilbahnfahrt ein besonderes Erlebnis ist und höher oben noch viele größere Freuden den Bergsteiger locken, möchte ich doch jedem wünschen, daß ihm bis zur Abfahrt der nächsten Gondel noch etwas Zeit bleibt. Alagna allein ist einen Besuch wert! Alte, braune Holzhäuser aus Lärchenholz mit unglaublich reichem Blumenschmuck scharen sich auf den Hängen um die Kirche mit dem spitzen Turm. Ein Bild wie im Wallis! Obwohl die meisten Orte auch jetzt noch deutsche Namen tragen, sind die Eigennamen schon weitgehend italianisiert. Auf dem Friedhof von Alagna wird man nur mehr wenige deutsche Namen finden. Grober, Stainer, Faller, Bodmer sind die häufigsten. Dafür stehen im Ort verschiedene Tafeln, die italienische und deutsche Bezeichnungen aufweisen. Alagna und seine Umgebung hatten vor etwa hundert Jahren ihre höchste Blüte, da bis dahin der Goldbergbau im Talschluß guten Gewinn brachte. Der Besitzer dieser Goldbergwerke war übrigens ein Bergsteiger, der als erster die Vinzentpyramide erstiegen hat. Von ihm hat dieser so lohnende Berg seinen Namen erhalten. In dieser Gegend gab es früher auch Bergwerke, in denen nach Eisenerzen geschürft wurde. Darauf weist der Name Isamberg (Eisenberg), der Monte Tagliaferro, ebenso hin wie der Stollenberg.

Die überaus günstige Lage der Gnifettihütte hat die anderen Bergunterkünfte etwas

in den Hintergrund gedrängt. Hinzu kommt, daß die Touren von den anderen Hütten im Monte-Rosa-Stock, das sind Rifugio Valsesia und Rifugio Resegotti, vor allem Bergsteigern mit besserer Kondition vorbehalten sind, da hierbei größere Schwierigkeiten bewältigt werden müssen. Westlich von Alagna breitet sich ein weites Wandergebiet, das durch zahlreiche Hütten erschlossen ist. Zwar sind in diesem vom Monte Rosa gegen Süden langsam an Höhe verlierenden Kamm die Berge nicht mehr vergletschert, aber mehrere Dreitausender (Rothorn — Corno Rosso, Stralingspitze, Weißhorn — Corno Bianco) bieten neben einer Fülle verschiedenster Blumen die eindrucksvollsten Ausblicke auf den Monte Rosa. Ähnlich lohnend — und noch näher den Gletschern — sind die Alphänge nordöstlich von Alagna, die hinauf zum Türlipaß (Passo di Turlo) ziehen. Über diesen Paß dürften Alagna und die anderen heute nicht mehr deutschen Orte des Sesiatales (deutsch Seescheru) besiedelt worden sein. Der Paß vermittelt eine gute Verbindung mit Macugnaga.

Während der Bergsteiger Alagna wegen seiner alpinen Vorzüge gern und verhältnismäßig häufig Besuche abstatten wird, sind die nördlichen Seitentäler des Sesiatales fast völlig vergessen. Obwohl ihre reizvollen und einsamen Gipfel prachtvolle Aussicht zum Monte Rosa bieten, fehlen ihnen eben doch die Gletscher und die großen Höhen. Sie werden weiter im Schatten der größeren und berühmteren Umgebung stehen müssen. Deshalb wollen nur selten Bergsteiger das alte Rimmu (Rima) im Sermenzatale oder Remaljo (Rimella) im Mastallonetal kennenlernen. Auch dort haben sich noch deutsche Sprache und Bauweise erhalten, während tiefer unten nur mehr wenige Namen an die alte, deutsche Zeit erinnern.

Macugnaga

Welcher Bergsteiger würde Macugnaga nicht kennen, wer noch nicht von den Monte-Rosa-Ostabstürzen gehört oder Bilder gesehen haben? Macugnaga und seine Umgebung gehören zu den großen klassischen Alpenlandschaften. Aber wer weiß schon, daß dieses Macugnaga noch vor hundert Jahren rein deutsch gewesen ist, wem ist es schon aufgefallen, daß auch heute noch am Municipio „Gemeindehaus“ steht?

Macugnaga ist genaugenommen kein Ort, sondern die Zusammenfassung vieler kleiner Häusergruppen mit den Namen Stapf, Zertanne, Streich, Ebi, Biel, Hinterbalm, Altstafel. Natürlich sind diese Namen heute mehr oder minder italianisiert, doch läßt sich in vielen Fällen die Herkunft erkennen. Auch den Eigennamen ist es nicht anders gegangen, was man besonders gut im alten Friedhof erkennen kann. Zum Teil sind die Namen völlig verändert, von Zumsteg in Del Ponte, zum kleinen Teil sind sie geblieben und manche sind auch nur in der Schreibweise geändert worden, um sich dem italienischen Alphabet anzupassen, wie etwa Burgener-Burghiner.

Mehr noch als in vielen anderen ehemals deutschen Gebieten hat sich hier die reizvolle Holzbauweise erhalten. Es ist interessant, daß diese anheimelnde Bauweise auch bei neueren Häusern angewandt wird.

Fast ausschließliche Blickrichtung ist in Macugnaga Westen. Dort steht die Ostwand des Monte Rosa mit dem Monte-Rosa-Gletscher, dem wilden Marinelli-Couloir und den Gipfeln, die einen Klang haben wie nur wenige unserer Alpen: Signalkuppe, Zumsteinspitze, Grenzgipfel und Nordend. Diese Gipfel sind die höchsten Ziele für den Bergsteiger, erfordern allerdings schon einiges Können. Aber auch für alle anderen Bergsteiger ist die Auswahl an landschaftlich hervorragenden Bergfahrten und leichten Bergwanderungen, die alle durch die Prachtblicke zur „schönsten Wand der Alpen“ ihre besondere Note erhalten, reichlich. Schönstes bietet die Landschaft um den Monte-Moro-Paß. Dieser alte Saaser Berg ist der günstigste Übergang ins Wallis. Von dort kann leicht und anregend das Joderhorn erstiegen werden, das den Tiefblick auf das Tal von Macugnaga mit dem Blick zur Monte-Rosa-Ostwand vereint. Diese Gegend ist

durch eine Seilbahn leicht zu erreichen und erlaubt noch mehr lohnende Gipfeltouren, die alle ähnliches bieten wie das Joderhorn, vor allem großartige Blicke auf die Mischabelgruppe. Noch wilder und aus noch viel geringerer Entfernung präsentiert sich die Ostwand vom Pizzo Bianco, dessen Ersteigung ebenfalls durch eine Seilbahn abgekürzt wird. Stärkere Eindrücke an Gletscherwildheit wird man in den Alpen nicht mehr oft finden — und Macugnaga ist der Schlüssel dazu!

Das Pomat

Die meisten Bergsteiger werden die Achseln zucken, wenn dieser Name genannt wird. Und auch die italienischen Bezeichnungen Antigorio oder Formazza können ihnen nicht viel weiterhelfen. Das abgelegene Pomat, das obere Tosatal (italienisch Toce) kann nur vom nächsten bekannten Ort, Domodossola an der Simplonstraße, in fast 40 Kilometer langer Anfahrt erreicht werden. Die meisten wissen nicht einmal vom Vorhandensein dieses Tales, und für die wenigen, die davon wissen, ist diese lange Anreise unbequem. Das ist schade, denn die Berge um den Talschluß des Tosatals haben für den Bergsteiger sehr viel zu bieten. Sie stehen zwar an Höhe weit hinter den zentralen Walliser Bergen, zu denen sie sogar zur Hälfte gehören. Die andere Hälfte wird zu den Tessiner Alpen gerechnet, deren höchster Gipfel der einzigartige Basòdino, das alte Bersaldinerhorn, von hier am günstigsten zu ersteigen ist. Der Besuch allein dieses Berges ist schon die lange Anfahrt wert. Aber neben ihm ragen noch viele andere lohnende Gipfel, die sich wie der Basòdino in den Fluten der beiden mächtigen Stauseen spiegeln, die der Landschaft weitere Reize verleihen. Diese hochgelegenen Stauseen, Fisch- und Kastelsee, beweisen, daß auch technische Eingriffe eine Naturlandschaft verschönen können.

Bei der Fahrt durch dieses Tal fällt schon im unteren Teil, in der Nähe des berühmten Bades Crodo, auf, daß ab und zu ein Heustadel in typischer Walliser Form, hochbeinig und auf Steinplatten, in den Wiesen steht. Später zeigen sich prachtvoll warmbraun getönte Holzhäuser im Schmuck der Geranien, peinlich saubere Höfe und auffallend ordentlich aufgerichtetes Holz. Wer um sich schaut, dem wird nicht entgehen, daß — sozusagen als Ergänzung — neben den klangvollen italienischen Ortsnamen Fondovalle, Ponte, Canza usw. mit roter Ölfarbe gemalte deutsche Namen von Stadelwänden leuchten. Da steht Fruttwald, Zumsteg und Kehrbächli. Hier wohnen Walser, die sich Sprache und Eigenart noch stärker bewahren konnten als ihre Brüder in Macugnaga oder Alagna. Und wenn man es ausprobiert, dann zeigt es sich: man kann im Pomat tatsächlich auch jetzt noch deutsch sprechen.

Das obere Tosatal stößt weit nach Norden zwischen Schweizer Gebiet vor. Kein Wunder, daß hier eine strategische Straße erbaut worden ist, die in über 2300 Meter Höhe führt und am San-Giacomo-Paß direkt an der Schweizer Grenze endet. Diese Straße, die am weithin bekannten Tosafall (Cascata di Frua) vorbeiführt, erschließt dem Bergsteiger eines der reizvollsten und auch stillsten Gebiete der Westalpen. Um die beiden Stauseen, deren einer blau und einer grün leuchtet, breitet sich zu Füßen hoher Gipfel eine riesige Mattenfläche, die in mancher Beziehung etwas an die Seiser Alpe erinnern könnte. Dort ergeben sich unzählige Bergwandermöglichkeiten, die man mit der Besteigung eines der kleineren Gipfel krönen kann. Etwa der Pizzo S. Giacomo, den man über grüne Matten, auf deren Felsrippen Astern und Wundklee leuchten, in aussichtsreicher Wanderung „begehen“ kann. Dieses 2500-Meter-Gipfelchen, der östliche Ausläufer des Nufenenstocks, bietet eine wahrhaft phantastische Aussicht auf die Rotondogruppe, die Berge um den Simplonpaß und endlich greifbar nah die wilde Kette des Basòdino. Dagegen wirken die Tiefblicke ins Tessiner Val Bedretto und auf die zwei Stauseen eher lieblich. Der mächtigste Gipfel vom San-Giacomo-Paß ist das Marchhorn, das mit geringem Zeitaufwand erstiegen werden kann, ebenso wie das

Helgenhorn in der Nufenenstockgruppe. Das höchste der Gefühle — wenigstens für den Bergsteiger — wird eine Besteigung des Basódino oder eines seiner beiden Trabanten sein, die ihm an Höhe zwar etwas nachstehen, an Form und Aussicht jedoch übertreffen. Der beste Ausgangspunkt für das Dreigestirn Basódino-Kastelhorn-Pizzo Caveragno ist der Kastelsee, an dessen Ufer sich eine CAI-Unterkunft in einem früheren Werksgebäude befindet. Der schönere Weg führt über den Westgrat des Kastelhorns auf das Kastelhorn und die beiden anderen Gipfel, der leichtere geht über die Ghigelalpe und die Westabstürze des Basódino. In jedem Fall kann man sagen: Basódino — sehr empfehlenswert. Und dies gilt — in anderer Beziehung — ebenso für das Tal darunter, das Pomat.

Bosco-Gurin

Wenn ein Bergsteiger an die Tessiner Alpen denkt, so fallen ihm sicher klangvolle italienische Namen ein: Basódino, Campo Tencia, Cristallina. An Sonnenberg, Wandfluhspitz oder Sternehorn wird er kaum denken. Und doch sind diese deutschnamigen Berge richtige Gipfel der Tessiner Alpen, die sich an Höhe nicht verstecken müssen, aber an Formen, Aussicht und Bergfreude viel zu schenken haben. Wer auf der Landkarte die nördlichen Grenzen der Tessiner Alpen nach diesen Namen absucht, wird keinen Erfolg haben. Sie liegen am Südwestrand dieser Gebirgsgruppe um den Talschluß der Val di Bosco. Dort ist zwischen haushohen Bergsturztümmern und einzelnen Bäumen das kleine Dorf Bosco-Gurin gebettet. Es erscheint fast grotesk, daß dieser Ort auf der Schweizer Seite lückenlos von italienischem Sprachgebiet umschlossen ist, während er jenseits der italienischen Grenze in der Provinz Novara deutsche Nachbarschaft hat, die Orte Andermatten (Chiesa) und Stafelwald (Fondovalle) im unteren Pomat. Von dort sind die Vorfahren der heutigen Guriner vor etwa 800 Jahren in das Bosco-Tal gekommen. Ebenso wie die Pomater sprechen sie heute noch ihr Walserdütsch und pflegen es auch weiter. Selten wird einem so stark zum Bewußtsein kommen, daß an dem Satz „Wo Holzhäuser stehen, wohnen Deutsche“ viel Wahrheit ist. Und nirgends wird das Gefühl, in italienischer, Tessiner Landschaft zu sein, so rasch von der Bauweise des Ortes zerstört.

Bosco-Gurin liegt 1500 Meter hoch, und die Gipfel um seinen Talschluß sind zwischen 2300 und 2900 Meter. Dieser Höhenunterschied bedingt bei größeren Bergen schon rund fünf Stunden Aufstiegszeit. Freundliche, harmonische Eindrücke überwiegen. Ein reiches Blumenparadies, interessante Mineralienfundstellen und meist unschwierig erreichbare Gipfel lassen nur wenig Raum für alpine Leistungen. Dafür um so mehr für Freude an der noch stillen Bergnatur! Wer dafür etwas übrig hat, wird hier glücklich sein können.

Die Betonung der idyllischeren Anklänge darf nicht vermuten lassen, daß hier kein Raum mehr für „richtige Berge“ bleibt. Das trifft nicht zu! Eine ganze Reihe formschöner und in mannigfaltiger Hinsicht lohnender Gipfel steht zur Auswahl. Die wildeste Felsgestalt ist das nur mäßig schwierige Wandfluhhorn, das neben einzigartigen Tiefblicken in drei Täler auch anregende Kletterei zu bieten hat. Etwas kürzer und leichter, sonst aber fast gleich ist sein Nachbar, die Martschenspitz, auch Sternehorn genannt. Dazu kommen die zahlreichen anderen Gipfel, die alle in wunderschönen Bergwanderungen erstiegen werden können, Ritzberg, Sonnenberg, Sonnenhorn, Großhorn. Für Berglandschaftsgenießer eine Woche höchster Bergfreude! Das ist Bosco-Gurin mit seiner Bergumrahmung.

Zum Karçkal

HELMUTH GALL

Anfangs August 1968 brachen vier Kufsteiner Alpenvereinsmitglieder zu einer Transkaukasus-Kundfahrt auf. Es galt, das Karçkalgebirge ($\zeta =$ tsch) zu erkunden, das nahe der türkisch-russischen Grenze an der Südostbucht des Schwarzen Meeres liegt.

Schon 1965, anlässlich der Deutsch-Österreichischen Lasistan-Kundfahrt, konnten Hermann und ich prächtiges Bergland am Pontus neu entdecken und zum dunstverhüllten Ziel dieser Reise hinüberschauen. Es lockte der Reiz des Unbekannten, doch Spannung bis zuletzt enthielt die Frage, wie an das Karçkalgebirge herankommen, ohne die türkische Gastfreundschaft zu überfordern.

In eiliger Fahrt geht es durch Jugoslawien und Bulgarien, und nach 36 Stunden ist der Zeltplatz Florya am Marmarameer erreicht. Der Ruhetag gilt dem Besuch von Istanbul, der weltoffenen Stadt am Goldenen Horn, dem herrlichen Konstantinopel. Jedes Türkenauge glänzt, wenn von der alten Metropole des einst so mächtigen Reiches unter dem Halbmond die Rede geht!

An der 500 Kilometer langen Straße über Bolu nach Ankara, der heutigen Hauptstadt, liegen verdorrtes Land, Reisfelder, Föhrenwälder, Viehweiden und Weizenäcker. Angesichts moderner Bewässerungsanlagen wünschen wir, daß der Fortschritt des Landes nicht immer wieder durch Erdbeben beeinträchtigt werden möchte.

In der nach Atatürks Willen zum Regierungssitz ausgebauten Stadt im Herzen Anatoliens besuchen wir türkische Bergsteigerfreunde. Mit Rat und Tat stehen sie uns zur Seite, doch über das Kundfahrtziel können sie keine Hinweise geben; die Berge des Karçkal sind unbekannt.

Bei Samsun erreichen wir die Küste des türkischen Pontus; Tabak soweit das Auge reicht. Haselnußplantagen beherrschen die Gegend um Trabzon, Teekulturen auf steilen Hängen inmitten üppig wuchernden Buschwaldes und leuchtende Zitrusfrüchte zwischen Maulbeer- und Pfirsichbäumen charakterisieren das regenreiche Treibhausklima am Fuße des küstensäumenden Hochgebirges im Vilayet Rize. Bei der kleinen Hafensstadt Hopa, wo das Kupfer von Murgul und das Holz aus dem Inneren des Landes verschifft werden, überwindet eine im Ausbau befindliche Straße den verkehrswichtigen Paß nach Borçka, mit fast 1000 Meter Höhe.

Mit Baumstämmen beladene Lastwagen nehmen weit ausholend die engen Kurven. Alte Holzzäune und Buchsbaum säumen den Weg. Hinter Edelkastanien und Nußbäumen verstecken sich Einzelgehöfte mit ihren brotspendenden Maisfeldern.

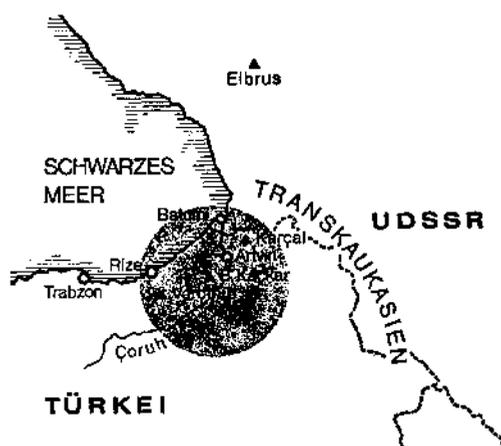
Überraschend, doch leider nur für einen Augenblick, tauchen im Osten firnleckige Berge aus brodelndem Wolkengebräu. Noch ehe unser VW-Bus steht, ist die Vision des Karçkal vorüber.

Wie neu belebt geht's hinunter zum wildschäumenden Çoruh, der in langer Schlucht das nordostanatolische Randgebirge durchbricht und das Massiv des Karçkal von diesem abtrennt.

Rickmer-Rickmers, der weitgereiste Alpinist, zog 1894 gleich zweimal vom russischen „Fieburnest“ Batum aus in den „Kartsch-Chal“. Er ritt von Sinkot am Çoruh über Kwazchana durch den Urwald von Tschörmück, dem heutigen Otingo, zu den „beturbanten Männern vom Stamme der Lazen“. Er hielt den südlichsten Hochgipfel als

Artvinspitze mit ca. 3800 Meter Höhe fest und fand dort zu seinem größten Erstaunen einen Steinmann vor. Rickmer konnte Jahre später herausbringen, daß 1888 der englische Konsul Peacock als erster Europäer, von Batum kommend, bei Borçka ins Bagini Tskali gezogen und über den Sindietgrat an diesen reichgegliederten Felsstock herangekommen war.

1895 erreichte Rickmer-Rickmers, der Mitbegründer des Skiklubs Kitzbühel, auf anstrengendem Ritt von Borçka über Sunati-Dewiskeli-Kwintaur das Dörfchen Bagini, hinter dem damals wie heute ein riesiges Blätterdach von mächtigen Buchen, Ulmen, Linden und pontischen Eichen zu urwaldartigem Nadelwald überleitet. Hier stehen an die 50 Meter hohe Nordmannstannen. Im Unterholz drängen weiß- und rotblühende Rhododendren, Lorbeer und Stechpalme ans Licht, und Stämme uralter Eiben vermögen zwei Männer nicht zu umfassen. Dem allesfressenden Braunbär ist der Tisch reichlich gedeckt. Die moderne Forstaufschließung und die vorsorglich betriebene Nutzung in der jüngsten Zeit stören sein Herrschaftsgebiet kaum.



Im Jahre 1900 beendete Rickmer die Erschließertätigkeit in seinem Kartsch-Chal, nachdem er in Otingo, von der höchsten der Batumspitzen zurückkommend, „ca. 3800 Meter“, ein romantisches Bad genommen hatte. Seither ist meines Wissens kein Besuch dieses Bergstockes noch ein Bericht darüber bekannt geworden.

Die Nähe der Schwarzmeerküste macht sich unangenehm in drückender Schwüle und dunstiger Atmosphäre bemerkbar. Kühlung bringt der abendliche Bergwind. Die Nähe der russischen Grenze läßt sich nicht erahnen. Nur wer weiß, daß die militärische Bedeutung dieser Grenze besondere Akzente durch die wechselvolle Geschichte dieses völkisch so bewegten Raumes erhalten hat, wobei politische Fragen und konfessionelle Probleme sich an Aktualität abwechselten, mag für die Existenz jahrzehntelanger Sperrzonen, das Fehlen brauchbarer Landkarten und die wirre Fülle in der Namensgebung Verständnis aufzubringen. In diesem vielschichtigen Sachverhalt dürfte auch die Erklärung des Beitrittes der Türkei zur NATO Anno 1952 zu finden sein. Heute gibt es hier für die türkische Republik weder ein territoriales Problem noch eine Minderheitenfrage.

Von Borçka Richtung Erzurum folgt die neue Straße dem Cañon des Flusses. Nach 30 Kilometern erscheint Artvin an sonniger Berglehne, stockwerkartig hingelagert, hoch über dem Çoruh. Die alte Bogenbrücke aus Eisen liegt abgetrieben im Flußbett. Nach einem sehr schneereichen Winter (2—4 m Schnee in den Tälern) hatte eine plötzlich einsetzende Schneeschmelze arge Verheerungen im Einzugsgebiet dieses Gebirgsflusses angerichtet.

Der Bürgermeister der Stadt bereitete uns eine herzliche Aufnahme, und der Forstdirektor entthob uns zu guter Letzt der Sorge um das Ziel der Kundfahrt, indem er nicht nur um Träger, sondern auch um ortskundige Begleitung bemüht war.

Auf waghalsig trassiertem Forstweg, der die tiefe Klamm am Ausgang des Karçkal-dere überwindet, erreichen wir einen Forststützpunkt. Bay Ahmed und der sangesfrohe Soleiman hatten es sich nicht nehmen lassen, uns bis hierher zu begleiten und um unser leibliches Wohl besorgt zu sein. Es gab köstliche Forellen, durststillende Salate und zum Unbehagen gläubiger Moslems Wein und Raki (türkischen Anisbranntwein). Von der nahen Holzseilbahn her kamen polterndes Dröhnen und harzige Luft.

Wir konnten immer nur Teşekkür ederim (danke schön!) sagen, und als wir den dreistündigen Marsch zur Cigunyet Yayla angingen, wurden wir Allah befohlen, Allaha ismarladik!

Dieses kleine Almdorf breitet sich in annähernd 2000 Meter Höhe am Innenabfall einer späteiszeitlichen Moräne aus. Die schindelgedeckten Blockhütten, die talwärts auf steingeschichteten Pfeilern ruhen, werden vornehmlich von Kindern und älteren Leuten bevölkert, denn die mittlere Generation hat die Ernte am Hof einzubringen und anderer Arbeit nachzugehen. Interessanterweise wird die Alm von Dörfern im Norden des Gebirges, also von der Schwarzmeerseite her, bestoßen. Dabei ist man eine gute Tagesreise lang unterwegs und das verbindende Joch liegt 2750 Meter hoch.

Achmed heißt unser „Hausherr“, Neosad der Begleiter. Während wir die Gegend orientierungshalber besichtigen, fällt Nebel ein und kündigt schlechtes Wetter an. Trotzdem wird der Abend zum Erlebnis. Ein frisch geschlachteter Hammel, in Streifen geschnitten, schmackhaft gewürzt, wird am Spieß über offenem Feuer gebraten. Davon werden laufend gare Stückchen abgesäbelt, auf Spießchen gereiht und angeboten. So ein Schmaus dauert zwei Stunden und ist anstrengend, denn die Gastfreundschaft verlangt leere Schüsseln und sauberen Tisch. Wir verknüpfen damit zusätzlich den Wunsch nach schönem Wetter. Beißender Rauch kriecht durch rußige Balken, und zu Tränen gerührt loben wir dieses Schaschlik genannte Originalgericht. Nach einem temperamentvollen Horon (Nationaltanz) löst sich die Männerrunde auf.

Am 17. August besuchen wir bei Regen und Nebel den firnrandeten kleinen See, der in 2600 Meter Höhe im Hängetal westlich der Cigunyet Yayla als Zeuge einer neuzeitlichen Vergletscherung liegt. Hier unter den Ostabstürzen seines „Plateau“ konnte Rickmer noch Bergschrund und Eisspalten feststellen. Heute ist von diesem Gletscher nur mehr ein steiles Firnfeld übriggeblieben.

Dichter Nebel verhindert jede Orientierung, als wir das Gelände der „Neun Quellen“ — dokuz kaynan — erreichen. Sie treten in ca. 2450 Meter Höhe am Fuße einer moränenumgürteten, begrünten Steilstufe aus. Als erfrischender Quell bekannt, werden Ergiebigkeit und Stetigkeit besonders gerühmt. Eine Erklärung für diese wunderliche Erscheinung konnte nicht gegeben werden, vielmehr wurde eine von uns erwartet.

Als Lenz und Walter tags darauf den von den Almbewohnern Batum tepe bezeichneten Berg, 2950 Meter, besteigen, um das 45 Kilometer entfernte Batum und das Meer zu sehen, branden Wolken an das Gebirge.

Im Inneren des Gebirgsbogens war die Sicht nicht behindert. Wir halten bei den Neun Quellen Umschau, gehen in das steil mündende Seitental hinein, wo zu unserer großen Überraschung ein kleiner Gletscher sein Dasein fristet. Er liegt überaus geschützt unter den Felsfluchten der „Drei Brüder“ = üç kardeş, Nordost exponiert, zwischen 2750 und 2950 Meter Höhe (S. Abbildung S. 155).

Die vielen unbewachsenen Moränenwälle in seinem Vorfeld nehmen sich wie große Schuppen aus. Ihre dichte Staffelung spricht für Wintermoränen, die kräftige Fließstruktur auf dem unteren Teil des zungenförmigen Schuttkörpers ist für Blockgletscher typisch.

Der Gletscher besitzt keinen oberirdischen Abfluß, das Schmelzwasser gluckst in der

Tiefe des vielerorts noch toteisunterlagerten Schuttstromes. Hier also liegt der rätselhaften Quellen Lösung; sie sind der ungetrübt austretende Gletscherbach.

Auf dem Marsch über den Sinkotkamm, dessen felsdurchsetzter Aufbau 3020 Meter erreicht und den östlichen Flügel des Hufeisenbogens um die Cigunyet Yayla darstellt, verliert sich oft der Blick in die Weiten des ehemals armenisch genannten Hochlandes. Die Aussicht auf die gegenüberliegende unbekannte Ostseite des Karçkal ist einmalig. Über eisgeformten Hängetälern und Karen stehen mächtige Wände, ziehen luftige Grate.

Auf der Batumspitze bleiben die Augen wie gebannt an der Kette des eisgepanzerten Kaukasus hängen. Über bewaldeten Vorbergen im Norden ragen die domartigen Kuppeln des Elbrus, die doppelgipflige markante Uschba und der Kasbek. Im Westen stehen der Büyük Kaçkar, der Bulut- und Diglab dağ, in deren Schatten heuer schon unsere Zelte gestanden. Zum Greifen nahe sind die Berge um Barhal (Altiparmak) und Murgul (Tiryal).

Mit den Herden ziehen auch wir den Hütten zu, wo unsere Kameraden von einer beglückenden Karçkaltour erzählen. Vom Almübergang im Norden beginnend, bewältigten sie in zwölf Stunden die Überschreitung bis Punkt 3265 Meter, der mit dem Pic Central von Rickmer identisch ist und seit neuestem ein trigonometrisches Signal trägt. Sie standen auch auf den uş kardeş, deren südlichster Gipfel mit 3290 Metern gemessen wird und als die höchste Erhebung im Karçkal zu gelten hat. Wie ich später von der Westseite her feststellen konnte, sind die „Drei Brüder“ die drei Batumspitzen Rickmers.

Die Begeisterung über die selten schöne Aussicht und die eindrucksvollen Tiefblicke auf Firn und Almen wurde etwas beeinträchtigt durch eigenartige Krallenabdrücke und Rutschspuren, die den scheinbar plumpen Braunbären als behenden Felskletterer ausweisen.

Die Sonne steht im Zenit, als wir den steilen Schutthang zur Scharte, 3020 Meter, nordwestlich des Gletschers mühsam bewältigen. (Die Höhenangaben stellen eigene Aneroidmessungen dar.) Trotz Bärenlosung halten wir besinnliche Rast, denn wir müssen Abschied nehmen von den Bergen um die Cigunyet Yayla.

Wir steigen zum almentragenden Cindiyetgrat ab, welcher nach Westen in waldrreiches Land hinauszieht. Neosad winkt uns beiden noch lange nach. Zu gerne hätte er uns nach Otingo begleitet, doch der Weg über die Almdörfer von Bagin oder Dewiskel ist kaum zu verfehlen.

Die Sonne legt bereits ein Leuchten in die Zinnen und Wände des Karçkal, als wir bei 2100 Meter in den großen Wald eintauchen und mit leichter Wehmut noch einmal Umschau halten. Einer scharfgratigen, gezackten Felsmauer gleich sitzt der Bergzug auf dem grünen Sockel der Almböden. Schutthalden umhüllen seinen Fuß, Moränengirlanden hängen in den Karen.

Ein Holzknecht mit kunstvoll gebundenem Baschlik, typischer Pumphose und Schuhen aus Lastik (Gummi), eine langstielige Axt über der Schulter, heftet sich an unsere Fersen. Unsere Marschlieder dürften ihm kaum gefallen, doch die Rucksäcke mit den aufgeschmalten, farbigen Schlafsäcken und die Eispickel der Fremden erregen seine Neugier.

Mit dem Ruf Otingo, efendim, Otingo! reißt er uns in die Wirklichkeit zurück. Der mächtige Urforst hatte uns erfaßt und das Kurbad Otingo unserer Phantasie wurde zur Fata morgana angesichts der Armseligkeit, an der vorüberzugehen wir im Begriffe waren.

Acht Stunden waren wir unterwegs und freuen uns auf ein Bad im warmen, kohlen-säurehaltigen Wasser, doch heißt es warten, bis die primitive Badstube frei ist.

Als erstes Sonnenlicht durch frischen Morgendunst fällt, sind wir wieder auf den Beinen. Über wohlgefügte alte Steinbrücken, an einer verfallenen Kapelle aus christlicher Zeit vorbei, schlängelt sich der lange Weg durch das Tal von Bagin.

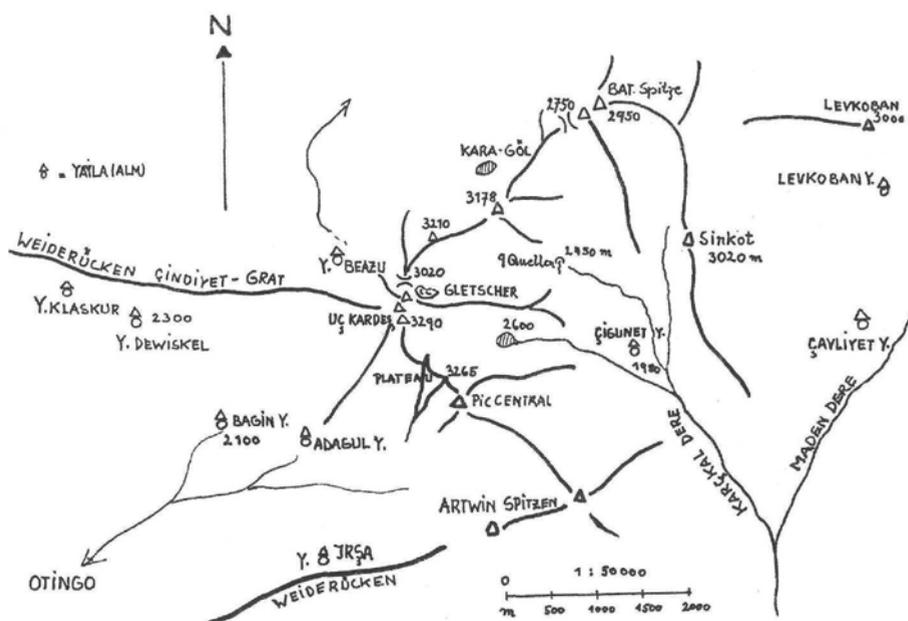
Mittags plagen uns Hitze und Durst. Wir denken an die Kühle des Waldes, an die Quellen am Wegesrand und sehen Tabakblätter auf leiterartigen Gerüsten zum Trocknen

aufgehängt. In den Gärten reifen Feigen und Pfirsiche; Reben ranken an den ärmlichen Gehöften. Von erfrischenden Brunnen keine Spur!

Auf schwankender Holzfuhr dürfen wir mit sieben mitfahrenden Türken den Platz teilen. Sie wundern sich nicht wenig über unser Erscheinen, und geheuer kommt ihnen die Sache auch nicht vor. Ein knallartiger Pfiff aus einem der glattgefahrenen — zum Glück hangseitigen — Reifen erzwingt eine Unterbrechung der luftigen Fahrt. Müde vom Wandern in der schwülen Hitze und angehaucht vom Zeitempfinden des Orients warten auch wir, bis die Reise fortgesetzt werden kann. Da tönt aus irgendeinem Kofferradio auffallend oft das verständliche Wort für Tschechoslowakei. Brutal geradezu empfängt uns an diesem 21. August 1968 das Geschehen in der zivilisierten Welt.

Alpines Neuland, freundliches Bergvolk und urwüchsige Hochwälder haben wir am Karçkal zurückgelassen. In Artvin feiern wir mit den Kameraden und Freunden die glückliche Heimkehr und berichten von schönen Bergfahrten.

Herzlichster Dank all denen, die uns zu Hause oder in der überaus gastlichen Türkei wertvolle Unterstützung gewährten!



Berge am Rand von Eden

Geographie, Kultur und Geschichte des Hakkâridistrikts

HANS THOMA UND ANSELM VOGEL

Teil II

Monumenta historica

Vorsichtig setzten die Traggpferde in dem meist schrofigen distelbewachsenen Gelände einen Fuß vor den anderen. Doch unterhalb der Satseen auf dem Weg nach Varegös sinken ihre Hufe dann tief in schwarze moorige Erde. Primitive Rundbauten tauchen auf, aus Bruchsteinen lose gefügt und mit Schierlingsstroh norddürftig gedeckt. Hunde schlagen an, Kinder laufen den Ankömmlingen entgegen, würdevoller, doch neugierig genug, folgen weiter zurück ein paar Männer und Frauen.

Sie nennen ihr Dorf Varfele-Zoma. Das kurdische Wort Zoma meint ungefähr das gleiche wie die türkische Vokabel Yayla, und gemeinhin verwendet deutscher Sprachgebrauch dafür den Begriff Alm. Tatsächlich unterscheiden sich die Zomas von den Almen der Alpenländer meist dadurch, daß feste Gebäude fehlen. Wenn im Herbst die schwarzen Ziegenhaartzelte abgebrochen sind, erinnern nur noch die mit Bruchsteinen kralartig eingefriedeten Melkplätze an die sommerlichen Bewohner.

Die Nutzungsrechte am Weidegelände sind durch Eintragung in den Provinzgrundbüchern oder durch alte Urkunden streng geregelt, Wanderwege und Reisezeiten werden in den Frühjahrsversammlungen der Stammesagas beschlossen. Hier, nahe der Varfele-Zoma, zwei Stunden talwärts vom untersten Satsee, wurden in einer glücklichen Vormittagsstunde des späten August 1968 ein paar deutsche und ein türkischer Bergsteiger mit vorgeschichtlicher Zeit konfrontiert.

Sie fanden auf abgeschliffenen, schildartig geformten Rundbuckeln etwa 80 merkwürdig primitive Steinzeichnungen. In ihnen sind Bezoarziegen mit mächtigen zurückgebogenen Gehörnen dargestellt. Vor ihnen stehen Figuren — offenbar Menschen — mit seltsamen über ihre Körper hinweggebogenen Geräten. (S. Abb. S. 157.)

Muvaffak Uyanik (Istanbul), Generalsekretär des türkischen Verbandes für Alpinismus und hochspezialisierter Autor der Fachzeitschrift für prähistorische Studien „*Bollettino del Centro Camuno di studi preistorici*“ (Brescia) deutet die Darstellung als vierarmige Dämonen, wie sie mit einer Art Lasso der Ziegen habhaft zu werden versuchen.

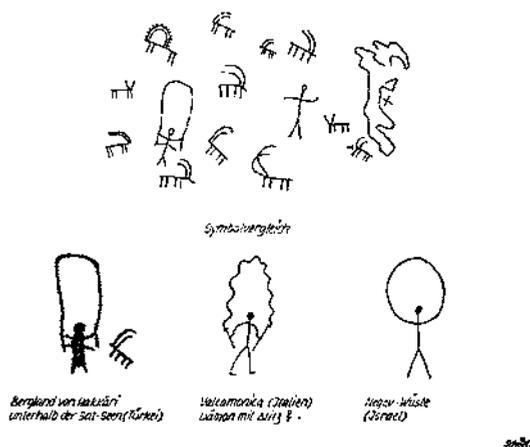
Der englischen Gruppe I. B. Royle, die ebenfalls 1968 im Sat tätig war, gelang gar die Entdeckung von 600 Bildern der gleichen Art. Dr. W. Freh, Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums in Linz und wissenschaftlicher Leiter der Hakkârikundfahrt 1958 der Akademischen Berg- und Schigemeinschaft im ÖTK, wird, wie er es schon einmal getan hat, im IPEK (Jahrbuch für prähistorische und ethnologische Kunst) über die Felszeichnungen im Sat berichten.

Den steinernen Dokumenten wurden schon Datierungen auf die Zeit zwischen 9000 und 7000 v. Chr. zuteil, was eine Epoche bedeutete, zu der etwa schon die heutigen klimatischen Verhältnisse im Orient bestanden. Möglicherweise reicht ihre Entstehung sogar bis in die mittlere oder ältere Steinzeit zurück, wie man das für andere Felsgravierungen im Bereich von Van und Hakkâri annimmt. Auch verblüffend ähnliche Vorlagen

aus der Negevwüste in Israel und der Valcamonica in Oberitalien könnten für eine so frühe Datierung sprechen.

Jedoch ist die zeitliche Einordnung hier mit besonders großen Schwierigkeiten verbunden, weil die einheimische Bevölkerung bis in die letzten Jahrhunderte unter quasi-steinzeitlichen Verhältnissen lebte. Das wiederum könnte genau so gut bedeuten, daß der Ursprung der in Stein geritzten Urkunden sehr viel jüngeren Datums ist.

Felszeichnungen an der Vorfelse-Zorra (Satgebirge)



An der Ausgrabungsstätte von Professor Erzen zwischen Hoşap (Güzelsu = Schönes Wasser) und Van hebt sich allmählich die ausgedehnte Festungsanlage Çavuştepe aus dem Flugsand der Jahrhunderte. Auf mattschimmerndem schwarzem Basalt mit schnurgerade bebauenen Kanten und Flächen finden sich lange Kolumnen der graphisch ausgesprochen modern angeordneten Tropfensymbole urartäischer Inschriften. In solchen steinernen Geschichtsbüchern überlieferten die Chalderkönige Geschlechterlisten und Erfolgsberichte der Nachwelt.

Hier in Çavuştepe beschützten standfeste Lehmmauern (mit „Urartäermörtel“ befestigt) riesige Magazine, aus dem Fels geschlagene Zisternen, säulengeschmückte Herrschaftsräume und Marställe der berühmten urartäischen Kavallerie.

Besonders eindrucksvolle Plätze für ihre ausgefallene Art von Historiographie suchten sich die Urartäer innerhalb des riesigen Festungsgeländes der einstigen Hauptstadt Tuşpa aus: Seitlich der Eingangstüren säuberlich in Felsen eingelassener Vorratsräume, Wächterwohnungen und Grabkammern überdauerten die steinernen Kalligraphien die letzten zweieinhalb Jahrtausende. Vom Burghügel nordwestlich Van überblickten sie das Zentrum Urartus vom Warrakhgebirge bis hin zum Vansee, der bei den Assyrern nach Vorgängern der Urartäer „Meer von Nairi“ hieß.

Das geschichtsträchtige Spannungsfeld zwischen Vansee und den nahen Landesgrenzen jenseits Cilo und Sat bewahrt aber auch die baulichen Reste verlassener Kirchen und mit ihnen die Erinnerung an große Zeiten östlichen Christentums, von dem der abendländische Westen fast nichts mehr weiß. Dr. Helga Anschutz vom Goethe-Institut in Brilon ist als Autorin einer Reihe von Fernsehfilmen (z. B. „Vergessene Christen im Orient“, Sendedatum 16. Februar 1969) mit ihrem Studiengebiet der syrischen Kirche zwischen Hakkâri und Teheran bestens vertraut. Sie hat es übernommen, nach dem Bildmaterial der Deutsch-Türkischen Hakkâri-Kundfahrt 1968 die teilweise offenbar bisher unbekannt und inzwischen leider zerstörten nestorianischen Gotteshäuser im Cilogebiet zu definieren.

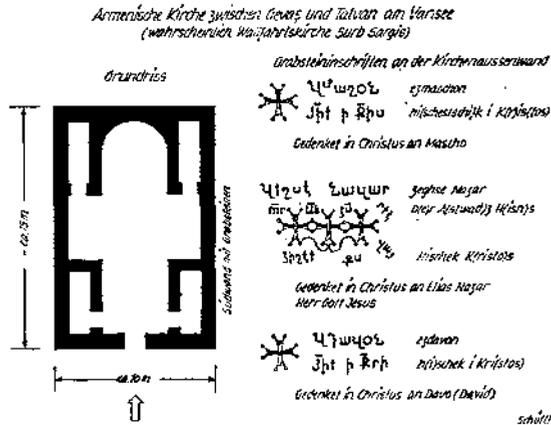
Bei der Zab-Jandarma vor Hakkâri ist es das Kloster Mar Awraha (heiliger Abraham), im Deztal nahe Kofusa die Kirche von Mar Giwergis (heiliger Georg), die an ruhmreiche Zeiten nestorianischen Christentums erinnern. Die heutigen Ruinen sind nach der Theorie, daß die Nestorianer erst bei Timurs Christenverfolgungen in die Berge von Hakkâri flüchteten, mindestens 500 Jahre alt. Bedeutende Quellen lassen aber einige der Bauten ursprünglich bis auf Zeiten vor der Geburt Mohammeds (im 6. Jahrhundert) zurückgehen.

Der Engländer Earl Percy fand 1901 die Kirchen noch in gottesdienstlicher Benutzung, außen geschmückt mit Steinbockgehörnen, innen mit metallenen Kreuzen, Türen aus Eichenholz, persischen Fliesen und an Schnüren aufgehängten Schafglocken.

Von der Kathedrale Mar Zaya beschreibt er die merkwürdige Reliquie einiger von der Decke herabhängender Straußeneier, die mit seltsamen Nadelstichmustern verziert waren, und die in den Tagen des größten Glanzes der Apostolischen Kirche des Ostens von Missionaren aus den Diözesen in Indien und China mitgebracht worden seien.

Die Kirchen außerhalb der Gebirge sind stilistisch anders, doch befinden sie sich in kaum besserem Zustand. Ihre Ruinen sind stumme Zeugen armenischen Christentums, das schon Ende des dritten Jahrhunderts von Gregor dem Erleuchter begründet worden war.

P. Augustin Szukula von der Mechitharistenkongregation Wien deutete eine der von der Hakkâri-Kundfahrt 1968 ausgemessenen Kirchen bei Tatvan als die Wallfahrtskirche Surb Sargis, durch deren offenes Dach Wind und Wetter die letzten kümmerlichen Reste gemalter Figuren aus der Zeit zwischen 1200 und 1400 bald völlig zerstört haben werden.



Ein kunsthistorisches Prunkstück des Armeniertums aber ist die Klosterkirche vom Heiligen Kreuz. In der riesigen Fläche des stark natriumkarbonathaltigen Vanseewassers konserviert das felsige Eiland der Insel Ahtamar (Achtamar) in trügerisch-paradiesischer Abgeschiedenheit die an sämtlichen Außenflächen mit Reliefskulpturen geschmückte hochaufragende Zentralkuppelanlage.

Der Kirchengründer König Gagik ist mit dem Kirchenmodell in seinen Händen neben Jesus Christus abgebildet, der seinerseits das Evangelienbuch vorweist. Es folgen nach Norden zu aus Mandelaugen lächelnde Heilige, Fabeltiere, Lanzenritter, Tauben, Pfauenvögel, Flügellöwen und Stierköpfe. Adam und Eva haben ein rührendes Bäumchen der Erkenntnis zwischen sich, ein geflügelter Walfisch spuckt eben den Propheten Jonas aus, ein selbstbewußter David steht mit seiner Schleuder vor einem ganz der biblischen Beschreibung entsprechenden Goliath mit Schwert, Speiß, Schild und „schuppichtem Panzer.“ (1. Samuel, 17,5).

Es wäre der Mühe wert, auch den Bestand seldschukischer und osmanischer Türben (z. B. das Grabmal der Halime Hatun von 1358 bei Gevaş) oder kurdischer Zwingburgen, die manchmal auf urartäischen Grundmauern stehen (z. B. Hoşapkale bei Güzelsu), zu inventarisieren und einer genaueren Deutung zugänglich zu machen.

Nur ist es Alpinisten leider nicht immer gegenwärtig, auf wie vielen Gebieten sie kulturhistorisches Material aus den Gebirgen der Welt oder ihrem Vorland beschaffen könnten.

Kurden, Armenier, Nestorianer

„Als sie in die Gegend kamen, wo der Tigris völlig undurchschreitbar war wegen seiner Tiefe und Breite, ihm entlang aber kein Weg führte, sondern vielmehr die steil abfallenden Karduchenberge fast über dem Fluß hingen, entschlossen sich die Strategen durch das Gebirge zu marschieren“ (Xenophon „Anabasis“).



Männertracht im Cilogebirge: Die turbanähnliche Kopfbedeckung mit den Zierfransen heißt in kurdisch „Dersök“, die kompliziert geschlungene Leibbinde hat den Namen „Şutik“. An den Unterarmen werden weiße Tücher getragen („Levendî“), von denen aus unsicherer Quelle verlautet, die kurdischen Männer führten so ihr Verbandszeug mit sich.

Die Tunika hat breite braune und schmalere weiße Streifen, im Satgebirge wurde auch dunkelbraunhellbraun mit weißen Zwischenstreifen beobachtet. Die Schuhe tragen den Namen „Reşik-Kalik“. Quer über die Brust oder über die Şutik ziehen sich häufig Patronengurten.
Zeichnung: Schöttl

Allgemein gelten Xenophons „Karduchoi“ als die Kurden von damals. Armenische Wissenschaft weist im Gegensatz dazu den Namen „Kurden“ dem griechischen Kurtioi (Strabo) und den nordassyrischen Guti und Kuti zu (Vahan Inglisian „Armenien in der Bibel“). Egon von Eickstedt („Türken, Kurden und Iraner seit dem Altertum“) läßt Guti, Qurti, die Karda der Sumerer, Karduleute, Khalder und Karduchen als räumlich und völkisch verwandt in den späteren Wohngebieten der Kurden „zusammenlaufen“.

Nicht erst seit Hugo Winckler gilt alles Kurdische als „unbotmäßig und räuberisch“ (Winckler über die Guti). Karl May läßt bei den Kurden gar Pferdediebstahl und Raubüberfall für ritterliche Taten gelten.

Es ist natürlich, daß so kurz angebundenen Allgemeinurteilen auch völlig andersartige — meist allerdings genau so pauschale — gegenüberstehen.

Martin Hartmann rühmt 1912 der Kurden „offenen und ehrlichen Charakter“ („Fünf Vorträge über den Islam“), während sich der britische Major E. B. Soane an ihnen gar über „unwandelbare Treue, Verharren beim gegebenen Wort, Ausdauer, edlen Stolz auf Land und Rasse“ schwärmerisch begeistert.

Potentiellen Reisenden ist mit Charakteristiken dieser Art selten gedient. Sie vermögen meist aus den Einzelerlebnissen ihrer Vorgänger weit mehr herauszulesen.

So berichtet Muvaffak Uyanik (Istanbul) aus der Sicht der eigenen Erfahrung, daß beispielsweise für das große Gebiet zwischen Siirt und Beytüşebap „offener Charakter“ nicht allgemein behauptet werden dürfe, wie überhaupt in Grenzdörfern Bevölkerung unterschiedlichster Eigenart anzutreffen ist. Im übrigen finden sich ganz besonders häufig Klagen darüber, daß Fragen nach Orts- oder Bergnamen „zu dem Ermüdendsten, Schwierigsten und teilweise auch Undankbarsten“ gehöre, was man sich denken könne (Pietschmann „Durch kurdische Berge und armenische Städte“).

Schwierigkeiten dieser Art sind typisch. Verhandlungen über Wege, die gegangen werden sollen, über Preise für Tragtiere oder Botengänge bringen endloses Palaver mit sich.

Heftige Neugier und gesteigerter Kommunikationstrieb wirken sich in der aktiven Kontaktfreudigkeit von Kindern, aber auch von Männern und Frauen, häufig als das aus, was hierzulande als Aufdringlichkeit abgetan würde. Der verlockende Krimskrams der Fremden wird ausprobiert, zumindest betastet. Mehrtägige Anwesenheit an ein und demselben Ort kann die Enge solcher Beziehungen zur Unerträglichkeit steigern. Notwendige Gegenmaßnahmen bergen dann — so widersprüchlich dies bei so vielen lachenden und freundlich ausschenden Menschen scheinen mag — echten Konfliktstoff.

In den hochgelegenen Zeltdörfern sind viele Menschen krank. An ihren Augen zeigen sich Entzündungen, die sie selbst Trachoma nennen. Doch sicher nicht alle diese Augenkrankheiten sind trachombedingt. Vielmehr entstehen zahlreiche Formen der eitrigen Augenveränderungen — besonders häufig bei Frauen — durch Herdrauch, Staub und Schmutz.

Die Lippen, insbesondere der Kinder, sind oft von schmerzhaften Rhagaden entstellt. Einseitige Ernährung führt zu Vitaminmangel, die Wunden heilen schlecht, Klagen über Zahnfleischschmerzen sind üblich. Mit flehenden Gebärden erbitten die Frauen Salbe und Verbandstoff für Krätzgeschwüre an ihren Kindern.

Selbstverständlich haben bei etwaigen Versuchen fremder Gäste, medizinische Hilfe zu leisten, die Männer den Vorzug. Stolz weisen sie ihrerseits Schußwunden vor oder sie jammern über simples Kopfweh.

Der Scheich der Mergan-Zoma ließ sich 1968 das Bein behandeln, an dem der ganze Vorderfuß fehlte. Gleichzeitig gab er Kämpfe um Weiderechte mit benachbarten Stämmen als den Grund seiner Verwundung an. Auf der zwei Tagereisen entfernten Horkadin-Zoma tanzten die jungen Männer zu Ehren der fremden Besucher den Seyhane-(Sheikhani-)Tanz, während die Alten über den Mergan-Chef zu berichten wußten, er sei ein langjähriger Karawanenräuber gewesen, der den Verlust seines Fußes der türkischen Polizei verdanke.

Scharfblickende Jägertypen mit schmalen Hakennasen und teilweise noch in Tracht, hervorragende Kenner ihres einheimischen Hochgebirges, stolz zurückhaltend und von vornehmem Gehabe, sind mit ihren Gewehren nach steinbuckähnlichen Bezoarziegen (*Capra aegagrus*) und Bären unterwegs. Sie strafen die Berichte von den habgierigen, würdelosen, degeneriert-inaktiv erscheinenden Dorfkurden Lügen.

Und doch zeichnen so die einen wie die anderen und außer ihnen weitere unzählige subjektive Typenvarianten in kräftigen Strichen mit an dem uneinheitlichen Bild dieses merkwürdigen uralten kurdischen Volkes.

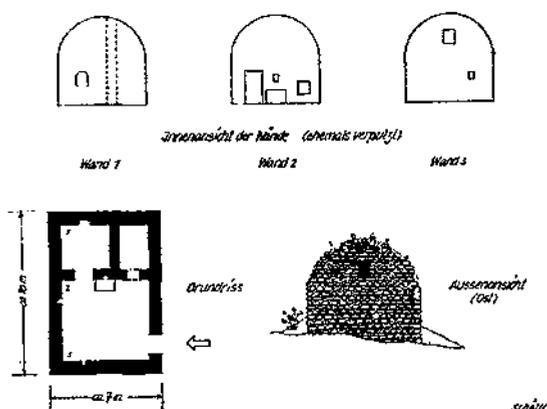
Außerhalb der Gebirge — hier hinterm Postschalter mit Ärmelschonern aus schwarzem

Satin, dort mitten unter den Bauern, Lastwagenchauffeuren und Bazarhändlern — trifft man häufig auf die „untersetzt-kolbennasigen Armeniden“ (v. Eickstedt), die in vielen rassischen Variationen an das alarodische Mischvolk der Armenier erinnern.

Armenien, zwischen Römern und Parthern einst lange umstritten, wurde schließlich zwischen Persien und Byzanz geteilt, dann von Arabern erobert, von Byzanz zurückgewonnen, dem Seldschukenreiche einverleibt. Es folgte mongolisch-tatarische Unterdrückung, Besetzung durch die Perser und schließlich Eingliederung des Hauptteils in die osmanische Türkei.

Zu Beginn des ersten Weltkriegs waren russische und englische Militärs dabei, sich im türkischen Rücken der Verbindungswege durch den armenischen Korridor vom Kaukasus zum Golf von Alexandrette (Iskenderun) zu versichern. Frankreich sollte Mandatarmacht von Armenien werden. Völkerbund und Entente versprachen — über den Kopf der Türken hinweg — den Armeniern ihren eigenen Staat. Doch die politische Situation änderte sich, und die Haltung der christlich-abendländischen Interventionsmächte änderte sich mit ihr.

Nestorianische Kirche am nördlichen Steilufer des Rudbar-See's zwischen Sersul und Zilzije



Die Sonderlage des Raumes, eigenständige Kultur und christliche Religion hatten dem Armeniertum zu allen Zeiten Verfolgung und Unterdrückung eingetragen. Die Diplomatie angeblich wohlgesinnter Großmächte und das darauf abgestimmte eigene politische Fehlverhalten brachten den Armeniern schließlich leidenschaftlichen türkischen Haß und als dessen schreckliche Folge Elend und Not, blutige Verfolgung, Deportation und endgültige Zerstreuung. Türkisches Mißtrauen an den östlichen Grenzen bis auf den heutigen Tag ist bei dieser Sachlage verständlich. Schon mehr als einmal mußten Besucher unklaren Verhaltens — auch Bergsteiger — aus eigener Schuld auf die Ausführung ihrer Pläne verzichten.

Mitten in den geschichtlichen Wohngebieten von Kurden und Armeniern erwählten sich die Nestorianer dereinst die Gebirge von Hakkâri als letztes Refugium. Aus der Überlieferung der Nestorianer selbst berichtet Helga Anschütz („Die Gegenwartslage der Apostolischen Kirche des Ostens“), sie sähen sich als Überreste des einst so mächtigen Volkes der Assyrer an, die nach der Niederlage durch die Perser aus Ninive und Assur die Täler des Tigris und Zab aufwärts bis ins Bergland von Hakkâri geflohen seien.

Begründer ihrer „Kirche des Ostens“ im engeren Sinn war der im Jahr 382 in Maraş geborene spätere Patriarch Nestorios von Konstantinopel, der wegen seiner christologischen Sonderlehren, mehr aber noch aus Gründen innerkirchlicher Machtpolitik beim Konzil von Ephesus 431 seiner Ämter enthoben worden war.

Trotz dieser Verurteilung durch die höchste gesetzgebende Versammlung der damaligen Universalkirche breitete sich der Nestorianismus über Syrien und Persien bis nach Indien, Turkestan, China und Ceylon aus.

Im Jahr 1623 wurde bei Hsian-fu in der chinesischen Provinz Shensi eine Steinsäule entdeckt, die in syrischer und chinesischer Inschrift vom Wirken nestorianischen Christentums in China zwischen 635 und 781 berichtet. Um diese Zeit bekehrten nestorianische Missionare Stämme in Tibet, turktatarische Völkerschaften im Tarimbecken, Uiguren, Onguten, Naiman und Keraiten zwischen Baikalsee und Hoang-ho.

Karl May, von dem einschlägige Wissenschaft respektvoll einräumt, daß es nicht das schlechteste sei, was er aus authentischen Quellen über das wenig bekannte Bergland an den Grenzen Urartus, Mesopotamiens und Assyriens zu sagen wußte, führt im Auszug den legendären Brief des ebenfalls zum Christentum bekehrten tatarischen Priesterkönigs Johannes an.

Dann beschreibt er die Sitze der Nestorianermetropolitanen als „weithin zerstreut, von den Küsten des Kaspischen Meeres bis zu den chinesischen Seen und von den nördlichsten Grenzen Skythiens bis zum äußersten südlichen Ende der indischen Halbinsel“ reichend, um schließlich fortzufahren: „Dann brach der große Tamerlan unbarmherzig über sie herein. Mit unersättlicher Wut verfolgte er sie, zerstörte ihre Kirchen und brachte alle, denen es nicht gelang, in die unzugänglichen Berge Kurdistans zu entkommen, mit dem Schwert um. Die Urenkel dieser Entkommenen leben noch heute an Plätzen, die Festungen gleichen“ (Karl May „Durchs wilde Kurdistan“).

Während Karl May die Überlieferung der Nestorianer, sie seien Assyrer-Urenkel, weitergibt, folgt Lehmann-Haupt der Theorie, sie seien „zu einem guten Teil Nachkommen der Chalder-Urartäer“ (Lehmann-Haupt „Armenien einst und jetzt“ I). Am Urmiassee hält sich armenischen Quellen zufolge eine Überlieferung, nach der sich eine Reihe von nestorianischen Familien „Söhne des Schmieds“ (damyrdje; modern türkisch: demirci) nennt. Die Leute dieses Klans sagen, ihre Vorfahren seien als Metallarbeiter aus den türkisch-nestorianischen Distrikten Djila (Cilo) und Baz gekommen.

In den Jahren 1552 und 1653 schlossen sich beträchtliche Teile des Nestorianertums der katholischen Kirche an. Die unierten Gläubigen wurden fortan Chaldäer genannt, während sich die Nichtunierten selbst gern Assyrer nennen.

Für die Nestorianergebiete grenzt Fr. J. M. Fiey (Mossul) in der Zeitschrift „L'Orient Syrien“ (1964) ein Areal westlich und östlich des Großen Zab mit Schwerpunkt um Dschulamerg (Hakkâri) bis Başkale im Norden, Amadya und das Tal von Berwari im Süden und Westen ab. Fiey zählt als die nestorianischen Diözesen des 19. Jahrhunderts auf: Berwari (Amadya); die beiden Zabufer mit Unter- und Obertidschari sowie den Gebieten von Dez, Quodshanes, Dschulamerg; Djilu, Gawar (Başkale); Shemdinan einschließlich Adharbaydjan und Urmia.

H. Bobek gibt seinerseits für 1850 die Gauen Diz (Dez), Cilo, Baz, Cölemerik an, wobei er nach einer Statistik von M. Badger für das Deztal und die Cilosüdseite 29 Dörfer mit 953 Familien nennt. Hütteroth macht 1959 auf etwa 15 von Chaldäern bewohnte Dörfer in den Kreisen Şirnak und Erüh aufmerksam, die ihm der Samas (Priester) von Artevin, Kreis Berwari, aufgezählt habe. An gleicher Stelle berichtet Hütteroth vom Nomadenstamm der Varto-Armenier, die ihre Winterweiden im Gebiet der noch heute von christlichen Bauern bewohnten Dörfer Besbin, Herbul und Silip hätten (Wolf-Dieter Hütteroth „Bergnomaden und Yaylabauern im mittleren kurdischen Taurus“).

Die Reste sorgfältig angelegter Terrassenfelder und raffinierter Bewässerungssysteme nestorianischen Ackerbaues sind noch heute an der Südseite des Cilogebirges anzutreffen (Serpil, İstazin).

Sonst aber sind die christlichen Spuren verweht. Wohl leben noch Assyrer in einigen der 133 Ortschaften des Distrikts Hakkâri, im übrigen sind sie nach unglücklicher

Konspiration mit Russen und Engländern während des ersten Weltkriegs nach dem Irak, Iran und nach Syrien ausgewandert, und sie haben sich bis nach Indien und Amerika verstreut. Doch heimlich träumen sie alle von den Gebieten der Väter im Cilo wie von einem verlorenen Paradies.

Kurden, Armenien und Christen türkischer Staatsangehörigkeit sind heute in die lebensstarke türkische Nation eingegliedert. Die Türkei ist — und das sollte jedem Besucher von seinem Gastland bekannt sein — eine zentral verwaltete nationale Republik (mit 67 Provinzen) und als solche trotz verschiedener Volkstypen ein bewußt und betont einheitliches Land.

Kartographie

Schon Bobek beklagte, wie unbefriedigend das zur Verfügung stehende Kartenmaterial sei. In diese Klage können auch die heutigen Cilo- und Sat-Aspiranten einstimmen. Zum Glück aber läßt sich die Bobeksche Karteninventur inzwischen um das Blatt Çölemerik aus dem Topographischen Kartenwerk Türkei 1:200.000 (insgesamt 125 Blätter) vermehren. Die Karte ist freigegeben, und sie kann in Ankara erworben oder über den Reise- und Verkehrsverlag Stuttgart bezogen werden.

Eine neue Aufnahme ist inzwischen — so hört man — fertiggestellt, aber offiziell nicht zugänglich.

Für Bergsteiger bietet heute noch das großartige Standardwerk der von Bobek auf Grund eigener Aufnahmen (1937) gefertigten Cilo- und Satkarte im Maßstab von 1:100.000 die beste Unterlage.

Diese auch in türkischen Veröffentlichungen benutzte „Bobek-Karte“ erhielt durch die Deutsch-Türkische Hakkâri-Kundfahrt 1968 eine Reihe von Ergänzungen. Peter Schöttl (Mittenwald) zeichnete danach eine neue Karte, die diesem Jahrbuch beiliegt, und von der die „Autoren“ mit Genugtuung berichten, daß sie in der vorliegenden Form nach gegenseitiger Konsultation die Zustimmung des türkischen Verbandes für Alpinismus und ihres Erstausfertigers Professor Bobek fand.

Freilich leidet das Blatt an gerade in diesem Gebiet außerordentlich schwierigen Namensverhältnissen. Sprachlich treffen hier türkische, persische, kurdische, syrische und teilweise noch ältere Bestandteile aufeinander. Zu allem Überfluß haben dann noch die Alpinisten (meist deutscher Zunge) Berge benannt, und auch diese Namen haben Eingang in Karten und Literatur gefunden.

So war ein gerüttelt Maß Inkonsequenz unvermeidlich. Dem türkischen Büyük Zab Suyu steht die persisch-deutsche Bezeichnung Kervansee gegenüber. Es hätte aber wenig Sinn, z. B. den Gelyanosee in Gelyano-Gölü zu türkisieren, da dann syrische (Gelyano) und türkische Sprachstücke kombiniert würden.

Auf der Karte sind noch assyrische (kurdische?) Ortsnamen eingetragen, wie sie die Bevölkerung verwendet, während amtliche türkische Unterlagen insbesondere die bewohnten Dörfer in zunehmendem Maß offiziell anders bezeichnen.

Beispiele:

Oramar	= Dağlica	Pisitki (Besitki)	= Sütetli
Sahgulut (Şahkulurt)	= Gürkavak	Halkan	= Pinargözü
Hacan (Hacıyan)	= Tuğlu	Hirvata	= Büyükkıftlık
Piskasir	= Köşkünü	Sat (Satköy)	= İkiyaka

Von den „Ortsansässigen“ — das Wort ist in Anführungszeichen gesetzt, weil die Bewohner der Zomas und Dörfer zum großen Teil nicht aus der unmittelbaren Umgebung stammen — waren nun wiederum nur die von ihnen verwendeten geographischen Benennungen zu erfragen. Und als solche wurden sie der Karte nach strenger Auswahl neu hinzugefügt (z. B. Der-i Afgerk, Koronerya, Der-i Telüş).

So kam als Ergebnis quälend langwieriger Befragungsaktionen kurdischer Einheimischer und einer pedantischen Abstimmung zwischen türkischen, österreichischen, polnischen und deutschen Gebietskennern also eine Karte zustande, wie sie zumindest deutschsprachigen und deutschverstehenden Interessenten ein echtes Hilfsmittel in einem gar nicht so leicht überschaubaren Gebiet sein kann.

In der Karte sind die 1968 besuchten Nestorianerkirchen eingetragen. Dr. Wilhelm Freh (Linz) meldet dazu eine weitere Kirche in Orisa, einem in der Zwischenzeit neu wiederbewohnten Dorf, das 1958 noch als Siedlungsruine angegeben wird. Außerdem weist Freh auf die „gut erhaltene“ Kirche von Oramar hin, deren Lage er ungefähr auf das erste in dem Ortsnamen vorkommende A lokalisiert. (S. Karte S. 165.)

Ernst Bachinger (Kundfahrt der Naturfreunde Österreichs 1956) und Lothar Fink (Hakkâri-Kundfahrt 1958 der Akademischen Berg- und Schigemeinschaft im ÖTK) geben noch einen Gipfel im Cilogebirge als Bobekspitze an. Die neue Karte berücksichtigt, daß im Jahr 1968 der türkische Verband für Alpinismus einen Gipfel ganz im Süden der Satgruppe zu Ehren des Haupterschließers der Hakkâriberge feierlich mit diesem Namen bedacht hat.

Die jetzige Darstellung stellt weiter klar, daß der unterste Satsee keinen Abfluß gegen das Tal zu hat. Seine Wasser verströmen vielmehr brausend und zischend in einem Strudeloch an der bergseitigen Südspitze. Vielleicht hängt ein merkwürdiges saugendes und schmatzendes nächtliches Geräusch, das die Leute der Sergera-Zoma auf die am Seegrund lebenden legendären Pferde, Wölfe und Schafe zurückführen, mit dem unterirdischen Ablauf zusammen. Das Gipfelplateau des Reşko weist einen ähnlichen, nur sehr viel ausgedehnteren dolinenartigen Einbruch auf. Das meist mit dunkelgrünen Eisgebilden schaurig-schön verzierte Tor führt aber nicht ins Dunkel des Reşko-Inneren. Vielmehr eröffnet der seltsame Schlund — so etwas vermag keine Karte widerzugeben — einen faszinierenden Blick durch des Berges Bauch auf einen fast zweitausend Meter tiefen im hellen Sonnenlicht gleißenden Talana zugewandten Gletscher.

Der bisher als Reşkokopf angesprochene Punkt 3750 im Kammverlauf vom Reşkogipfel nach Osten (auf der polnischen Cilokarte „Karatepe“, auf einer italienischen Skizze von 1966 in „Alpi Giulie“ [Triest] „Testa di Gelyaşin“) wird auf türkische Anregung hin nunmehr mit „Kara Külâh“ bezeichnet, was so viel sagen will wie „Schwarze spitze Mütze“.

Die Pässe Der-i Cafer, Der-i Kervan, Der-i Afğerk, Der-i Telüş sind mit Tragtieren begehbar. Dabei sind wegen der steilen An- und Abstiegsrampen fachgerechte Aufsattelung und feste Verzurrung der Lasten sowie als Karawanenbegleiter „strong horsemen“ unerlässlich. Der-i Kün kommt dagegen nur als Übergang für gute Bergsteiger, und auch für diese nur bei leichtem Gepäck, in Betracht.

Bergsteiger im Cilo und Sat

Freilich haben Hirten und Jäger, Krieger und Räuber zu jeder Zeit Berge zwischen Tuscha und Ninive bestiegen, seit es hier Menschen gab. Doch von den Militärs, Naturforschern und Archäologen, die im 19. Jahrhundert den Orient „entdeckten“ und kreuz und quer durchstreiften, fand keiner in das nur auf weiten gefahrvollen und beschwerlichen Wegen erreichbare Hochgebirge.

Aber es gab um 1890 und früher im Bitlis-, Van- und Hakkârigebiet französische, englische und amerikanische Missionare, die insbesondere Schulen und Waisenhäuser gründeten. Manche von ihnen drangen bis in die Berge vor (z. B. 1890 ein Mister Brown, der lange Zeit in Hakkâri und Quodshanes lebte). Schließlich aber war es ein russischer Konsul zu Van, der jahrelang das Gebiet studierte und darüber ein Buch schrieb. Er hat im Winter 1898 das Avaspital durchwandert, den Paß westlich des Supan Durek überschritten und ist in das Dorf Mate gelangt. Das Buch wurde von

dem türkischen Offizier Mehmet Sadik ins türkische übersetzt (Van ve Bitlis Vilayetleri Istatitiği; Ruscadan mütercimi Mehmet Sadik 1914 Askeri Matbaa Istanbul).

Nach dem Russen kam der englische Geograph F. R. Maunsell, und es gelang ihm, 1901 in den Cilo einzudringen. Er versuchte vergeblich, den höchsten Berg der Gruppe mit dem syrischen Namen Gelyaşin (heute meist Reşko) zu besteigen, brachte aber die ersten Nachrichten über das wilde Gebirge nach Mitteleuropa¹ *.

Gelyaşin ist sprachlich identisch mit Keleschin, was als Kale-e Şin soviel wie grüner Pfeiler oder grüne Zinne (Burg) bedeutet. Es käme niemandem ein anderer Name in den Sinn, der je diese eindrucksvolle Berggestalt im Hintergrund des Avaspitals über dem westlichen Gletscher aufragen sah. Maunsells Landsmann B. Dickson² brachte 1910 weitere Kunde von den südosttürkischen Bergen. Doch dann machten die Ereignisse um den ersten Weltkrieg, die den ganzen Distrikt in verheerende Mitleidenschaft zogen, das Gebiet auf lange Zeit unzugänglich.

Nach schwierigen Verhandlungen gelang es 1937 einer Gruppe von Alpinisten und Wissenschaftlern des Akademischen Alpenklubs Innsbruck als erster europäischen Mannschaft nach dem Krieg in das entlegene Bergland zu kommen. Auf den Erfahrungen dieser Expedition, die unter der Leitung von Professor Hans Bobek³ stand, baut jetzt noch jeder Besucher. Die seinerzeit angefertigte Kammverlaufsskizze fand bis heute fast unverändert allgemein Verwendung (auch bei offiziellen türkischen Stellen).

Da damals die Straße von Van nur bis Başkale reichte, gelangten die Innsbrucker weglos in abenteuerlicher Fahrt mit einem Regierungsfahrzeug über einen 3000 Meter hohen Paß in der Nähe des Karadağ (3630 m) nach Hakkâri. Zu dieser Zeit wie heute fanden willkommene Besucher in der Distrikthauptstadt durch Behörden und Militär jede Unterstützung.

Bobek und seine Mannschaft marschierten mit zwei Soldaten als Bedeckung, mit Tragtieren und Treibern, und sie wählten die nahe dem Ort Dez aus dem Zabtal ansteigende Avaspifurche (kurdisch Avaspi = weißes Wasser) als Zugang zu den Bergen. Die Gruppe durchquerte Cilo und Sat, wobei die Alpinisten 20 Hauptgipfel (auch den Reşko) und noch 15 Nebenspitzen bestiegen. In diesem schneearmen Spätsommer wurden 20 Gletscher von alpinem Typus (mit bis zu 3 km Länge) registriert. Fast alle Siedlungen (mit wenigen Ausnahmen im Tal des Rudbar-e Şin) waren verlassen und größtenteils zerstört. Das ganze Gebirge schien menschenleer.

Namen der Berge und Pässe konnten nicht ausgemacht werden. Sie waren verweht wie die Sprache der Bewohner. So finden sich in der Liste der Besteigungen nur wenige Bezeichnungen für die wichtigsten Gipfel. Viele Namen wurden bedachtsam selbst gewählt, wobei Lage und äußere Kennzeichen den Ausschlag gaben. Fast alle Namen dieser Liste, so wie sie auch in der Bobek'schen Karte stehen, werden heute z. B. auch in türkischer Übersetzung verwendet, während weniger glücklich ausgesuchte Namen späterer Expeditionen mit Recht keine Verbreitung fanden.

Viele Gipfeltouren der Bobek-Leute waren Erstersteigungen. Daß aber zumindest einige der Berge schon Besuch von Hirten, Jägern und türkischen Bergsteigern gehabt hatten, bewies ein steinerner Schutzwall um eine Art Biwakplatz unter dem höchsten Punkt des Reşko.

Der zwei Jahre nach der ersten bergsteigerischen Expedition ausgebrochene zweite Weltkrieg ließ die Hakkâriberge wieder in Vergessenheit geraten. Auch die Folgezeit brachte zunächst keine Möglichkeit, wieder in dieses Gebiet zu gelangen. Von 1945 bis 1951 besuchte aber eine Reihe türkischer Bergsteiger- und Geographenteams⁴ die Gebirge am Zab (z. B. zwei wissenschaftlich-alpinistische Expeditionen unter Führung von M. Uyanik in Begleitung von Prof. R. Izbirak und Prof. S. Eriñç).

* Die hochgestellten Zahlen verweisen auf die betreffenden Literaturnummern am Schluß des Berichtes.

Im Jahre 1952 war es dann der Schweizer Geologe Moritz M. Blumenthal⁵, der von Başkale aus in zwei Tagesreisen mit einem Tragtier zur Gevar-Ova (meist wie ihr Hauptort Yüksesk-Ova genannt) vordrang. Über Hirvata, den Sitz eines kurdischen Aga, gelangte er zum Gelyano und schließlich über den Der-i Kervan ins Erbüstal. Von der Serpilhochebene aus gelang ihm nach einem Biwak oberhalb der Horkadin-Zoma die Besteigung des Reşko. Die Anatolien-Kundfahrer des DAV von 1953⁶ (Bögel, Dr. Henkel, Voigt) reisten auf der in der Zwischenzeit angelegten Straße über Başkale an. Da sie aber trotz der Hilfsbereitschaft des Vali in Hakkâri keine Pferde auftrieben, fuhren sie zurück zur Gevar-Ova, von wo aus sie sich in zwei Tagemärschen über Hirvata zu der damals noch verfallenen Ortschaft Orişa vorarbeiteten. Sie bestiegen einen Berg, den sie Bärenkopf nannten (wahrscheinlich im Gratverlauf Kelevnicil—Maunsellspitze), außerdem die Maunsellspitze (Name von Bobek) und den Gelyano. Von ihnen stammt die Mitteilung, daß der unmittelbar südlich von Hakkâri aufragende Sömbül 1952 durch einen Amerikaner unbekanntem Namens erklimmt worden sei.

Vier Alpinisten und zwei Wissenschaftler von den Naturfreunden der Landesgruppe Oberösterreich⁷, denen sich in Istanbul der Geschäftsführer des türkischen Verbandes für Alpinismus, Professor Uyanik, mit zwei türkischen Bergsteigern angeschlossen hatte, kamen 1956 von Yükseskova aus über den Der-i Cafer ins hintere Avaspital.

Ihnen gelangen die Erstersteigungen der Schneesattelspitze, der Wandspitze und der äußerst schwierigen Nordkante des Supan Durek. Die Expedition berichtet weiter von zwölf Erstbesteigungen im Satgebiet.

In den Jahren 1955 bis 1960 waren britische Gruppen und ein großes ÖAK-Team⁸ in den Hakkâribergen. Auch an dieser österreichischen Kundfahrt nahm Professor Uyanik teil, der in all den Jahren, da Cilo und Sat im Sperrgebiet lagen, um die Einreiseerlaubnis bemüht war.

Die Teilnehmer nahmen den Weg durchs Avaspital, von wo aus sie den Eckpfeiler von Westen und Osten sowie den Supan Durek über den Gletscher und über den Westgrat bestiegen.

Die ÖAK-Gruppe gab als erste nun auch Bewertungen der Schwierigkeiten an. Die Erschließung trat aus dem Stadium des schrittweisen Vordringens in unbekanntes Neuland heraus. Das Interesse wendete sich in zunehmendem Maß schwierigen Detailwegen zu.

Die Münchner AV-Sektion Berggeist entsandte 1962 sieben Bergsteiger in die Cilo- und Satberge⁹. Vom Lager nahe der Serpil-Zoma im Erbüstal aus holten sie sich Gipfelsiege über die (von ihnen benannte) Schwarzspitze nördlich des Reşko-Ostgletschers auf dem Weg über die NO-Kante (III—IV) sowie über den Reşko via NO-Wand (IV—V). Dann kamen der Kelevnicil, die Berge im Kamm westlich der Horkadin-Zoma, Kara Külâh und Berggeistspitze (im Gratverlauf Reşko—Maunsellspitze) an die Reihe. Es folgten drei unbekannte Gipfel um den Satsee, Cia-e-Dis über die SO-Kante (III), Gevarukspitze-W-Wand (V), Sere-Sem-e-Sati-S-Wand (IV) und Çia-Mazan-NW-Grat (III).

Nun häuften sich die Besuchergruppen. Im Jahr 1965 kamen britische Bergsteiger¹⁰, ebenso 1966¹¹, und im gleichen Jahr machten weiter Italiener¹² und Schweizer¹³ von sich reden. Wieder ein Jahr später (1967) waren es neben Engländern¹⁴ und einer französisch-schweizerischen Mannschaft¹⁵ Polen und Deutsche, die mit namhaften Touren aufwarteten: Die Deutschen Lutterjohann und Zehetner¹⁶ eröffneten eine Föhre auf den Reşko vom Westgletscher aus über eine „Gerade Westwand“ (V), die Polen Kuś und Mroź¹⁷ erreichten den gleichen Berg über die um 900 Meter hohe „Große Verschneidung“ (V+). Auf die Umrandung des obersten Avaspitals konzentrierten sich die Bemühungen einer zweiten polnischen Gruppe¹⁸. Ihre Erstbegehungen: Mittlerer Pfeiler Seespitze NO-Wand (IV), Linker Pfeiler Mittelfinger NO-Wand (V) u. a.

Außer Polen waren 1968 wiederum Briten (I. B. Royle) und erstmals Japaner im

Cilo. Von den letzteren, wie übrigens von solchen Gruppen, die ihre Hoffnungen, zu den Gipfeln vordringen zu können, oft schon im Hakkâri begraben mußten, sind keine Einzelheiten bekannt geworden.

Im Jahr 1969 lud der türkische Verband für Alpinismus zu einem türkisch-österreichisch-deutschen Bergsteigertreffen Muzaffer Erol Gez, Mersin; Toni Fuchs, Kufstein; Walter Kellermann, Teisendorf). Den genannten Exponenten ihrer Länder gelingen mit Gefährten alle markanten Cilogipfel, insbesondere Mirhamza-SO-Grat, Supan-Durek-N-Kante, Reşko-Nord-Süd-Überschreitung (V—VI). Insgesamt handelte es sich um ein internationales Bergsteigerlager mit 30 Teilnehmern¹⁹.

Über die französisch-schweizerische Expedition von 1967 berichtet schließlich René Dittert, Genf, in „Berge der Welt“, Band 1968/69²⁰. — Dreißig Jahre nach dem Beginn der bergsteigerischen Erschließung bietet sich nun dem Betrachter folgendes Bild:

Das Gebiet der Cilo- und Satberge ist inzwischen von mehr als einem Dutzend Gruppen systematisch erkundet worden. Das Interesse galt vor allem den Cilogipfeln und hier besonders den Umrahmungen der großen Gletscher. Bei der geringeren Besuchsdichte des Sat beanspruchten die Berge um den Baysee fast alle Aufmerksamkeit.

Die Kundfahrer berichteten jeweils brav über ihre Besteigungen, aber die Informationen über Eigenart und Besonderheit des Gebiets waren seit den ersten Veröffentlichungen kaum mehr gewachsen. Die Bobek-Karte war in vielen Jahren nur um einige wenige Bergnamen ergänzt worden.

Diese weitverbreitete Unwissenheit über ein anerkanntermaßen eindrucksvolles Bergland, das von Deutschland aus immerhin noch im Rahmen eines einigermaßen normalen Urlaubs von sechs Wochen besucht werden kann, hatte die Teilnehmer der Deutsch-Türkischen Kundfahrt 1968 bewogen, besagtes südostanatolische Hochgebirge näher zu ergründen.

Die Mannschaft gelangte durch das Deztal (längs des Avaspi) zum ersten Lagerplatz nahe der Mergan-Zoma. Es sei dabei nicht verschwiegen, daß — genau genommen — dieser „erste“ Lagerplatz eigentlich der zweite war, da schlecht aufgepackte Tragpferde zum vorübergehenden Verlust von Lasten und der Sturz eines Tieres durch die unterste Avaspibrücke zu einem vorzeitigen Biwak geführt hatten.

Die Schlüsselstelle der Mergan-Zoma vermittelte den Zugang zu den Gletschern und Gipfeln zwischen Reşko und Supan Durek. Es folgte ein Standortwechsel über Der-i Cafer, Orişa und Der-i Kervan ins Gebiet der Serpil-Zoma im Erbüstal. Von hier gelangen die Besteigung des Reşko und Erkundungen seines Ostgletscherbereichs.

Durch das Tal des Rudbar-e Sin und vorbei an der Deh-Zoma ging es zum dritten Lagerplatz an den Satseen. Um das bisher unbekannteste Gebiet näher kennenzulernen, erklimmen die Mitglieder der Expedition systematisch fast alle Gipfel. Der Weg von der Satseengruppe „ins Tal“ führte über die Varfele-Zoma nach Varegös und von hier über die weitläufige Hochfläche der Ova nach Yüksekova. Die auffallendste Veränderung gegenüber den vom Bobek-Team geschilderten Verhältnissen war im Hinblick auf die Besiedelung zu verzeichnen. Die damals in Ruinen liegenden Orte sind wieder aufgebaut, und jeder zur Nutzung geeignete Platz bis hinauf zur östlichen Reşkoabflachung (Horkadin-Zoma) ist mit Sommerdörfern bedeckt. Diese Saisonsiedlungen bestehen hier aus stattlichen Ziegenhaarzelten (Mergan- und Sergera-Zoma), dort manchmal nur aus schierlingsstrohgedeckten Steinwällen (Varfele-Zoma).

Die Zahl der Bären ist mit der Zunahme der Bevölkerung stark zurückgegangen.

Günstigster Ausgangsort für den Cilo ist die Vilayethauptstadt Hakkâri. Der kleine Ort hoch über der Zabschlucht ist mit der Provinzregierung, einer Garnison, Bäckerei, Teehaus, einigen Geschäften sowie dem gastlichen „Site Oteli“ und der Volksbank im gleichen Haus (Halk Bankasi) ausgestattet. Der Polizeidirektor spricht gut Deutsch.

Trotz allseitiger Hilfsbereitschaft ist es schwer, in Hakkâri und Umgebung Tragtiere

zu bekommen. Gelingt es durch gute Bezahlung (30 türkische Pfund je Pferd und Tag und zusätzlich Lohn für den Horseman in etwa gleicher Höhe) das Transportproblem zu lösen, so gilt es noch einige Maßnahmen zugunsten der eigenen Sicherheit zu treffen.

So deponiere man Pferde- und Treiberlöhne auf der Bank in Hakkâri oder überweise einen entsprechenden Betrag nach Yükksekova. Die Bankquittung weist einen als zahlungskräftigen Auftraggeber aus, man läuft nicht Gefahr, durch mitgeführtes Bargeld Gelüste zu provozieren; unbezahlte Tragtierführer werden mit jedem Tag treuer, je näher man der Bank kommt.

Die Treiber verpflegen sich auf den Zomas und nächtigen manchmal auch dort. Familienfehden und Weidestreitigkeiten verbieten aber oft auch Fraternisierung von Kurden untereinander. Ein eigenes Zelt für die Pferdeleute ist daher von Vorteil.

Die gut beratene Karawane hat für ihre kurdischen Begleiter (türkischen) Tee und Zucker dabei und außerdem Mehl, das gegen Fladenbrot in Zahlung genommen wird.

Als Startplatz für den Marsch ins Gebirge kommt eigentlich nur die Zab-Jandarma in Betracht, eine Straßendienststelle von Polizeisoldaten nahe der Hängebrücke über den Zab ins Deztal. Das eigene Auto ist hier im Schutz der sehr hilfsbereiten Soldaten gut aufgehoben.

In die Saterge gelangt man am besten von Yükksekova aus, das durch heiße baumlose Hochflächen vom Gebirge ziemlich weit getrennt ist. Hier gibt es Bank, „Hotel“, ein paar Geschäfte für die nötigsten Waren.

Eine neue, sehr staubige Straße führt inzwischen über den an dieser Stelle 30 Kilometer entfernten Ova-Rand hinaus und endet derzeit (Stand Sommer 1969) eine Gehstunde von Vargös. In wenigen Jahren darf so eine Verbindung zwischen Yükksekova und Oramar erhofft werden. Das Camp der Straßenbauer, dem sicher eine Jandarmastation folgen wird, bietet sich als Abstellplatz für Besucherfahrzeuge an. Die Aussicht auf Tragtiere ist im Bereich der vielen Dörfer nahe dem Rudbar-e Şin größer.

Die höchsten Gipfel mit den eindrucksvollsten Wänden und Graten finden sich an der Reşko-Nordabdachung und im Supan-Durek-Bezirk. Ebenso reizvoll, wenn auch kleinräumiger, ist das oberste Erbüstal mit dem steilen Reşko-Ostgletscher. Der günstig gelegene Erbüstzeltplatz ist von Mergan aus über den steilen Der-i Cafer (hier zeigt es sich, ob die Tragtiere gut aufgesattelt sind), das neuerbaute Dorf Orişa und über den Der-i Kervan notfalls an einem (sehr langen) Marschtag erreichbar.

Schöner ist es, in Orişa zu lagern oder nahe der Dolahout-Zoma, und vielleicht am nächsten Tag einen Gipfel am Der-i Kervan mitzunehmen.

Vom Lagerplatz im Erbüstal ist auch der Reşko auf dem derzeitigen Normalweg über die unübersichtlichen Steilstufen zur Horkadin-Zoma vergleichsweise leicht (mit einem Biwak) erreichbar. Für den sehr schwer zu findenden Weg bis zur Zoma sollte man kurdischer Führung nicht entraten.

Da der einzige leichte Weg zum Gipfel mehr als einen Tag an Zeit beansprucht, planen Bergsteiger des türkischen Verbandes für Alpinismus einen neuen kürzeren Anstieg über den Ostgletscher und durch die Verschnidung zwischen der Reşko-NO-Wand und der Nordflanke des Reşkokopfes (Kara Külâh) zu eröffnen. Muzaffer Erol Gez will mit seinen Freunden den von der Deutsch-Türkischen Kundfahrt eingesehenen Weg im Sommer 1969 festlegen.

Von der Serpil-Zoma (Lagerplatz im obersten Erbüstal) ist das Satgebirge in zweitägigem Marsch durch das heiße Tal des Rudbar-e Şin und in anstrengendem Anstieg über die Deh-Zoma oder über Oramar und Sat erreichbar.

Außerhalb der beiden Ausgangsorte gibt es kaum Möglichkeiten, die eigenen Proviantvorräte zu ergänzen. Auf den meisten Zomas aber wartet gastliche Bewirtung mit meist frischem Joghurt und Kaymak (mit Rahm bestrichenes Fladenbrot). Manchmal gelingt es, in den Dörfern Eier zu kaufen. Die starke Sonneneinstrahlung während des

Tages ist oft sehr schwer zu ertragen. Durch die geringe Luftfeuchtigkeit (oft unter zehn Prozent) verdunstet jede Wasserabsonderung schon in der Haut, so daß Schweiß völlig zu fehlen scheint. Die Haut ist so meist salzverkrustet. Durch die regelmäßige Einnahme von „Schweden“-Tabletten (0,25 Kochsalz) läßt sich der Salzhaushalt leichter in Ordnung halten.

Nach Sonnenuntergang wird es schnell kalt. In Höhen von über 2800 Metern sinkt die Temperatur nachts oft unter null Grad ab. Genügend warme Kleidung ist so trotz der Tageshitze unerlässlich.

Schließlich sei als abschließende Empfehlung noch auf den Vorteil langer Hosen (anstelle bergsteigerischer Bundhosen) in den dornenreichen Schierlings- und Distel-dschungeln der „Latschen“-Region hingewiesen.

Die Fülle aller weiteren Cilo- und Satbesonderheiten mag dann jeder künftige Besucher in dem nach wie vor grandiosen und unerbittlichen Expeditionsgebiet an sich selbst erfahren.

Schlußwort und Dank

Die Deutsch-Türkische Hakkâri-Kundfahrt 1968 wurde in enger Zusammenarbeit mit dem türkischen Verband für Alpinismus geplant und durchgeführt. Die Repräsentanten des Verbandes — Präsident Dipl.-Ing. Lâtif Osman Çikigil (Ankara), die Vizepräsidenten Dipl.-Ing. Bülent Eryavuz (Ankara) und Muzaffer Erol Gez (Mersin) und der Generalsekretär Muvaffak Uyanik — haben der Expedition von Anfang an großzügige und fachkundige Hilfe gewährt.

Muzaffer Erol Gez hat die Kundfahrt auf allen Wegen treu begleitet und dabei als unermüdlicher Übersetzer ein enormes zusätzliches Leistungspensum übernommen. Bei den häufig langwierigen Verhandlungen mit Vilayetsbeamten, Bankdirektoren, Kaymakamen, Polizeipräfekten und anderen Amtspersonen mit dem roten oder grünen Samtviereck als dem Zeichen der Amtswürde hinter ihrem Schreibtisch war dies von entscheidender Bedeutung. Der hier zum Ausdruck gebrachte Dank seiner Freunde und Begleiter an ihn ist gleichzeitig ein allgemeiner Dank für stete türkische Gastlichkeit und Hilfsbereitschaft.

Dem Deutschen Alpenverein, zuständigen Stellen in Deutschland und in der Türkei, Firmen und Freunden sei aber in gleicher Weise klar und unmißverständlich zum Ausdruck gebracht, daß ohne ihre Beratung, ihr Interesse und ihre Sympathie sowie schließlich ihre konkrete materielle Hilfe die Kundfahrt nicht durchführbar gewesen wäre.

Bei der Auswertung trug die uneigennützigte Mitarbeit ehemaliger Hakkâri-Kundfahrer aus Polen, Österreich und Deutschland reiche Früchte. Durch das hier skizzierte Bild der besuchten Gebirge, des Distrikts, in dem sie liegen, der Menschen, die dort leben, und besonders der geschichtlichen Bezüge, die sich hier überschneiden, sollte versucht werden, der Lösung selbstgestellter Aufgaben näherzukommen und damit wenigstens symbolisch Teile einer beträchtlichen Dankesschuld abzutragen.

Literaturhinweise:

A. Alpinistisch

¹ Maunsell, F. R.: Geogr. Journal XVIII, 1901.

² Dickson, B.: Geogr. Journal XXXV, 1910.

³ Bobek H.: Petermanns Geogr. Mitteilungen 1938, S. 152 und 215. Bobek, H.: Mitteilungen des DAV 1938, Nr. 4. Rohrer, S.: Jahresbericht AAK Innsbruck, 43.—45. Klubjahr. Kuntscher, H.: ÖAZ, Okt. 1938.

- ⁴ Ering, S.: Rev. d. 1. Inst. d. Geogr. Univ. Istanbul, 1952/53. Bakanlıđı, Milli Eđitim: Cilo Dađları, Istanbul 1949. Izlirak, R.: Ankara Dil ve Tarih Cođrafya Yayimlari 67, Istanbul 1951.
- ⁵ Blumenthal, Moritz M.: Die Alpen 1954, S. 223.
- ⁶ Bögcl, H., u. F. Henkel: Jahrbuch des DAV 1954.
- ⁷ Bachinger, E.: Österr. Bergsteigerzeitung 1956, Nr. 11.
- ⁸ Hill, Dennis: „My Travels in Turkey“, 1964. British exp.: Scottish Mountaineering Club, J. 1958. Heinrich, F.: ÖAZ, Nov./Dez. 1959. Wallach, H.: Mediz. Mitteilungen der Schering AG Berlin 1960, Nr. 3.
- ⁹ Maidl, B., u. R. Steuer: Jahrbuch des DAV 1963.
- ¹⁰ Nowill, S. E. P.: A. J. 311, Nov. 1965 (A. J. = The Alpine Journal). Fedden, R.: A. J. 312, May 1966.
- ¹¹ Nowill, S. E. P.: A. J. 314, May 1967. Nottingham Climbers Club: A. J. 314, May 1967.
- ¹² Alpinismus 1967, Nr. 8. „Alpi Giulie anno 61“, 1966 (Prato Claudio, Trieste).
- ¹³ Schneider, Dux: Die Alpen 166, S. 231.
- ¹⁴ Chessman, J., u. a.: (Buxton), B. Royal u. a. (Nottingham). University of Birmingham, Stoats Nr. 10, 1968.
- ¹⁵ Die Alpen 1968, Nr. 4.
- ¹⁶ Alpinismus 1968, Nr. 4.
- ¹⁷ Alpinismus 1968, Nr. 4.
- ¹⁸ Tatarnik (Organ des polnischen Hochgebirgsklubs) 1968, Nr. 4.
- ¹⁹ Mitteilungen des DAV 1970, S. 16 (Jugend am Berg). Mitteilungen des ÖAV 1969, S. Heft 11/12.
- ²⁰ Dittert, René: „Berge der Welt“ 1968/69, S. 15 ff. Sowie Alpine Climbing (Lancashire) 5/69 und Rivista Mensile (CAI) 4/69.

B. Geschichtlich, kunstgeschichtlich, allgemein

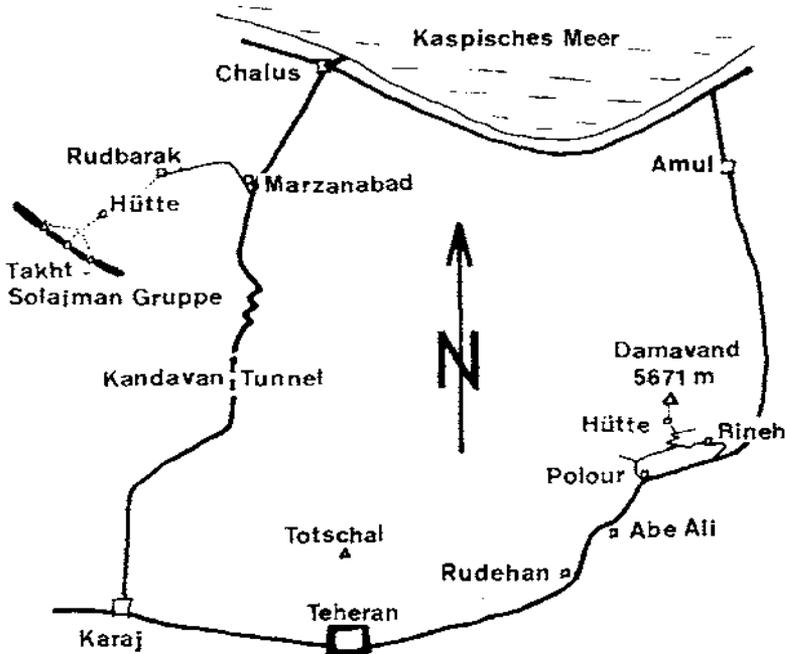
- Soledki: „Three Adult Neandertal Skeletons from Shanidar, Cave, Northern Iraq, Sumer“, Vol. XVII, 71 — 96, Bagdad 1961.
- Wiesner, J.: „Die Kunst des Alten Orients“, Ullstein-Kunstgeschichte, Band II, Frankfurt/Main.
- Behn, F.: „Vorgeschichtliche Kunst in Europa“, Ullstein-Kunstgeschichte, Band I, Frankfurt/Main.
- Bittel, K.: „Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens“, Tübingen 1950.
- Soden, W. von: „Sumer, Babylon und Hethiter bis zur Mitte des zweiten Jahrtausende v. Chr.“ Propyläen-Weltgeschichte, Bd. I, Berlin 1962.
- Fischer-Weltgeschichte: „Die Altorientalischen Reiche“, Bände I, II, III.
- Fischer-Weltgeschichte: „Die Mittelmeerwelt im Altertum“, Bände I—IV.
- Lehmann-Haupt: „Armenien einst und jetzt“, Bände I u. II, Berlin 1910, 1926, 1931.
- Garbini, G.: „Alte Kulturen des Vorderen Orients“, Bertelsmann 1968.
- Lassus, J.: „Frühgeschichtliche und byzantinische Welt“, Bertelsmann 1968.
- Strong, D. B.: „Welt der Antike“, Bertelsmann 1967.
- Eickstedt, E. von: „Türken, Kurden und Iraner seit dem Altertum“, Fischer, Stuttgart 1961.
- Rice, D. T.: „Byzantinische Kunst“, Prestel, München 1964.
- Glasenapp, H. von: „Die nichtchristlichen Religionen“, Fischer-Lexikon, 1959.
- Simmel, O., u. R. Strählin: „Christliche Religionen“, Fischer-Lexikon, 1967.
- Layard, A. H.: „Auf der Suche nach Ninive“, 1845, Neudruck C. H. Beck 1965.
- Bachmann, W.: „Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan“, Leipzig 1913.
- Bamm, P.: „Welten des Glaubens“, Droemer 1959.
- Anschütz, H.: „Die Apostolische Kirche des Ostens“ (Ökumenische Rundschau 1968).
- Erlendur, Haraldsson: „Land im Aufstand — Kurdistan“, Matari, Hamburg 1966.
- May, Karl: „Durchs wilde Kurdistan“, Bamberg 1951.
- Vahan Inglisan, P.: „Armenien in der Bibel“, Wien 1935.
- Spuler, B.: „Handbuch der Orientalistik“ (Der Nahe und Mittlere Osten), Köln 1963.
- Anati, Emmanuel: „Anatolia's Earliest Art“ Archaeology, Vol. 21 No. 1, 1968.

Berge im Iran

Alpenvereins-Gemeinschaftsbergfahrt zum Damavand und zur Takht-Solaiman-Gruppe

MARCUS SCHMUCK

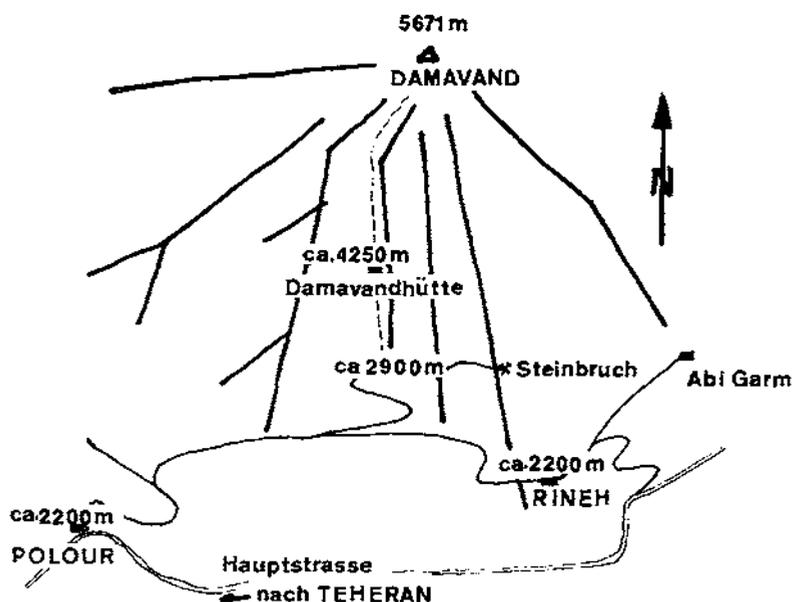
Mit einer DC-8 der KLM waren wir um Mitternacht nach Teheran gekommen. Der bestellte Kleinbus wartete schon auf uns und brachte uns in die Stadt. Nach einigen Stunden Schlaf bereiteten wir uns auf das drei bis vier Tage dauernde Damavand-unternehmen vor. Nach 13 Uhr, es war der 21. Juni, verließen wir die Stadt mit unserem Kleinbus in nordöstlicher Richtung. Über zwei Pässe und vorbei an persischen Wintersportplätzen gelangten wir in das Lartal bei Polour. Knapp südlich der Ortschaft erblickten wir aus einer Schlucht den noch reichlich mit Schnee bedeckten Berg.



Firn am Damavand

Für den Aufstieg zum Damavand ist es zweckmäßig, in Polour die Hauptstraße zu verlassen. Ein schmaler Fahrweg führt zu einem Steinbruch. Dem kargen Vegetationskleid entwuchs dunkelrot blühender Mohn. In einer Höhe von 2900 Metern entstiegen wir dem Fahrzeug und vereinbarten die Abholung in Rineh. Die Fahrzeit von Teheran bis hierher beträgt etwa sechs Stunden. Wir biwakierten in der Nähe des Weges. Es war uns nicht möglich, genau in Erfahrung zu bringen, wo die Biwakschachtel in der ausgedehnten Südflanke steht. An der Südflanke des Damavand gibt es mehrere Hangrippen und Rücken, auf denen Steinmänner aufgestellt sind. Es ist trügerisch, diese als Anstiegsmarkierung zur Biwakschachtel zu verstehen.

Zur Mittagszeit des folgenden Tages erreichten wir nach einigem Suchen die neue Biwakschachtel in 4250 Meter Höhe. Bequem können hier zwanzig Personen Platz finden. Allerdings müssen die Schlafutensilien mitgebracht werden. Der Vorraum dient gleichzeitig als Küche. Zwanzig Meter westlich der Hütte gibt es eine Quelle mit genügend gutem Wasser. Die Firnfelder begannen schon 400 Meter unterhalb der Hütte, und über uns erglänzte der Berg im Schnee. In Ruhe konnten wir uns am Nachmittag auf die für den nächsten Morgen vorgesehene Besteigung vorbereiten. Es bereitet keine Schwierigkeiten, früh in Teheran loszufahren und am Abend bei der Biwakschachtel zu sein. Mit einem Zeitaufwand von 10 bis 12 Stunden muß allerdings gerechnet werden.

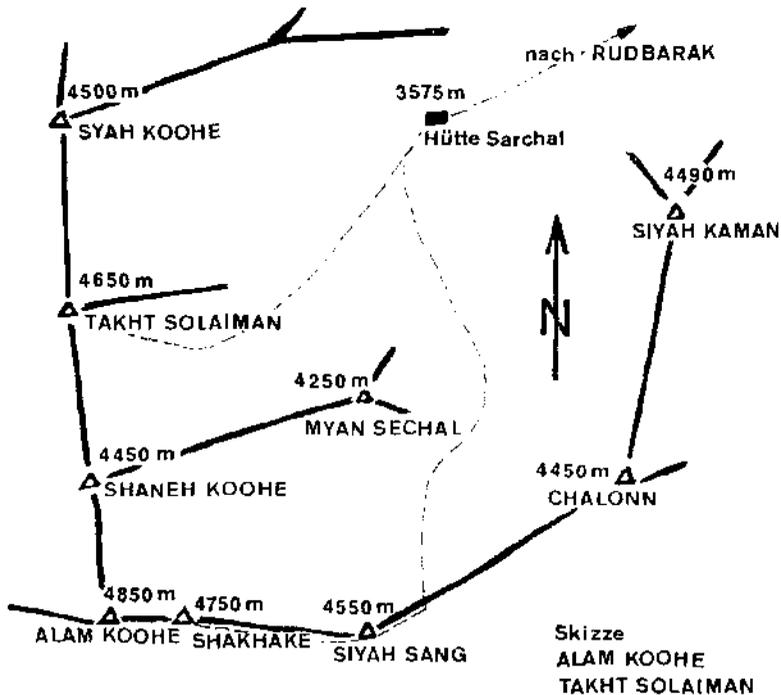


23. Juni, null Uhr: Wecken! Eine Stunde später betreten wir die Schneeflanke hinter der Hütte und beginnen unseren Aufstieg. 1400 Höhenmeter sind bis zum Gipfel zu überwinden. Die Hangneigungen betragen 25 bis 35 Grad. Der Schnee war hart gefroren, und wir gewannen rasch an Höhe. Ich bedauerte, daß ich meinen Kameraden auf Grund von Beschreibungen empfahl, keine Steigeisen mitzunehmen. Bei derartigen Verhältnissen sind Steigeisen jedoch von Vorteil. Um fünf Uhr früh projizierte die Sonne den Schatten des Damavand weit über die Lichter von Teheran hinaus. In Gipfelnähe entströmen dem Berg an mehreren Stellen Schwefeldämpfe. Man tut gut daran, den Schwaden auszuweichen, es schadet nur der in dieser Höhe angeregten Atemtätigkeit. Wir froren an Händen und Füßen. Ein frischer Wind blies kleine Nebelschleier um den Gipfel, den wir knapp nach sechs Uhr früh betreten. Der kleine Krater neben dem Gipfelzeichen ist tief verschneit. Auf dem sonnenbestrahlten Gipfel ist von Wärme nicht viel zu spüren. Im Süden war über die noch schneebedeckten Berge des persischen Hochlandes ein blauer, wolkenloser Himmel gespannt. Über den Gipfeln im Norden hing eine Wolkendecke und das nahe Kaspische Meer konnte nur erahnt werden.

Es wurde ein langer Tag: Nach dem Aufstieg sind wir 3500 Höhenmeter, vom Gipfel bis zur Ortschaft Rineh, in einem Zug abgestiegen. Der Temperaturanstieg von etwa minus 15 bis plus 40 Grad Celsius ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Die Nacht verbrachten wir im Unterkunftshaus der Iranian Mountaineering Federation in Rineh. Pünktlich war der bestellte Bus zur Stelle und brachte uns, zwei Damen und elf Herren, nach Teheran zurück.

Gipfel über dem Kaspischen Meer

Nach einer eintägigen Ruhepause verließen wir Teheran abermals mit unserem Bus, diesmal in westlicher Richtung. In Karaj zweigten wir nach Norden ab. Tiefblau liegt der Karajstausee vor uns. Die Berge rundherum sind ohne Vegetationsdecke, kahl, leblos und ausgetrocknet. In 2560 Meter Höhe wurde mit dem Kandavanstraßentunnel der



Hauptkamm des Elburzgebirges durchstoßen. Der Gebirgskamm ist auch die Klimascheide. Auf der Nordseite des Tunnels gibt es wieder Bewuchs. Entlang steiler Hänge führt die asphaltierte Straße nach ausgesetzten Stellen durch eine Schlucht abwärts. In Marzanabad zweigt die Straße nach Rudbarak ab. Diese Ortschaft ist der Ausgangspunkt für Bergfahrten in der Alam-Koohe- (sprich Kuh) und Takht-Solaiman-Gruppe. Die Entfernung von Teheran nach Rudbarak beträgt 183 Kilometer. Der kleine Ort in 1250 Meter Höhe könnte irgendwo in den Alpen liegen. Viele Dächer der Häuser sind mit Holzschindeln bedeckt und mit Steinen beschwert.

In Rudbarak hat die Iranian Mountaineering Federation im Haus des Herrn Safar Ali Naghavi einen Raum als Bergsteigerunterkunft gemietet, den auch wir benützten.

Vorbei an den Teestationen Akapol und Bandarbon, nach dem Durchqueren eines reißenden Bergbaches, erreichten wir nach zehn Gehstunden die ca. 3575 Meter hoch gelegene Biwakhütte Sarchal. Auf dem Gletscher und in den Bergflanken lag noch viel Schnee. Wir freuten uns schon auf die in der Abendsonne gleißenden steilen Firnflanken. Die Hütte ist ohne Einrichtung. Vom Dach tropfte Schmelzwasser in den Schlafrum. Teilweise verbrachten wir die Nächte außerhalb der Hütte. Um drei Uhr früh rüsteten wir zum Aufbruch. Über den Alam-Koohe-Gletscher gelangten wir zum Einstieg der Nordflanke des Siyah-Sang und über die 30 bis 40 Grad steile Ostflanke erreichten wir den 4550 Meter hohen Gipfel. In der folgenden Gratüberschreitung in westlicher Richtung bestiegen wir auch die Spitze des Shakhake. Nach einer weiteren Freinacht neben

der feuchten Hütte versuchten wir uns noch in der Südflanke des Takht-Solaiman. Nur den Bùßerschneeanstätzen und der Sonne verdanken wir das Erreichen des Gipfels. Die Südflanke ist stellenweise 35 Grad steil und der Schnee war anfangs hart. Um diese Jahreszeit und bei einer derartigen Schneelage benötigt man in dem Gebiet Steigeisen. Das Wetter war schön, und wir konnten vom Gipfel aus so gut wie die ganze Takht-Solaiman-Gruppe überblicken. Gegen Mittag gelangten wir zur Hütte zurück und begannen nach kurzer Rast mit dem Abstieg in das Tal. Für den Abstieg von der Hütte nach Rudbarak benötigten wir fünf Stunden. Am Abend saßen wir wieder in der gemütlichen Bergsteigerstube von Rudbarak.

Mit uns war Herr Safar aus Rudbarak. Er ist ein guter Bergsteiger und betätigt sich auch als Führer. Durch ihn erfuhr ich zum Teil andere Bergnamen. Wir hatten von diesem Gebiet die Skizzen 1:50.000 und 1:100.000 der Iranian Mountaineering Federation sowie die Karte 1:100.000 von Prof. Bobek, Wien. Es ergaben sich Verschiedenheiten in der Namensbezeichnung der Berge, der eingetragenen Höhen und unseren eigenen Messungen. Ein immer mehr besuchtes und sicher interessantes Berggebiet wartet auf seine genaue kartographische Erfassung.

Anhang und Reisehinweise

Die beschriebene Bergfahrt wurde von der Hochtouristengruppe der Sektion Salzburg des Österreichischen Alpenvereines in der Zeit vom 20. Juni bis 3. Juli 1969 mit dreizehn Teilnehmern aus verschiedenen Sektionen durchgeführt.

Damavand, 5671 Meter, höchster Gipfel des Elbursgebirges, zirka 55 Kilometer NNO von Teheran. Noch nicht voll erloschener Vulkan im Solfatarenzustand. Die Anstiege über die West- und Ostflanken sind im Sommer leicht, die Routen in der Nordflanke sind auch zu dieser Jahreszeit beachtliche Eistouren, mit einer Höhendifferenz von 1000 bis 1500 Metern und werden wenig begangen. Die Ersteigung wird für die Monate Mai und Juni empfohlen. Zu diesem Zeitpunkt trifft man noch auf herrliche Firnfelder an der Südseite des Berges. Steigeisen und Pickel sind zu dieser Zeit erforderlich, im Sommer kann man darauf verzichten. Verpflegung kauft man in Teheran billig. Ersteigungsdauer ab Teheran und zurück drei bis vier Tage. Schlafsäcke sind für die Nächtigung in der Biwakschachtel notwendig. Von Teheran mit Pkw oder öffentlichem Bus vier Stunden bis Polour. Von hier mit Pkw etwa eine Stunde auf einer einem Güterweg ähnlichen Straße in Richtung Steinbruch an der Südseite des Berges hinauf. Ungefähr zwei Kilometer vor dem Steinbruch, in etwa 2900 Meter Höhe, dort, wo der Weg fast ohne Steigung am Hang nach Osten führt, mit dem Anstieg zur Biwakschachtel beginnen. Skizze beachten!

Takht-Solaiman-Gruppe

183 Kilometer Teheran—Rudbarak, Fahrzeit für Pkw fünf Stunden; Tragtiere sind in Rudbarak erhältlich. Von der Biwakhütte aus können im Umkreis von zehn Kilometern über 20 Viertausender erstiegen werden. Schwere Kletterfahrten sind in der Alam-Koobe- und Sakhake-Nordwand möglich. Mit Ausnahme der Monate Juli und August ist Westalpenausrüstung erforderlich.

Literatur und Karten für beide Gebiete:

Als Übersichtskarte genügt die Freytag-und-Berndt-Straßenkarte „Naher Osten“ 1:2.000.000; Englische Weltkarten 1:500.000, Blatt 428 B Teheran und Blatt 339 C Rasht; Skizzen und Beschreibungen der Iranian Mountaineering Federation von beiden Gebieten; Takht-Solaiman-Gruppe 1:100.000 von Prof. Bobek, Wien, und 1:50.000 von der IMF. Auf meine beigefügten Skizzen sei ebenfalls hingewiesen. Bericht Damavand in: *Berge der Welt*, Jahrgang 1968/69. Neuere Berichte in allen deutschsprachigen alpinen Zeitschriften.

Für die Einreise ist ein Visum erforderlich. Keine Zollschwierigkeiten bei der Einfuhr der für diese Berge notwendigen Ausrüstung. Pockenimpfung ist Pflicht! Währung: 100 österreichische Schilling sind 290 Rial = 14 DM.

Österreichische Noshaq-Expedition 1969

der Sektion Österreichischer Gebirgsverein des ÖAV

WOLFGANG AXT

(Mit Beiträgen von Ambros Aichhorn und Herbert Müller)

Der ÖAV entsandte 1969 eine sechsköpfige Expedition in den afghanischen Hindukusch. Die Teilnehmer waren:

Wolfgang Axt (Expeditionsleiter), St. Johann/Pg.
Prof. Ambros Aichhorn (Zoologe), Salzburg
Anton Aichhorn, Salzburg
Günter Brenner, Wien
Oswald Kollreider, Lienz
Herbert Müller (Geologe), Innsbruck
Dipl.-Ing. Udo Ertl, Wien — angeschlossen

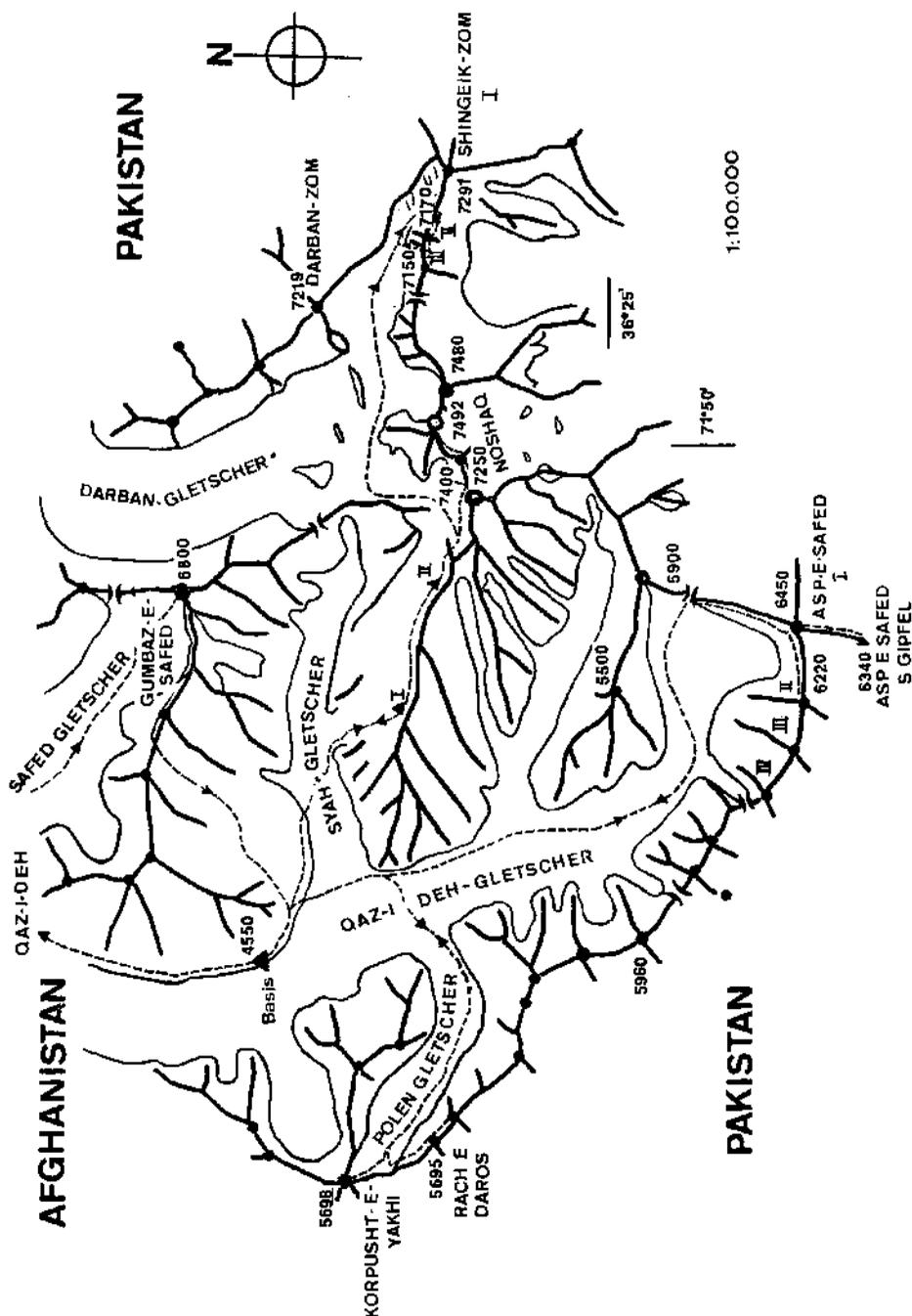


Anreise

Übersicht

Am 7. Juli starteten wir zu sechst mit einem VW-Bus und einem VW-Käfer. Die 8000 Kilometer lange Anreise über Jugoslawien, Bulgarien, die Türkei und Persien nach Afghanistan verlief reibungslos. Trotz der fast durchgehend asphaltierten Hauptstraße kamen wir aber nur langsam voran, da der Bus stark überladen war. Daher trafen wir erst am 20. Juli in Kabul ein. Eine Unterkunft war bald in einem Heim für Entwicklungshelfer gefunden, so daß wir uns auf die Erledigung der umfangreichen Formalitäten bei den afghanischen Behörden konzentrieren konnten. Wir benötigten ein Empfehlungsschreiben der österreichischen Botschaft, eine Verlängerung des Visums, eine Aufenthaltsgenehmigung und eine Bewilligung für das Betreten des *Wakhan*. Eine volle Woche dauerte es, bis wir alles erledigt hatten und die Fahrzeuge überholt worden waren. Diese Zeit nutzte unser Zoologe: er zog in die sogenannte Dasht-i-Nawar auf Vogel- und Skorpionfang aus. In Kabul schloß sich uns Udo Ertl an, dessen Zweimannexpedition durch die schwere Erkrankung seines Partners geplatzt war, so daß unsere Gruppe nun sieben Mitglieder umfaßte.

Über den bestens ausgebauten Salangpaß führte uns eine tadellose Asphaltstraße bis Kunduz im Norden Afghanistans, wo es die besten Zuckermelonen des Landes geben soll. Die letzten 400 Kilometer von dort in das vorgesehene Berggebiet waren katastrophal. Allein für dieses Teilstück benötigten wir eine volle Woche, wodurch wertvolle Zeit verloren ging. Der Winter 1968/69 war in Asien besonders streng gewesen, und das Hochwasser im darauffolgenden Frühjahr hatte fast sämtliche Brücken weggerissen, mehrere Dörfer zerstört und die Straße an zahllosen Stellen beschädigt oder fortgeschwemmt. Ende Juli befand sich die „Straße“ in den Wakhan noch in derart schlechtem Zustand, daß wir mit unseren Fahrzeugen niemals durchgekommen wären. So ließen wir die Vehikel bei einer österreichischen Familie in Kunduz zurück, griffen tief in die Expeditionskasse und mieteten einen allradangetriebenen russischen Lastkraftwagen. Selbst mit diesem Geländefahrzeug warteten wir einen Tag vor einem Erdbeben



und steckten drei Tage in einer Furt, wobei uns das reißende Wasser die Ausrüstung von der Ladefläche zu spülen drohte. Ein anderes Auto, das zufällig daherkam, nahm uns dann mit. Einen weiteren Tag kostete uns der Besuch beim Polizeikommandanten in Faizabad, dem Hauptort der Region Badakhshan, dem wir nicht die geeignete Brille bieten konnten, um das Stempeldatum unserer Bewilligung zu lesen. Am liebsten hätte er uns wieder zurückgeschickt.

Vom Dorf Qaz-i-Deh am Fluß Ab-i-Pandj (Amu-Darja), der die Grenze zur Sowjetunion bildet, waren wir drei Tage bis zur Basis in 4550 Meter Höhe am Fuße des Noshaq, unseres Hauptzieles, unterwegs, wobei wir mit den Einheimischen recht gut auskamen, obgleich wir vorher mit ihnen hart um die Entlohnung gefeilscht hatten. Auf dem vorgesehenen Basislagerplatz fanden wir die Zelte einer amerikanischen Expedition vor, die unter Leitung von Dr. Hechtel schon zwei Wochen vorher eingetroffen war.

Durch die geschilderten Verzögerungen wurden aus den geplanten fünf Wochen am Berg 21 Tage. Daß wir in dieser kurzen Zeit trotzdem alle bergsteigerischen Ziele erreichen konnten, grenzt an ein kleines Wunder, wenn man bedenkt, daß als Akklimatisationszeit für Höhen über 7000 Meter normalerweise zwei Wochen gerechnet werden.

Bergsteigerische Ergebnisse im Noshaqgebiet (Wakhan)

<i>Datum:</i>	<i>Berg:</i>	<i>Höhe:</i>	<i>Route:</i>	<i>Ersteiger:</i>	<i>Bemerkungen:</i>
6. 8.	Khorpusht-e-Yakhi	5698 m	SO-Flanke	Axt Brenner Ertl	
9. 8.	Asp-e-Safed I	6450 m	N-Flanke	A. Aichhorn T. Aichhorn Ertl Müller	2. Besteigung
10. 8.	Asp-e-Safed II	6220 m	O-Grat	T. Aichhorn Ertl Müller	1. Besteigung
10. 8.	Asp-e-Safed-South	6340 m	N-Grat	A. Aichhorn	1. Besteigung
10. 8.	Gumbaz-e-Safed	6800 m	NW-Wand	Axt Brenner	2. Besteigung
12. 8.	Rach-e-Daros	5695 m	W-Grat	T. Aichhorn Ertl	
19. 8.	Noshaq-W-Gipfel	7250 m	W-Sporn	Axt Ertl Müller	
19. 8.	Noshaq-Hauptgipfel	7492 m	W-Grat	Axt Ertl Müller	
20. 8.	Shingeik Zom II	ca. 7170 m	O-W-Trav.	A. Aichhorn T. Aichhorn	1. Besteigung
20. 8.	Shingeik Zom III	ca. 7150 m	O-Grat	A. Aichhorn T. Aichhorn	1. Besteigung

Bemerkungen

Ankunft im Basislager am 4. August, Rückmarsch am 25. August 1969, Aufenthalt am Berg also genau drei Wochen.

Das Wetter war während dieser drei Wochen ausgezeichnet und nur in großen Höhen fiel etwas Schnee. Dafür waren durch das schöne Wetter die Firnfelder in sehr unangenehmen Büßerschnee aufgelöst, besonders auf den Südhängen.

Am 8. August erlebten wir ein böses Erdbeben, durch das überall Stein- und Eislawinen ausgelöst wurden. Nur durch Glück konnten wir einer Katastrophe entgehen.

Oswald Kollreider hat sich als Expeditionskoch und „Mädchen für alles“ große Verdienste erworben. Der Versuch, einen Teilnehmer nur als Koch und Lagerverwalter einzusetzen, hat sich ausgezeichnet bewährt.

Asp-e-Safed II: Vom Asp-e-Safed I (Hauptgipfel) zieht ein langer Grat nach Norden,

auf dem sich hintereinander drei weitere Gipfel über 6000 Meter erheben. Wir hatten ursprünglich geplant, alle vier Gipfel in einem Zuge zu überschreiten. Durch die mangelnde Akklimatisation gelang es nur, den ersten Westgipfel (Asp-e-Safed II) zu erreichen.

Asp-e-Safed-South: Etwa zehn Tage bevor A. Aidhorn im Alleingang vom Asp-e-Safed I aus den Gipfel erreichte, wurde der Berg von Mitgliedern einer spanischen Expedition von Pakistan aus bezwungen. Es handelte sich daher nicht, wie von uns ursprünglich angenommen, um eine Erstersteigung, sondern nur um die erste Begehung des N-Grates.

Gumbaz-e-Safed: Aufstieg durch die genau 2000 Meter hohe NW-Wand in Gipfellinie und Abstieg über den verwächterten W-Grat und die S-Flanke mit drei Biwaks. Die erste Durchsteigung dieser Wand ist von Polen durchgeführt worden.

Noshaq: Zum Unterschied von allen früheren Expeditionen haben wir nur zwei Hochlager am Westsporn („Österreichersporn“) aufgestellt, Hochlager I (5500 m) und Hochlager II (6600 m). Von dort wurde der höchste Berg Afghanistans in einem Tage bezwungen. Die Schwierigkeiten auf dieser Route sind gering. Die Schlüsselstelle bildet ein Felsgürtel in etwa 6800 Meter Höhe, der leichte Kletterei in sehr brüchigem Fels bietet. Zur Zeit ist die Stelle durch ein fixes Seil entschärft.

Shingeik Zom II und III: Diese beiden letzten, bis dahin unerstiegenen Siebentauser des Noshaqmassivs liegen östlich des Noshaq auf pakistanischem Gebiet und konnten von unserem Basislager nur sehr umständlich erreicht werden. Wir benannten diese beiden namenlosen und nicht vermessenen Gipfel nach dem östlich aufragenden Shingeik Zom (7291 m) provisorisch Shingeik Zom II und III. Es sind aber durchaus selbständige Gipfel. Die Höhenangaben beruhen auf Aneroidvermessung. Die Brüder Aidhorn stiegen am Noshaqwestsporn bis fast 7000 Meter auf und querten dann fallend in gefährlichem Gelände (1966 verunglückte bei dieser Querung der Pole Potodki tödlich) unter den Nordabstürzen des Noshaq hindurch und gelangten so in das oberste Becken des nach Pakistan fließenden Darbangletschers, wo sie sich eine Eishöhle als Biwakplatz einrichteten. Von dort erstiegen sie die beiden jungfräulichen Gipfel an einem Tage. Eine großartige Leistung, wenn man bedenkt, daß ohne Zelte und Schlafsäcke gearbeitet wurde und bei der Rückkehr einige 100 Meter Gegenanstieg zu bewältigen waren.

Wissenschaftliche Ergebnisse

Herbert Müller, angehender Geologe, hat erstmals geologische Untersuchungen im Noshaqgebiet durchgeführt und eine Anzahl Gesteinsproben mitgebracht. Über die Ergebnisse berichtet er selbst.

Prof. Ambros Aidhorn (Zoologe) befaßte sich hauptsächlich mit der Vogelwelt des Noshaqgebietes. Für die Universität Innsbruck sammelte er Spinnen, Skorpione, Felsenspringer und Pflanzen. Außerdem führte er pflanzenökologische Untersuchungen durch. Auch er berichtet über die Ergebnisse seiner Arbeiten selbst.

Bergsteigerische Möglichkeiten im Noshaqgebiet

Dieses Berggebiet ist, abgesehen von der schlechten Straße in den Wakhan, rasch zu erreichen und daher für Bergsteigergruppen, die nicht über viel Zeit verfügen, günstig gelegen. In den nächsten Jahren dürfte diese Berggruppe stark besucht werden.

Geologisch betrachtet, ist das Gebiet sehr uneinheitlich aufgebaut. Der Noshaq selbst z. B. besteht zur einen Hälfte (W) aus schwarzem, stark gefaltetem, blättrigem Ton-schiefer, zur anderen Hälfte (O) aus festem, rotbraunem Granit. Die Gesteinsgrenze verläuft genau durch den höchsten Punkt. Die geologisch und daher auch bergsteigerisch

abwechslungsreiche Gruppe ist noch keineswegs vollständig erschlossen. Im folgenden einige empfehlenswerte Möglichkeiten:

Am Noshaq selbst wären die ersten Überschreitung von O nach W zu empfehlen oder die etwa 800 Meter hohe N-Wand, die nicht allzu große Schwierigkeiten bietet. Zustieg von Pakistan aus über den oberen Darbangletscher, von Afghanistan aus fallende Querung vom Noshaqwestsporn.

Am Gumbaz-e-Safed sind der vollständige W-Grat und der kühne S-Grat, der einem gewaltigen Biancogrät gleicht, noch offen.

Der M 6 (ca. 6200 m) im hinteren Mandarastal ist meines Wissens noch unerstiegen.

Die erstmalige Überschreitung der Asp-e-Safed-Gipfel I bis IV wäre besonders lohnend, aber nicht leicht, wobei zwei Gipfel erstmals betreten werden können, Asp-e-Safed III und IV, die beide über 6000 Meter hoch sind.

Im Kamm, der vom Asp-e-Safed nördlich streicht, liegen noch mehrere hohe Fünftausender, die allerdings durch ihren schiefriigen Aufbau schwierig und gefährlich zu ersteigen sind dürften.

Eine besonders reizvolle Aufgabe wäre noch die Erschließung der nördlich vorgelagerten Sad-Istragh-Gruppe, die zum Großteil aus rotbraunem Granit (ähnlich Montblanc) besteht und herrliche Klettereien verspricht. Hier erheben sich vier Gipfel über 5800 Meter, von denen erst einer von Polen bezwungen worden ist. Da die Lage einiger Seitenkämme noch nicht genau bekannt ist, ergäben sich sogar noch geographische Probleme.

Rückreise

Nach unseren bergsteigerischen Unternehmungen gönnten wir uns einige Tage der Erholung. Wir besuchten während dieser Zeit einige Sehenswürdigkeiten Afghanistans, so den einzigen überdachten Bazar des Landes in Taschkurgan, die Ali-Moschee in Mazar-i-Sharif, den Geburtsort Zarathustras — Balch, Bamyan, mit seinen Riesensiddhas, und das größte Naturwunder, die verschiedenfarbigen Seen von Band-i-Amir.

Aus beruflichen Gründen mußte ich Mitte Sptember wieder in Osterreich sein. Ich benutzte daher das Flugzeug zur Heimreise. Die Kameraden fuhren mit den Autos heimwärts. Die Rückfahrt verlief aber leider nicht mehr so glatt. Ein Wagen hatte in Kabul einen Unfall und traf erst Ende September in Osterreich ein, während das andere Fahrzeug unterwegs mehrfach repariert werden mußte und daher ebenfalls mit Verspätung in die Heimat zurückkehrte.

Tiere und Pflanzen auf Siebentausendern

AMBROS AICHHORN

Die Hindukusch-Expedition 1969 des Österreichischen Gebirgsvereines unter der Leitung von Wolfgang Axt hatte sich auch biologische Forschungen zur Aufgabe gestellt. Obwohl zeitlich immer im Gedränge, konnten wir auf der An- und Rückreise und im Berggebiet Insekten, vor allem Spinnen, Tausendfüßler, Weberknechte und Felsenspringer, sammeln. Sie werden von Mitarbeitern des Instituts für Zoologie der Universität Innsbruck bearbeitet. Am Rande sei vermerkt, daß die Weberknechte aus der Familie der Phalangiiidae, die in unsere Basislagerzelte drangen, vermutlich eine neue Art darstellen. Im Qaz-i-Deh-Tal, unserem Berggebiet, sammelten wir die Blütenpflanzen von 4300 Meter bis ca. 5000 Meter. Sie werden von Univ.-Prof. Dr. K. H. Rechinger, Naturhistorisches Museum Wien, bearbeitet. Flechten sammelten wir noch auf dem Süd- und Westgrat des Asp-e-Safed, ja sogar noch auf der Felsbarriere des Noshaqwestgrates in ca. 6930 Meter. Unsere Bodenproben von den hohen Gipfeln werden im Institut für Systematische Botanik und Geobotanik der Universität Innsbruck (Vorstand: Prof. Dr. H. Pitschmann) nach Algen untersucht und dann im Institut für Zoologie auf ihren Tiergehalt (Mikrofauna) geprüft. Dasselbe wird mit den Kryokonitproben aus dem Gletschereis im Institut für Zoologie geschehen.

Mein Hauptinteresse galt den Vögeln, insbesondere den Schneefinken und Braunellen. Um den Theresae-Schneefinken (*Montifringilla theresae*) zu beobachten, war ich mit H. Müller und O. Kollreider vom 22. bis 24. Juli in der so schwer mit einem VW-Bus erreichbaren Hochsteppe Dasht-i-Navor, 60 Kilometer Luftlinie westlich von Ghazni. Im Qaz-i-Deh-Tal fand ich eine andere Gattung, den Brandti-Schneefinken (*Leucosticte brandti pamirensis*) (siehe Bild). Diesen traf ich regelmäßig am sogenannten Lagerplatz der Polen in etwa 4300 Meter Höhe. An den Rasttagen stieg ich immer wieder ab zu diesem meinem Hauptbeobachtungsgelände. Auf diesem spärlich bewachsenen Fleck inmitten einer grauenvollen Geröll- und Felswüste konnte ich sonst nur ein einziges Mal einen Hausrotschwanz, einen Steinschmätzer, der wohl auf dem Durchzug war, eine Braunelle, die unserer Alpenbraunelle sehr ähnlich sieht (die exakte Bestimmung ist noch nicht vorhanden), mit einem flüggen Jungvogel und durchziehende Kleinvögel feststellen. Die Ergebnisse der Schneefinkenbeobachtung werden gleichzeitig im 58. Band der Berichte des Naturwissenschaftlich-Medizinischen Vereins in Innsbruck erscheinen.

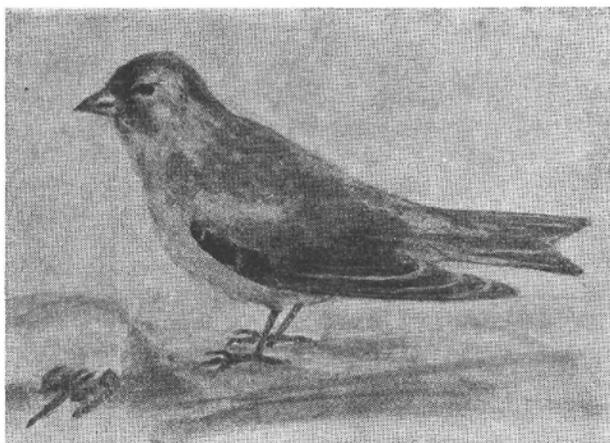
Höhenstufen im Qaz-i-Deh-Tal

Was die Lage und die Bewohner, bzw. den spärlichen Almbetrieb, im Qaz-i-Deh-Tal betrifft, darf ich auf die ausgezeichnete Beschreibung von Gerald Gruber (1964) hinweisen. Was die Höhenmessung angeht, widersprechen sich fast alle Angaben der letzten Jahre. Bei der Berechnung haben wir uns auf die angegebene Höhe von Qaz-i-Deh, von den Gipfeln am Polengletscher, vom Asp-e-Safed und vom Noshaq gehalten — nach den Skizzen der Polen, die auch nicht übereinstimmen. Für das Qaz-i-Deh-Tal ergab meine Messung höhere Werte als die von G. Gruber (1964), aber auch nur Wahrscheinlichkeitswerte.

Im Talgrund, vor allem am Bach und an den kleinen Wässern, die von den kahlen Hängen stürzen, wachsen einige Weiden und verschiedene Sträucher. So auch an jener Stelle, wo der wilde Mandarabach in den Qaz-i-Deh-Fluß mündet (3250 m). An diesem

paradiesisch grünen Fleck trafen wir am 25. und 26. August ein buntes Vogelleben an: Meisen, Laubsänger, Stelzen! Ein Wiedehopf ist da. Ein Hausrotschwanz singt. Wir gingen talaus, die Zugvögel flogen talein — nach Süden, über die hohen Berge hinweg.

Auf einem flachen Talbodenstück in 3350 Meter Höhe ist ein lichter Bestand von Baumwacholder (*Juniperus semiglobosa*). Über vier Meter hoch sind teilweise die Bäume. Im Strauch einer Heckenkirsche mit roten Beeren verließen eben die letzten zwei Rotstirngirlitze (*Serinus pusillus*) das Nest. Am Tag des Aufstiegs waren vier Eier da,



Brandti-Schneefink (*Leucosticte brandti pamirensis*), die einzige Kleinvogelart, von der noch mehrere (ein bis zwei Dutzend) Exemplare in der Steinwüste des oberen Qaz-i-Deh-Tales leben.
Darstellung: Expeditionskoch Ossi Kollreider (Akademischer Maler).

und das brütende Weibchen mit seiner goldroten Stirn hatte keine Scheu und ließ mich mit dem Finger den Nestrand berühren. — Ob die Höhe von 3350 Metern auch die höchstmögliche Waldgrenze des Tales darstellt, ist schwer zu sagen.

Auf 3650 Meter steigt der schmale Pfad steil empor über den 60 Meter hohen Wall der Endmoräne des Qaz-i-Deh-Gletschers. Obgleich auch der Moränenboden hinter diesem Wall verhältnismäßig gut bewachsen ist, stellt dieser Wall eine scharfe Grenze dar. Vor ihm ist trotz Beweidung ein für afghanische Verhältnisse äußerst dichter Pflanzenwuchs. Viele Pflanzen, die talaufwärts in der Moränenlandschaft fehlen, wachsen hier üppig. Auch die Heckenkirsche (*Lonicera cf. asperifolia*) ist noch da, allerdings als Zwergstrauch, z. T. nur mehr 20 Zentimeter hoch. Leider steht hier kein *Juniperus*-Krummholz. Trotzdem würde ich diese Stufe (rund 3650 m) als Krummholzgrenze annehmen.

Die klimatische Schneegrenze ist an sich schwierig zu bestimmen, hier ganz besonders wegen der örtlichen Formverhältnisse. Die Hänge sind extrem steil, oft fast senkrecht. Unterhalb der steilen Rinnen häuft sich der Lawinenschnee. Im flachen Talboden strömt der Gletscher. Es ist schon schwierig, die höchstmögliche aktuelle Schneegrenze anzugeben, bei der etwa 50 Prozent der Fläche bis zum nächsten Winter schneebedeckt bleiben. Noch Ende August sind die steilen Rinnen jener Bergkette, die vom Khorpusht-e-Yakhi (5698 m) ansteigend zum Asp-e-Safed (6500 m) führt, von oben bis ganz zum Gletscher hinunter (rund 5000 m) mit Schnee erfüllt. Diese Rinnen sind NO-exponiert und liegen im Schatten der Noshaq- und Istor-o-Nal-Gruppe im Osten. Am Westgrat des Noshaq reichen auf W-gerichteten Felsen große Schneeflecke noch Mitte August auf rund 5350 Meter herunter, in W-Exposition liegen solche noch auf rund 5250 Meter. Das ist auch die Firnlinie an der steilen NNW-gerichteten Gletscherflanke des Westgrates, die Grenze zwischen Nähr- und Zehrfeld, unterhalb der Ende August fast der ganze Schnee ab-

schmilzt und das blanke Eis zum Vorschein kommt. Für den Qaz-i-Deh-Gletscher selbst würde ich nach meiner Beobachtung 1969 die Firmlinie auf rund 5350 Meter angeben. Diese Höhe, rund 5350 Meter, würde ich schätzungsweise als mittlere klimatische Schneegrenze ansehen, die an S-gerichteten Hängen aufsteigt und bei Nordexposition abfällt — je einige 100 Meter.

Die Königshühner

An meinem Schneefinkenbeobachtungsplatz auf 4300 Meter fand ich in großer Zahl Kotballen älteren und jüngeren Datums von Hühnervögeln. Die enorme Größe dieser Kotballen und die grau marmorierten Federn, die an den gleichen Stellen, vor allem in den Nischen großer Steinblöcke, lagen, weisen auf Königshühner hin. Die kleineren Kotballen an den selben Standorten dürften von heranwachsenden Junghühnern stammen.

Am 12. August stehe ich um acht Uhr an der Seitenmoräne des Qaz-i-Deh-Gletschers in 4350 Meter Höhe und höre von oben, von den brüchigen Felsen des Gumbaz-e-Safed her, schwache Rufe, die man vielleicht mit „bug-bug“ umschreiben könnte. So schnell wie möglich kämpfe ich mich aufwärts, obwohl ich im rollenden Felschutt mit jedem Schritt fast gleichweit wieder zurückgleite. Etwa 200 Meter über mir fliegen zwei Königshühner niedrig über dem Boden sehr schnell ein langes Stück quer zum felsigen Hang. Die weißen, weit gefächerten Schwingen leuchten hell auf im Gegenlicht. Es ist hier oben eben die Sonne aufgegangen. Während des Abfliegens und im raschen Gleitflug ist eine sehr laute und lange Pfiffreihe zu hören, etwa wie „quik-quik-qui-qui-qui-qui“. Diese Pfiffe, die wohl der Warnung dienen, zunächst etwas gedehnt und in kurzen Abständen, folgen in steigendem Tempo aufeinander. Ich würde den Klang dieses Accelerando nicht schrill, sondern angenehm bezeichnen (vergleiche Niethammer 1968). Mehrmals höre ich, schon vorher und jetzt wieder, den eindringlichen, mehrteiligen Balzpfiff. Auch am 6. August vernahm ich siebenmal dieses äußerst melodische Pfeifen von denselben Felsen her und fast zur gleichen Zeit, nachdem eben die Sonne aufgegangen war. Auf Grund der weißen Schwingen müßten diese Königshühner der Art *Tetraogallus himalayensis* angehören. Von hier nach Osten und Norden ist zugleich auch das Verbreitungsgebiet von *T. tibetanus* mit den dunklen Flügeln!

In den brüchigen Felsen oberhalb der Schutthalde bekam ich die scheuen Hühner nicht mehr zu Gesicht, wohl aber fand ich Kot- und Fressspuren. Rötliche Blüten, noch mehr aber die Blätter des Säuerlings (*Oxyria digyna*), der da und dort seine dicken Wurzeln in die Felsspalten gebohrt hat, sind ganz oder teilweise abgeschnitten. Von einem Leimkraut (*Silene* sp.) sind mehrmals die bauchigen Blütenknospen abgerissen worden. An den hochwüchsigen Carexpolstern (*Carex* cf. *nivalis*) fehlten einige Blattspitzen. Der scharfe Schnitt, mit dem die Blätter abgetrennt wurden, sowie die langen Kotwürstchen deuten auf die Königshühner. Die Blättchen einer dickstengeligen Rosenwurz — eng verwandt mit der Rosenwurz unserer Alpen (*Rhodiola*) —, wie auch die Blättchen eines kriechenden Gletschermannsschildes (*Androsace villosa*) wurden in keinem Fall angerührt. Unten auf der Moräne auf 4300 Meter waren mehrfach die Spitzen von Gräsern (*Oryzopsis* sp.) abgepickt.

Am 12. August 1968 beobachtete Breckle (briefliche Mitteilung) im Gebiet des Kleinen Wakhan nordöstlich von Qala-i-Panja, daß „Königshühner von der kräftigen, hellblau blühenden *Delphinium brunonianum*, die bis 5050 Meter in den Blockhalden anzutreffen war, abgefressen hatten. Daneben fanden sich große, jedoch breite, tiefgrüne Kotschoten. Die Fluchtdistanz betrug rd. 300 Meter (morgens 9 Uhr beim Aufstieg zum Sabazkatsch, 5421 m). Die Flügel (der Vögel) erschienen im Gegenlicht dunkel, helle Flügelunterseiten können deshalb trotzdem nicht ausgeschlossen werden. Der Flug war ein rascher Gleitflug der plump, aber kräftig wirkenden Vögel an den senkrechten Felstürmen entlang“.

Obwohl ich an fünf Tagen, davon dreimal fast ganztägig, in diesem Gelände war, konnte ich nie nachmittags, aber auch nicht abends, irgend einen Königshuhnruf hören und konnte während meiner Schneefinkenbeobachtungen auch nie ein Huhn am Boden sehen. Zwar ist es so groß wie das Auerhuhn, zu Fuß aber weit schneller. Durch seine Färbung und Form fügt es sich unauffindbar in das Grau der Steinhalden. Wenige Ornithologen, die in Afghanistan waren, hatten das Glück, diese Könige der asiatischen Hochgebirge in freier Wildbahn zu sehen. Darum ist von ihrer Lebensweise in ihren unwirtlichen Revieren so wenig bekannt.

Nach Mitte August waren im Berggebiet die wenigen Pflanzen in schönster Blüte. Die Brandti-Schneefinken fraßen bereits die ersten Samen. Die aufkommende Bewölkung und die öfteren Schneefälle zeigten uns, daß es Herbst geworden war. Ein kurzer Frühling und ein kurzer Herbst, der Sommer fehlt da oben. Jeden Morgen waren die kleinen Wasser mehr oder weniger eisbedeckt. Bald wird der Wind den Schnee über alle Hänge treiben und alle Mulden füllen. Blätter und Triebe gibt es dann nur mehr auf den vom Wind abgeblasenen Buckeln. Dort werden die „Könige der Feldhühner“, wie Niethammer sie nennt, ihre Nahrung aus dem windgepreßten Schnee scharren oder durch die Eiskruste heraushacken — wie unsere Schneehühner, allerdings mit dem einen Unterschied, daß auf unseren Bergen im Gegensatz zu den asiatischen Bergwüsten der Tisch mit grünen Blättchen und Trieben reich gedeckt ist. Einen Platz winterlicher Atzung für Königshühner fand ich am 31. Juli — unser Lkw war damals im Fluß versunken — östlich von Zebak. Auf Schritt und Tritt lagen dort auf einem freien, dem Wind ausgesetzten Bergrücken in 3180 Meter die alten, ausgebleichten Kotballen des Königshuhnes, kaum dagegen auf den normalen Hängen oder gar in Mulden.

Die Kolkkraben

Am 12. August hörte ich an meinem Beobachtungsplatz (4300 m) die bekannte, tiefe Stimme des Kolkkraben (*Corvus corax*) von den Felsabstürzen des Gumbaz her. Als wir unsere schweren Rucksäcke über den Westgrat des Noshaq schleppten, sahen wir jeden Tag, oft mehrmals am selben Tag, zwei dieser mächtigen Raben mit dem klotzigen Schnabel und dem Keilschwanz. Noch öfter erfreute uns ihre sonore Stimme, die kraftvoll hineintönte in das totale Schweigen der Bergeinsamkeit. Immer wieder versuchten sie, auf den Hochlagern irgendwelche Lebensmittel zu ergattern, deren feste Verpackung sie geschickt zu öffnen verstanden. Nach und nach erschienen die zwei auch täglich am Basislager, wo sie am 23. August, wie Ossi feststellte, den Amerikanern eine riesige Stange Salami entwenden konnten. Wir sahen die beiden noch auf 6900 Meter am Noshaqwestgrat. Unsere Alpenkolkkraben kann man innerhalb kurzer Zeit im Talgrund und in Höhen von 2000 und 3000 Metern antreffen (Corti 1967). Wenn die Raben in den Siebentausendern so hoch aufsteigen, so kann der Umstand, daß es dort bei Bergsteigern etwas Gutes gibt, nicht der einzige Grund sein, denn der Bergsteiger sind es zu wenige und diese sind nicht regelmäßig hier. Möglicherweise ist der sonnige Noshaqwestgrat die obere Grenze ihres weiten Reviers. Als mein Bruder Toni und ich unterwegs waren zum Shingeik Zom II und III, in dieser windigen und schattigen Eiswelt, wo der Schnee selten auffirnt, vermißten wir auch die Stimme der Raben. Wir fanden dort keine einzige Spur von einem Lebewesen.

Die Alpendohlen

Besonders am Abend und Morgen erfreuten uns am Basislager fast täglich die hellen „skri“-Rufe von zwei Alpendohlen (*Pyrrhocorax graculus digitatus*). Am Morgen des 5. August war auch ein flügger Jungvogel hoch oben in den Felsen über dem Basislager (4700 m), der unter lautem Rufen und mit kräftigem Flügelschlagen das Futter ent-

gegennahm. Abends, 7 Uhr, waren wieder drei Stück in der Nähe des Lagers. Am 6. August sahen Wolfgang und Toni eine Dohle auf dem Khorpusht-e-Yakhi (5698 m). Am 8. August, 16 Uhr, setzte sich eine Dohle mehrmals in der Nordwand des Asp-e-Safed unter dem Eisbruch in den Schnee (5750 m), wohl nur um zu rasten. Am 17. August hörte ich mehrmals Rufe am Noshaqwestgrat, noch auf 6400 Meter. Nie konnte ich beobachten, daß diese Dohlen unsere Hochlager und Rastplätze nach Nahrung abgesucht hätten, was mich sehr verwunderte.

Kurze Mitteilungen

Die rotschnäbelige *Alpenkrähe* (*Pyrrhocorax pyrrhocorax docilis*) habe ich im Gletscherbereich nie gesehen, wohl aber tiefer bei Qaz-i-Deh, wo sich am Vormittag des 26. August 25 Stück auf einer bewässerten Wiese, bzw. auf zimmerhohen Felsblöcken, aufhielten.

Auf den Felsköpfen am Südgrat des Asp-e-Safed fand ich in etwa 6215 Meter Höhe zwei *Gewölle* eines Greifvogels. Sie enthielten Federn und Knochen von Kleinvögeln und den Huf eines jungen Schalentieres. Am gleichen Tag, am 10. August, fand ich am Qaz-i-Deh-Gletscher auf 5680 Meter eine *Rupfung* von einem taubengroßen Vogel — grauschwarze Schwingen und dunkle Steuerfedern, die eine bläulich-weiße, zentimeterbreite Spitze haben, und nicht weit entfernt davon eine gewaltsam abgerissene Handschwinge eines Brandti-Schneefinken.

Den Bartgeier (*Gypaëtus barbatus*) sahen wir im Berggebiet nicht, wohl aber südlich von Kundus am 26. Juli. Fünf Tage später sah ich einen auf über 4000 Meter in den Bergen nordöstlich von Zebak. Am 2. September segelte einer über die Felspitzen am Hajigakpaß. Im Flug wirkt er mit seinem langen Schwanz fast wie ein riesiger Falke. Er ist viel wendiger im Flug als andere Geier.

Ein *Segler* (*Apus apus*) wurde von Wolfgang am Gipfel des Khorpusht-e-Yakhi (5698 m) beobachtet (6. August). Auf rund 3900 Meter Höhe sah ich nordöstlich von Zebak gegen 15 Uhr, wie mehrere Segler einzeln, zu zweit oder dritt in brausendem Sturzflug von einem Fünftausender rasend schnell den Berg hinuntersausten.

Erst nach Mitte August kamen öfters verschiedene Kleinvögel ins obere Gletschertal, erschienen auch am Basislager (4600 m). Bei den Stelzen, die durch ihre lauten Rufe dauernd auffallen, war es leicht festzustellen, daß ihr Herbstzug auch im hohen Hindu-kusch nach dem Süden geht.

Für materielle Unterstützung danke ich herzlich meinen Lehrern, Herrn Prof. Dr. H. Janetschek (Institut für Zoologie, Innsbruck), Herrn Prof. Dr. W. Heißel, Alpine Forschungsstelle Obergurgl) und der Leitung des Österreichischen Alpenvereins.

Für die Bestimmung der Pflanzen, soweit dies schon möglich war, sei den Herren Dr. S. W. Breckle und Dr. H. Freytag (Botanisches Department in Kabul des Deutschen Partnerschaftsteams) herzlich gedankt.

Schrifttum:

- Corti, U. A. (1967): *Alpenvögel*, 1. Teil, Seite 117; Verlag Bischofsberger, Chur.
 Gruber G. (1964): Zum Noshaq (7492 m) im Wakhan. — *Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins*, Bd. 69, Seite 191.
 Niethammer G. (1968): Königshühner. — *Vogelkosmos*, Heft 3, März 1968, Seite 86—90.

Geologische Beobachtungen im Noshaq- und Qaz-i-Deh-Gebiet

HERBERT MÜLLER

Als Geologiestudent wäre meine Aufgabe gewesen, möglichst viel geologisches Beobachtungsmaterial aus dem Expeditionsgebiet beizubringen. Aber schon meine Versuche, informative Literatur zu erhalten, waren sowohl in Europa wie in Afghanistan erfolglos. Am Geologischen Institut der Universität Kabul sagte man mir, es gäbe nach dortigem Wissen noch keine geologischen Berichte.

Da sich aber weiters unsere Expedition selbstverständlich vor allem bergsteigerische Ziele gesetzt hatte, da durch die Schwierigkeiten auf der Anreise die Zeit dafür auf drei Wochen zusammenschumpfte und weil ich mich außerdem aus „Personalmangel“ selbst — zu meiner Freude — voll am bergsteigerischen Programm beteiligen mußte, blieb für die Geologie wenig Zeit über, vor allem nur die wenigen Rasttage. So kommt es, daß meine Ausbeute wohl spärlich ist. Trotzdem glaube ich die folgenden Mitteilungen für gerechtfertigt, weil wir uns offenbar noch auf einem „weißen Fleck“ unserer Erde bewegten.

Da der größte Teil des Qaz-i-Deh-Tales und das ganze Noshaqgebiet Grenzgebiete sind und da ein rund zehn Kilometer breiter Streifen entlang der Staatsgrenze auf allen genaueren Karten von Afghanistan, die als Unterlage in Frage kämen, aus militärischen Gründen weißgelassen ist, lag auch keine für geologische Arbeiten brauchbare topographische Karte vor.

Das war also meine Anfangssituation, und ich konnte als Behelf für meine Beobachtungen nur zwei aufmerksame Augen und einen Geologenhammer mitbringen.

Das Qaz-i-Deh-Tal erstreckt sich von der Mündung des Mandarasbaches in den Amu Darya über 30 bis 35 Kilometer bis hinauf zum Nährgebiet des Qaz-i-Deh-Gletschers, bzw. bis zu einem Joch, das den Asp-e-Safed-Hauptgipfel mit dem Noshaqgebiet verbindet und das direkt an der pakistanisch-afghanischen Grenze liegt.

Das Tal ist teilweise ein enges V-Tal, auf weite Strecken hin ist es allerdings vom Gletscher zu einem geräumigen Trogtal ausgehobelt worden, dessen Talgrund tief verschüttet von Bergsturzmassen, Moränen und mächtigen Ablagerungen der starken Schmelzwasserflüsse aus dem Mandaras- und Noshaqgebiet ist.

Das Gebiet ist durchwegs von Kristallingesteinen aufgebaut, wobei bei den Massengesteinen alle Arten vom fast weißen, sauren Granit bis zu schwarzgrünen bis dunkelbraungrünen basischen Tiefen- und Ganggesteinen auftreten. Zwischen diesen granitischen und anderen Gesteinen sind im Schutt überall schwarze, teilweise auch etwas verkieselte Tonschiefer zu finden, die vom Noshaqgebiet stammen. Die hellen Granite am Eingang des Qaz-i-Deh-Tales zeigen auffallend große Feldspäte, die bis zu zehn Zentimeter lange Zwillingskristalle bilden. Manche Granite zeigten schöne Turmalinsonnen oder einzelne Turmalinkristalle (Schörl) bis zu zehn Zentimeter Länge und 1,5 Zentimeter Durchmesser. Außerdem beobachtete ich am Eingang des Tales ein Gestein mit hühnereiergroßen Einsprenglingen aus Feldspat und Quarz und hellem Glimmer.

Zirka zwei Kilometer vor der Einmündung des Mandarasbaches ins Qaz-i-Deh-Tal wird die Anwitterungsfarbe der an beiden Seiten des Tales anstehenden Kristallingesteine dunkler, rostig bis dunkelbraun mit fast schwarzglänzenden Flecken. Diese dunkel anwitternden Gesteine reichen auf der östlichen Talseite bis zum Gumbaz-e-Safed. Auf der westlichen Talseite kommt plötzlich aus dem letzten (westlichen) Seitental unmittelbar nördlich des Khorpusht-e-Yakhi auf dem dort herausfließenden Gletscher Material eines

fast weißen Granites, trotz seiner Dunkelglimmerführung. Quarz und Feldspäte (beide milchigweiß) sind freiläufig nur schwer zu unterscheiden. In diesem hellen Granit treten ovale bis runde dunklere Einschlüsse („basische Putzen“) auf (\varnothing bis 30 cm).

Bei ca. 4300 Meter über dem Meere fließen der vom Süden kommende und nur schwarzen feineren Tonschieferschutt führende Qaz-i-Deh-Gletscher und der Gletscher aus dem westlichen Seitental mit grobem Blockwerk von weißem Granit (bis zu vier Meter Durchmesser) zusammen.

Noshaqgebiet: Das mächtige Massiv des Noshaq besteht auf seiner Westseite nur aus stark verschiefertem, stellenweise mylonitischem schwarzem Tonschiefer mit feinen Glimmerschuppen auf den s-Flächen und reichlich Pyritführung. Vom Hauptgipfel aus war festzustellen, daß der östliche Teil des Noshaq aus lichtrotem Granit besteht. Der Kontakt verläuft genau über dem Hauptgipfel. Dies ist besonders vom gegenüberliegenden Asp-e-Safed aus, ebenfalls aus schwarzem Tonschiefer bestehend, gut zu beobachten. Auf einem Geschiebe, nahe dem Noshaq, waren zahlreiche Kupfervererzungen als dünne Malachitanflüge festzustellen. Fossilspuren konnte ich trotz sorgfältigster Suche nicht die geringsten finden.

Die Grenze des Tonschiefers gegen den Gumbaz-e-Safed und zu den Kristallingesteinen, vom Asp-e-Safed aus gegen NW in Richtung Khorpusht-e-Yakhi, konnte nicht fixiert werden. Sicher ist jedoch, daß der Khopusht-e-Yakhi und wahrscheinlich auch der im SE anschließende Gipfel (Rasch-e-Daros?) aus hellerem granitischem Gestein bestehen.

Aus den eingangs geschilderten Gründen kann ich leider nur diese wenigen Beobachtungen, meist so nebenbei auf den Bergfahrten gesammelt, beisteuern.

Kein Monsun am Nanga Parbat

Eine Studie über die wetterbestimmenden Luftmassen im Nordwesthimalaja

GERHARD WAGNER

Die Wetterstörungen zwischen Mai und August wurden von den Nanga-Parbat-Expeditionen bisher als Monsuneinfluß gedeutet. Nach neueren Erkenntnissen der Klimatologie muß dieser Auffassung aus mehreren Gründen widersprochen werden:

1. Der Monsun ist eine seichte SW-Strömung aus dem Indischen Ozean, die nicht über den Unterlauf des Indus nach Norden vordringt. Die Monsunströmung, die aus SO, vom Bengalischen Meerbusen, einbricht, endet an den westlichen Himalajavorbergen.

2. Die Schlechtwettereinbrüche werden in der mittleren Troposphäre durch eine nordwestliche Höhenströmung atlantischer Luftmassen herangeführt.

3. Die Schlechtwettereinbrüche fallen zeitlich nicht mit den Monsunwellen zusammen.

4. Diese Zusammenhänge werden durch die bisherigen Wetterbeobachtungen am Berg bestätigt.

I. Die Lage des Berges

Der Nanga Parbat liegt auf 35 Grad Nord in der subtropischen Klimazone. Hochasien bildet hier ein eigenes Hochgebirgsklimagebiet (Abb. 1). Der Berg ragt aus der subtropischen Wüstensteppe des Industales in nur 25 Kilometer Entfernung mit 8125 Meter in ein Eigenklima, den zentralasiatischen Hochgebirgstypus der großen Trockenzone, auf. C. Troll schreibt dem Nanga Parbat eine Sonderstellung zu. Er liegt im trockensten Gebirgstheil, da er nach Süden durch die Himalajahauptketten abgeschirmt wird. Die Nähe des Indischen (Monsun-) Klimagebietes wird durch die Lage im nördlichen Hauptzug des Gebirges und wegen der mächtigen Erhebung nicht wirksam. Mit seiner Aufragung in die freie Atmosphäre wird der Berg jedoch für Höhenströmungen — und das sind hier vorwiegend NW-Winde — besonders empfänglich.

B. P. Alissow stellt heraus: „Das Klimagebiet des Hochgebirges ist nicht gleichartig. Man muß es unbedingt in mindestens zwei Teile einteilen, in einen westlichen und einen östlichen Teil. Im westlichen Teil unterliegen die Prozesse in der mittleren Troposphäre dem Einfluß des Atlantik, im Osten dem des Stillen und Indischen Ozeans.“

II. Der Landschaftsaspekt

Der Einfluß der seichten Monsunströmung zeichnet sich deutlich im Stauwirkungsbereich am Südrand des Osthimalajas ab. Dort ist ein geschlossener Waldgürtel vorhanden. Aus Nepal beschreibt ihn T. Hagen wie folgt: Tropischer Fallaubwald, darüber tropischer, immergrüner Höhenwald, darüber tropischer, feuchter, immergrüner Gebirgswald, gemäßigter, feuchter Eichen-Koniferen-Mischwald, darüber gemäßigter, feuchter Rhododendron-Koniferenwald, darüber regenfeuchter subalpiner Wald (Abb. 2a).

Auch aus der Vegetationskarte U. Schweinfurts wird ersichtlich, wie sich die Monsunniederschläge deutlich in der Vegetation widerspiegeln, so daß es durchaus berechtigt

erscheint, den Monsuneinfluß auch mit Hilfe des Vegetationsbildes abzugrenzen. So finden wir eine Zunge montanen Laubwaldes als Anzeiger ausreichender Niederschläge am Südrand des Gebirges bis zum Sadletsch (31 Grad N) hinziehen. Der feuchte Wald höherer Gebirgslagen breitet sich von Osten her bis zum Dhaulagiri (29 Grad N) aus. *Hagen* beschreibt das Vorkommen von Rhododendron, Farnen und Bambus als Charakteristikum für die schmale Zone, die der Monsun kräftig durchfeuchtet. Da die Haupt-

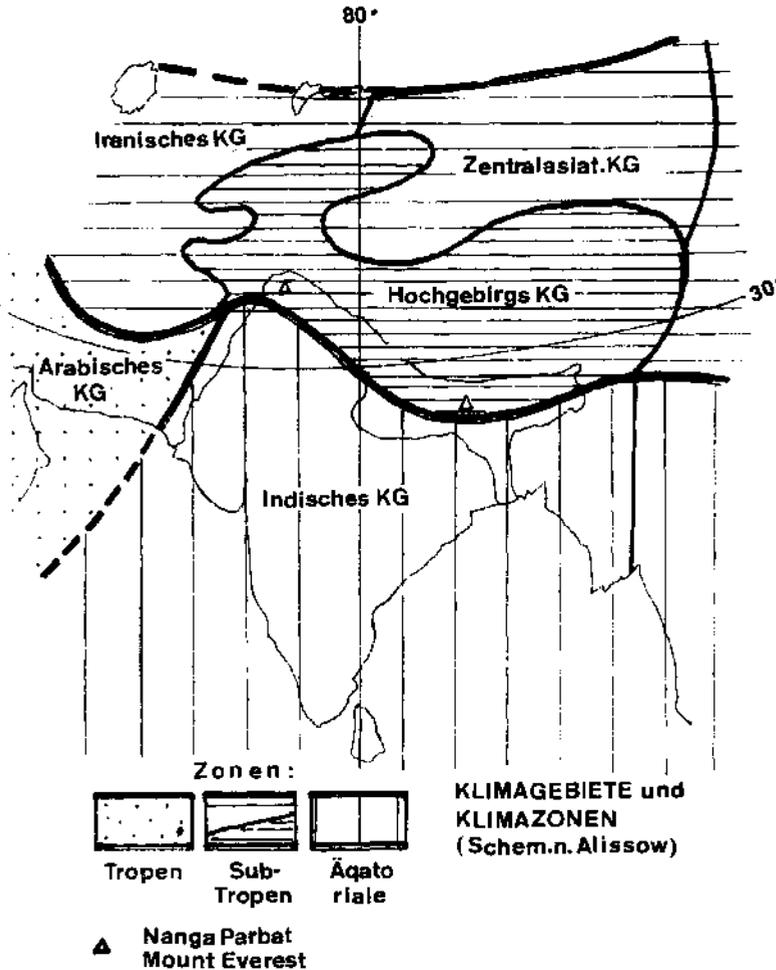


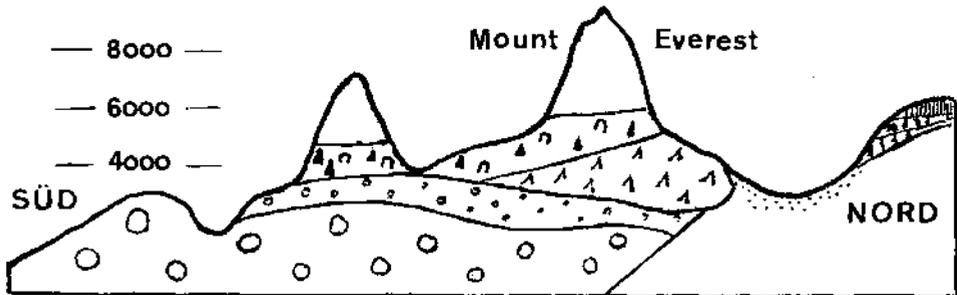
Abb. 1

niederschläge aus dem Bengalischen Meerbusen herangeführt werden, nehmen sie nach Westen hin ab. Und da es sich um eine seichte Strömung handelt („wahrscheinlich erfaßt der Monsun nicht sehr große Höhen“), geht die Vegetation im Inneren Himalaja abrupt in den Steppen- und Wüstencharakter über (Abb. 3). *Hagen* stellt dazu fest: „Im eigentlichen Hochgebirge ist die Niederschlagsmenge überraschend gering. So wurden z. B. von April bis November am Khumbugletscher des Mount Everest bloß 39 Zentimeter gemessen; und dies dürfte ungefähr dem Jahrestotal entsprechen.“

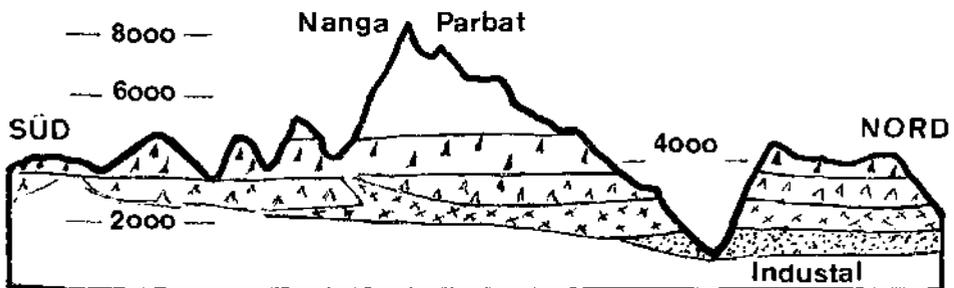
Im äußersten Westhimalaja läßt der Landschafts- und Vegetationsaspekt der Indus-tal-Wüstensteppe um den Nanga Parbat keinen Gedanken auf Monsunniederschläge

aufkommen. Dort finden wir sterile Terrassen mit Flugsanddünen, Blockfelder mit Kernsprüngen und Wüstenlack und eine kümmerliche Artemisia-Wüstensteppenflora, die fast bis auf 3000 Meter an den schmalen, lichten Koniferenwaldgürtel hinaufreicht. Wermutsträucher, Federgräser, Tamariske, Wacholder, trockener Nadelwald sind hier

Abb. 2a



○	Tropische Wälder	▲▲	subalpiner Wald alpine Matten
●●	Koniferen-Mischwald gemässigt feucht	●●●●	wüstenhafte Täler
▲▲	gemässigter Gebirgswald		aride Gebirgswüste



●●	subtropische Wüstensteppe	▲▲	temper. Koniferenwald
××	Steppenwald	▲▲	subalpiner Wald alpine Matten

SCHEMATISCHES VEGETATIONSPROFIL
im Osthimalaya (oben)
im Westhimalaya (unten)

Abb. 2b

Anzeiger extremer Trockenheit und lassen keinen Rückschluß auf periodischen Monsuneinfluß zu (Abb. 2b).

Die Vorketten des Westhimalaja, Siwalik und Pir Pandjal, weisen noch ein grünes Hartlaubwaldkleid auf. In Nordkaschmir fehlt bereits jegliches Anzeichen eines ge-

schlossenen Waldgürtels. Die Stationswerte belegen diese Tatsache mit stärkeren Werten am Gebirgsrand und rascher Abnahme nach Norden zu. Die angeführte Karte *U. Schweinfurts* läßt erkennen, daß gerade das Indusknie um das Nanga-Parbat-Massiv im gesamten Himalaja der einzige Bereich ist, in dem Wüstensteppe und Gebirgsnadelwald unmittelbar vertikal aneinanderrücken. Der Landschaftsaspekt zeigt keinerlei Monsuneinfluß (Abb. 3).

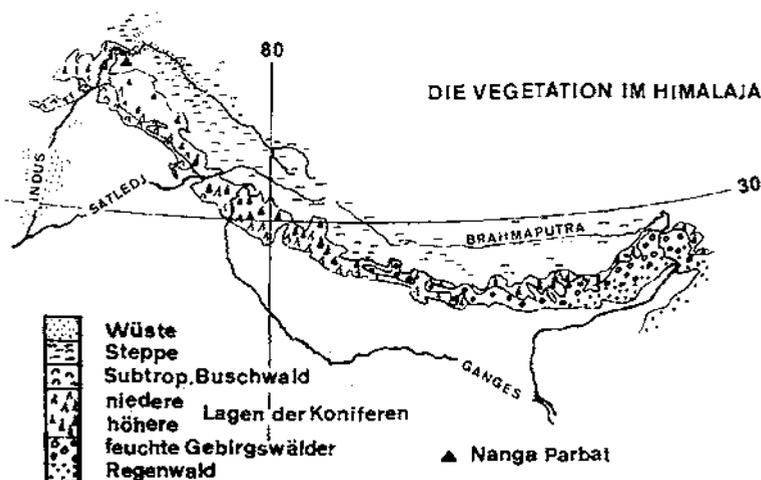


Abb. 3

III. Niederschlagswerte (Abb. 4)

Unsere Karte der Niederschläge in der Monsunzeit (Juni—September) läßt für unser Betrachtungsgebiet erkennen:

1. Der SW-Monsun vom Arabischen Meer dringt nicht über das Industal nach Norden vor.

2. Das Umschwenken des Monsuns über dem Bengalgolf nach Nordwesten führt am Himalajasüdrand zu hohen Niederschlagswerten. Die Monsunniederschläge werden nach Westen hin geringer. Sie überschreiten die Hauptkette nicht.

3. Der Nanga Parbat erfährt keine stärkeren Niederschläge während der Monsunzeit.

Die mittleren Monatswerte zur Verfügung stehender Stationsdaten bestätigen diese Zusammenhänge und zeigen in ihrer Verteilung den Monsuneinfluß von Juni bis September südlich des Gebirges (Rawalpindi, Murree) (Abb. 5). Srinagar und Gurais, 130 und 70 Kilometer südlich des Nanga Parbat gelegen, lassen diesen Einfluß vermischen. Ihr Maximum wird im März erreicht. In der Indusfurche leiden Leh, Skardu und Gilgit unter ganzjähriger extremer Trockenheit. Der Monsun erreicht nur den Südrand des Gebirges. Der Himalaja ist eine Monsunschranke.

IV. Wetterbeobachtungen am Berg

Die vorhandenen Stationen können nichts über die Wettererscheinungen am Berg aussagen. Es liegen zahlreiche Einzelbeobachtungen vor. Bei einer kritischen Durchsicht der Expeditionsberichte stößt man immer wieder auf die Feststellung, daß Schlechtwettereinbrüche aus Westen heranzogen. Dazu einige Beispiele:

1934, *F. Bechtold*: „Das Schneewetter kam ausgesprochen von Westen, wie bei allen Wetterumschlägen von April bis August.“ Dazu wird noch vermerkt, daß während der Wetterkatastrophe vom 5. bis 15. Juni im 80 Kilometer entfernten Gilgit schönsten Wetter herrschte.

1937, *P. Bauer*: „Vom Westen heranziehende Schneefälle.“ (10. Juni.)

1938: Am 20. Juni melden indische Radiostationen den Monsuneinbruch. — Am Nanga Parbat herrscht eine Schönwetterwoche.

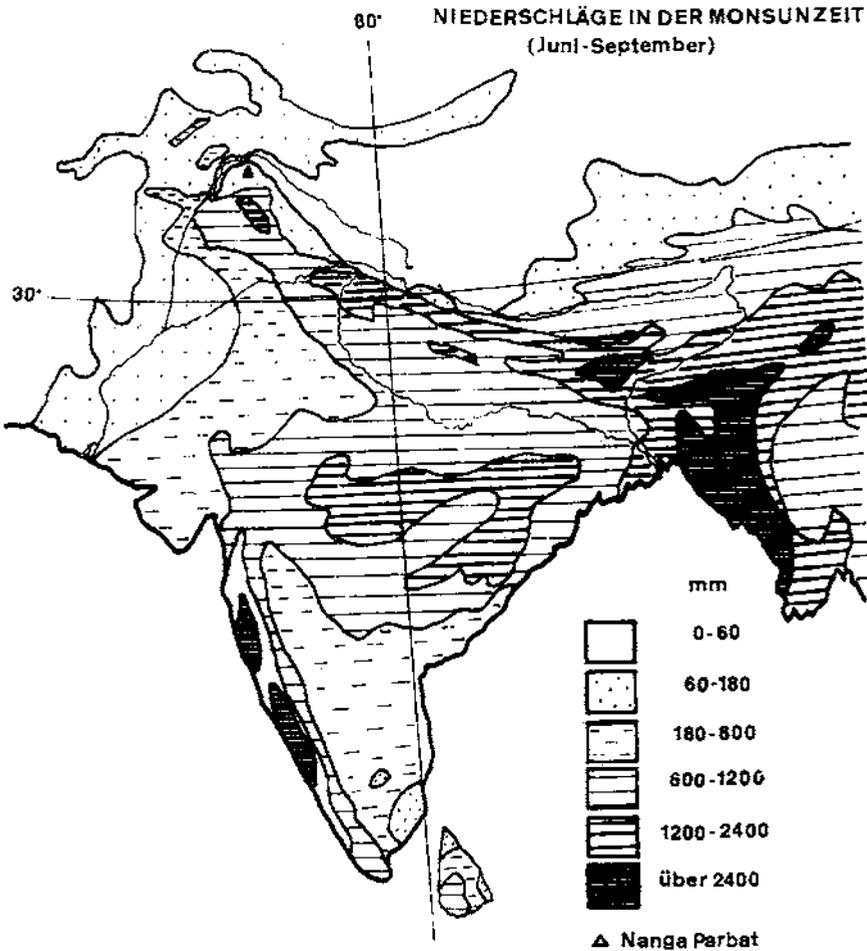


Abb. 4

1953: Radio Rawalpindi warnt am 28. Juni vor dem Monsuneinbruch. Das veranlaßt die Expeditionsleitung, für die Spitzengruppe den Rückzug anzuordnen. Es folgen aber zwölf Tage beständigsten Wetters, das *H. Bubl* günstige Bedingungen für seine Erstbesteigung bot.

1961: Radio Rawalpindi meldet am 20. Juni den Monsun. Die meteorologischen Beobachtungen am Berg lassen für die nächsten Tage eine eindeutig aus Nordwest heranziehende Kaltluftströmung erkennen. Der Expeditionsleiter funkt eine Warnung zum Lager II, „daß es in Delhi regnet und somit in wenigen Tagen mit dem Monsuneinbruch zu rechnen sei.“



Alam Koohe (spr. Kuh), 4850 m, Nordwand. Phot. Marcus Schmuck, Salzburg

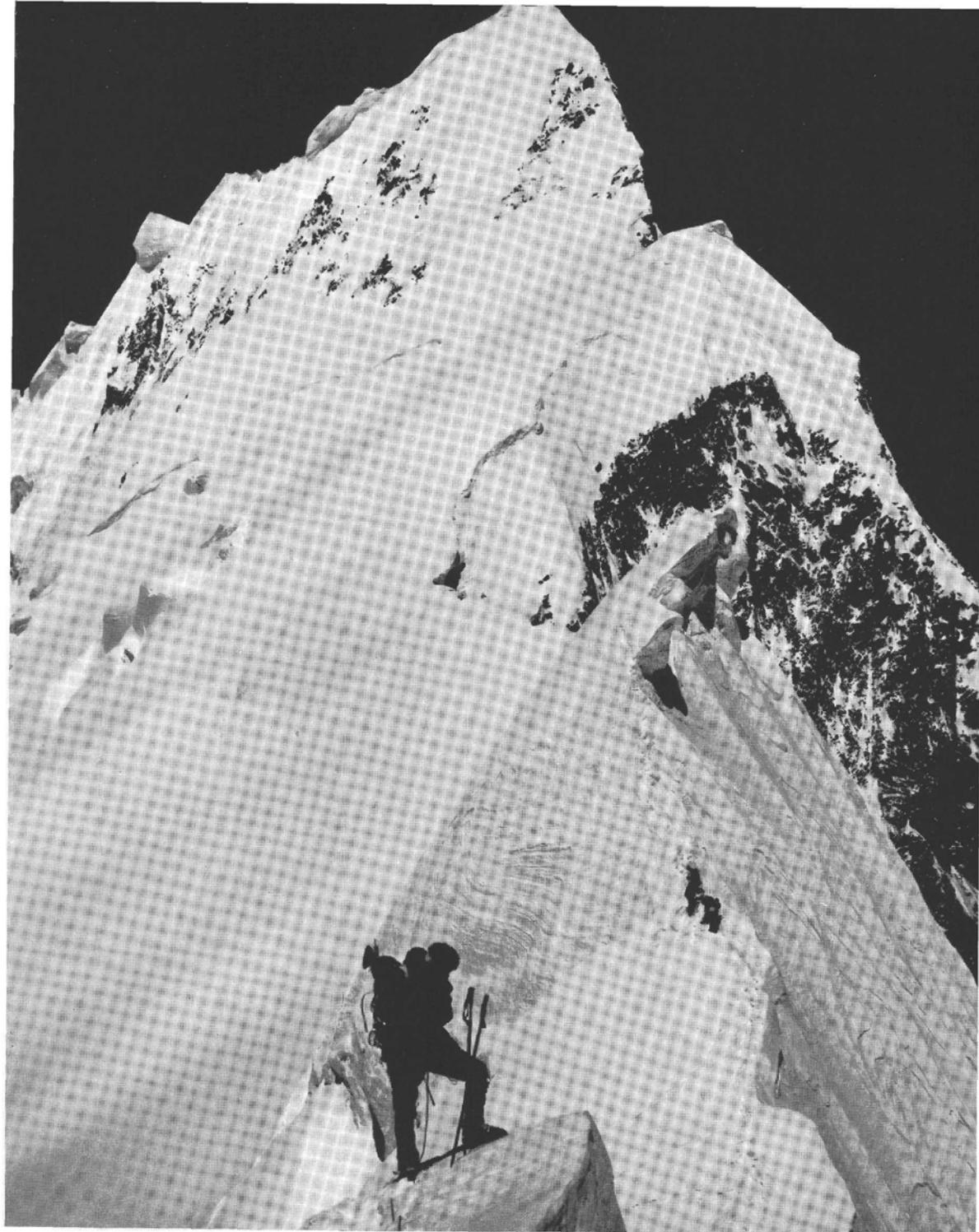
Tafel XVII

Damavand, neue Biwakschachtel (4250 m). Anstieg über die steilen Firnflanken im Frühjahr gleicht einer Westalpentour. Phot. Marcus Schmuck, Salzburg





Karçkal; Gletscher unter den „Drei Brüdern“ (um 2750 bis 2950 m)
Phot. Helmut Gall, Kufstein



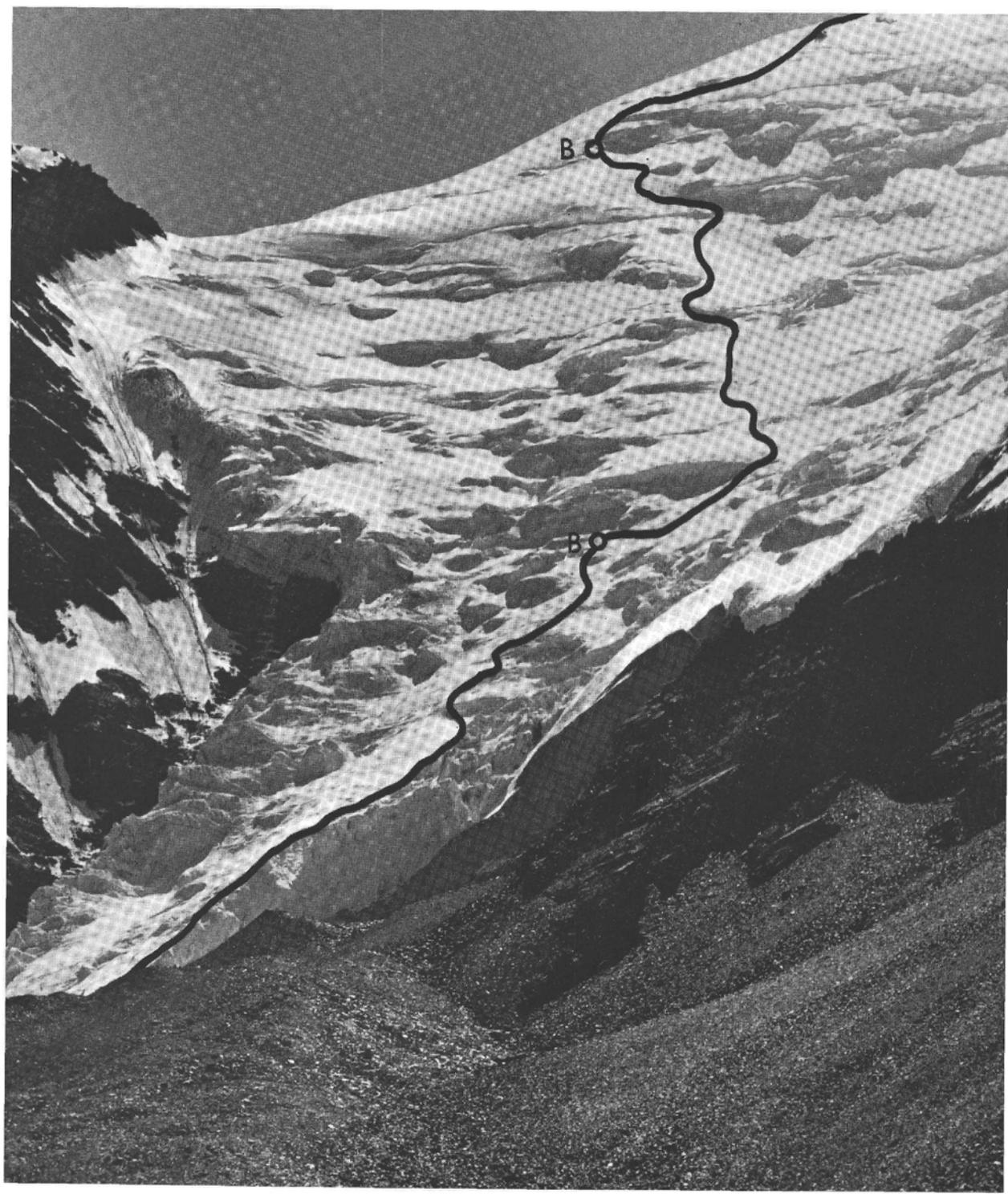
Roc Noir (7516 m) aus etwa 1,5 km Entfernung mit dem ausgesetzten Verbindungsgrat zum Glacier Dôme.
Lager VI stand unmittelbar am Fuß des steilen Gipfelhanges.
Phot. Erich Reismüller



Die Annapurna I (8091 m) vom Gipfel des Roc Noir. Zum Greifen nahe lagen die noch unbetretenen Nebengipfel vor uns. 3 km beträgt die Entfernung zum Ostgipfel (8023 m). Der Sturm nahm uns die Chance, die Ersten zu sein.
Phot. Uwe Kerner



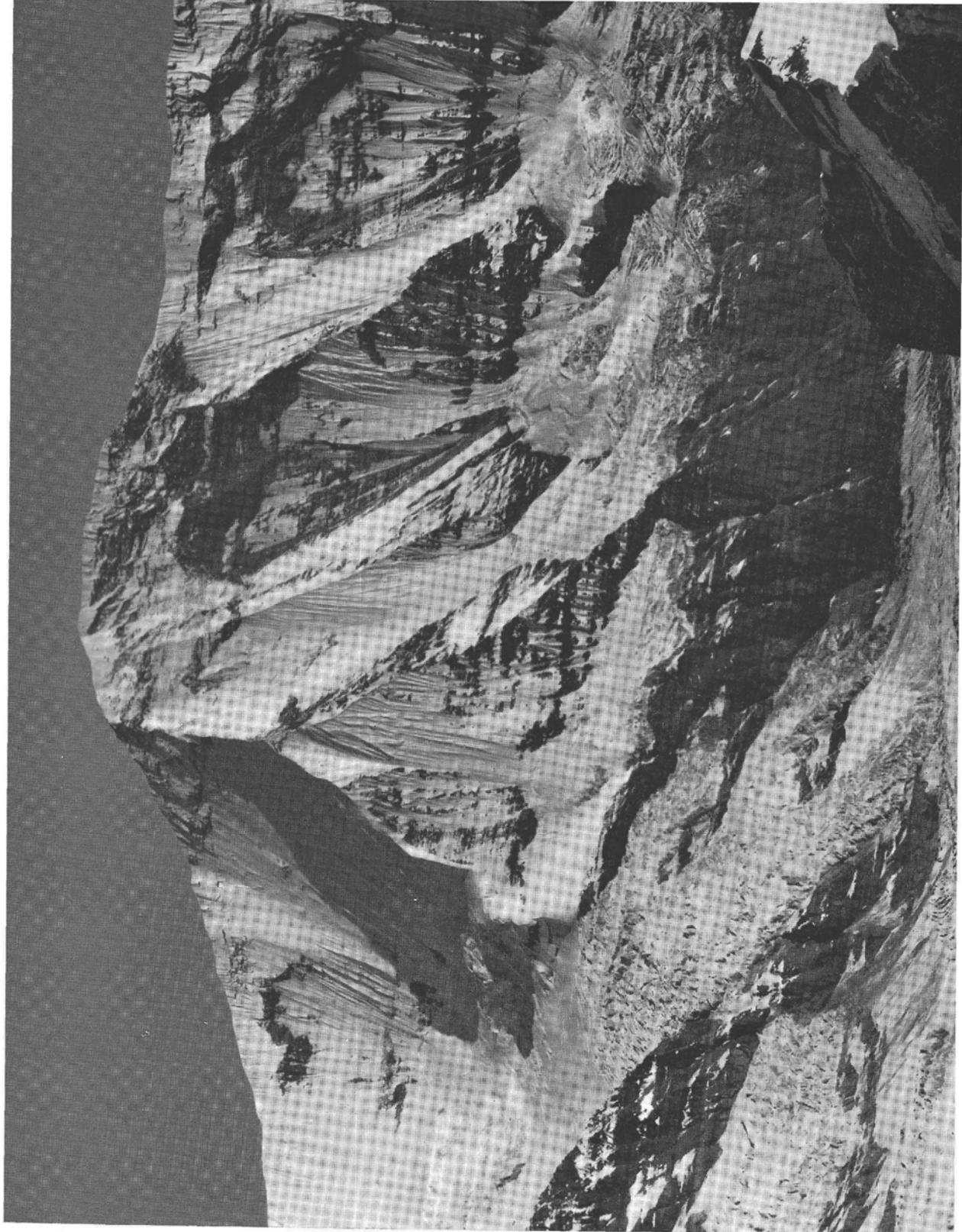
Blick aus etwa 6900 m Höhe am Noshaq zum Gumbaz-e-Safed (6800 m). In Bildmitte die kühne Firnschneide
des noch unbezwungenen Südgrates
Phot. Ambros Aichhorn, Salzburg



Die 2000 m hohe Nordwestwand (im Bild stark verflacht) des Gumbaz-e-Safed (6800 m) mit Route und Biwakplätzen.
Phot. Wolfgang Axt, St. Johann i. P.



Blick vom Hochlager II (ca. 6600 m) am Noshaq-Westsporn auf den höchsten Berg des Hindukusch, den 7706 m hohen Tirič-Mir. Vorne rechts der Asp-e-Safed (6450 m), Teleaufnahme. Phot. Wolfgang Axt, St. Johann i. P.



Dhaulagiri IV vom Barrieregipfel
Phot. Richard Hoyer †, Wien

Tafel XXIV



Abb. 5

J. Lehne in 6600 Metern indessen: „Es ist schwül, und ganz fern im Westen hängt eine Wolkenwand.“ — „Die im Westen stehende Wolkenwand ist inzwischen herangekommen, aber wir sind bereits über ihr“ (7000 m). — „Doch es dauert nicht lange, da steht eine Wolkenwand turmhoch über uns, und es beginnt zu schneien und zu stürmen.“ Und am 21. Juni: „Kaum ist das Trio einige Seillängen tiefer, wird es von strahlender Sonne umgeben.“

1962: *K. M. Herrligkoffer* am 20. Juni: „Noch scheint die Sonne, aber draußen über dem Diamirtal liegt bereits eine dichte Wolkenmauer auf der Lauer und schiebt sich langsam aber stetig immer näher an den Berg heran.“ (Aus Westen!)

Auch systematische meteorologische Beobachtungen am Berg ordneten jahrelang ihre Fakten in die Modellvorstellung einer Monsuneinwirkung ein. 1937 kommen *K. Wien* Zweifel, ob die Schlechtwetterphasen am Berg vom Monsun verursacht werden. Die Stationslage der Expeditionen, die über den Rakhiotgletscher an der Ostflanke des Berges aufstiegen, bot keine freie Beobachtungsmöglichkeit nach Westen. So wurden die Bodenwindmessungen stark durch gletscherabwehende Winde beeinträchtigt. Zur Bestimmung der Richtung der wettergestaltenden Luftmassen durften diese Daten nicht verwendet werden. Südwind am Rakhiotgletscher ist ein lokaler Gletscherwind. Die gleiche Erscheinung bot sich am Diamirgletscher auf der Westflanke des Berges, wo eine starke Ostkomponente auftrat. Die freie Sicht nach Westen ließ aber von dieser Station den Anteil von 21 Prozent Westwinden den aus dieser Richtung heranziehenden Störungen ausschließlich zuordnen.

Vorherrschende Windrichtungen im Juni:

Rakhitogletscher 1953	Diamirgletscher 1961
Ostflanke	Westflanke
Hauptlager 3900 Meter	Hauptlager 4100 Meter
SW: 57 Prozent	E (Ost): 44 Prozent
Lager I, 4500 Meter	W: 21 Prozent
S: 48 Prozent	

Die Messungen der Expedition 1962 zeigen deutlich, daß mit Höhen-Westwindlagen rasche Temperaturerniedrigung und hohe Luftfeuchtigkeit einsetzen. 1961 konnten Charakter und Herkunft der Störungen im Juni am Berg eingehend beobachtet werden. Wolkenfelder, die aus W, vom Hindukusch, heranzogen, zeigten eine scharfe Untergrenze der Cumulonimbusdecke um 5000 Meter. Innerhalb weniger Stunden stieg die Luftfeuchtigkeit von 25 auf 82 Prozent. Boden- und Höhenwind drehten lebhaft auf W. Die Temperatur sank zum Gefrierpunkt ab. Regen und Schneetreiben setzten ein. Es sind die Merkmale eines Kaltluftteinbruchs, und diese Einbrüche sind weder periodisch noch von längerer Dauer. Sie setzen sich außerdem nur in Höhen über 3000 Meter durch. Damit wird der Unterschied zur Monsunströmung abgegrenzt: Sie erreicht nur den Himalajarand, kommt aus Südosten, ist feuchtwarm, von geringer Mächtigkeit und alljährlicher Periodizität.

Wesentlich scheint bei den Kälteeinbrüchen am Nanga Parbat auch der vertikal unterschiedliche Verlauf des Wettergeschehens: Während im Industal klarer Himmel blaut und extrem heiße und trockene Luft liegt, regnet es in 3500 Metern aus Nebel, wüten eisige Schneestürme um 6000 Meter, und über 7000 Meter strahlt wiederum klarer Himmel.

So berichtet *H. Schneider*, in der von *Bechtold* zitierten Situation 1934, daß über dem wetterbestimmenden Wolkenpaket am Silbersattel, 7451 Meter, klarer Himmel gelacht habe. *Lehnes* Bemerkungen zum Wetter 1961 treffen den gleichen Sachverhalt. *H. Flohn* hat die 1953 gewonnenen Daten ausgewertet und interpretiert: „Die Schlechtwetterperioden am Nanga Parbat sind aber, wie gerade die Wolkenzugsbeobachtungen

dieser Expedition im Zusammenhang mit Höhenwindmessungen zeigen, Folgen von außertropischen Kaltluftvorstößen und den mit diesen gekoppelten Höhenträgen der Westdrift.“

Die Durchsicht der Wetterbeobachtungen von sieben Expeditionen zeigt, daß die Schlechtwetterperioden unregelmäßig verteilt sind. Ein Zusammenhang mit dem Einsetzen und der Dauer des Monsuns (Juni—September) ist nicht zu erkennen (Abb. 6).

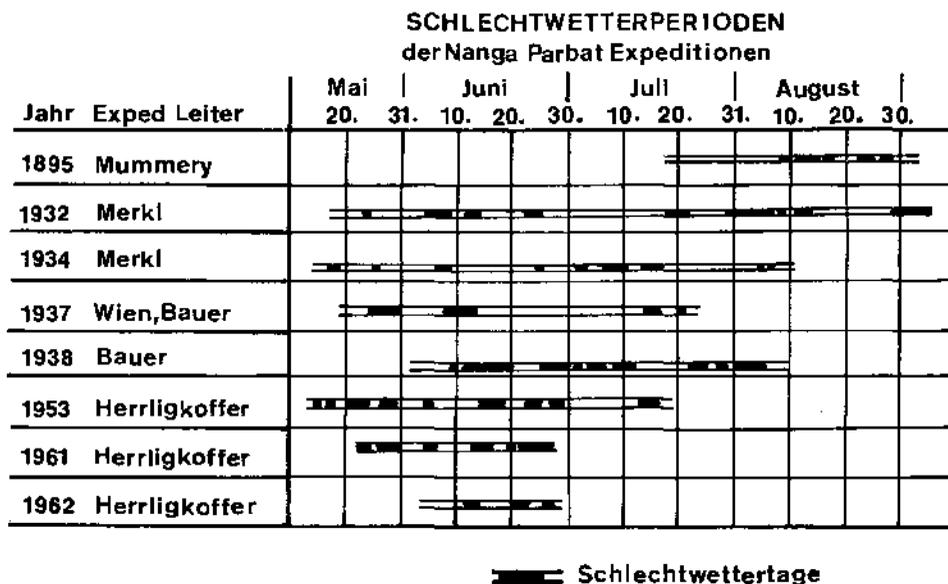


Abb. 6

V. Aerologische Forschungsergebnisse führen zu veränderten klimatologischen Auffassungen

Die moderne Aerologie ist in den letzten Jahrzehnten durch die Höhenwindforschung zu neuen Auffassungen über den Monsun und über die vorherrschenden Luftmassen in unserem Betrachtungsgebiet gelangt. So stellt *J. Wagner* fest, daß dadurch dem ostasiatischen Monsungebiet eine ganz andere Erklärung gegeben und das monsunale System in das allgemeine planetarische System einbezogen wurde.

J. Blüthgen hebt hervor: „Lange Zeit hindurch wurde die althergebrachte Auffassung vom Monsun durch die Luftdruckmessungen am Boden bestimmt. Inzwischen ist klargeworden, daß der Luftdruck in den einzelnen Höhenlagen der Atmosphäre völlig gegensätzlich sein kann.“ Man hat den „Stockwerksaufbau“ der Atmosphäre erkannt, der die Witterungsgegensätze bedingt. Großräumige Betrachtung sieht das Klima an der Erdoberfläche durch die Klimaverhältnisse der freien Atmosphäre bestimmt. Und gerade Nordwestindien (Pakistan) bezeichnet *Blüthgen* als „klassisches Beispiel“ für die mittelbare Bedeutung des Klimas der freien Atmosphäre. „Der sommerliche SW-Monsun bringt zwar auch hier feuchte Meeresluft heran, jedoch vermag die Luft trotz starker Erhitzung über dem Punjab nicht aufzusteigen und zu kondensieren, da sie in der Höhe von einer trockenen, sperrenden Höhenströmung aus NW überlagert wird.“ Der in „Pulsationen“ vordringende Monsun erreicht Nordindien Ende Juni und brandet an den Vorbergen des Himalaja auf. Im Nordwesten wird er zwischen trockenem Boden und sperrender stabiler Festlandsluft in der Höhe eingeklemt.

Die Auffassung vom Monsun hat sich zum Teil auch deshalb gewandelt, weil die früheren Kärtchen der mittleren Luftdruckverteilung über Asien die Dynamik des täglichen Wetterablaufs nicht erkennen ließen. Synoptische Wetterkarten und Stationsnetz haben mit den „stillschweigenden früheren Verallgemeinerungen“ der statistischen Mittelwerte aufgeräumt.

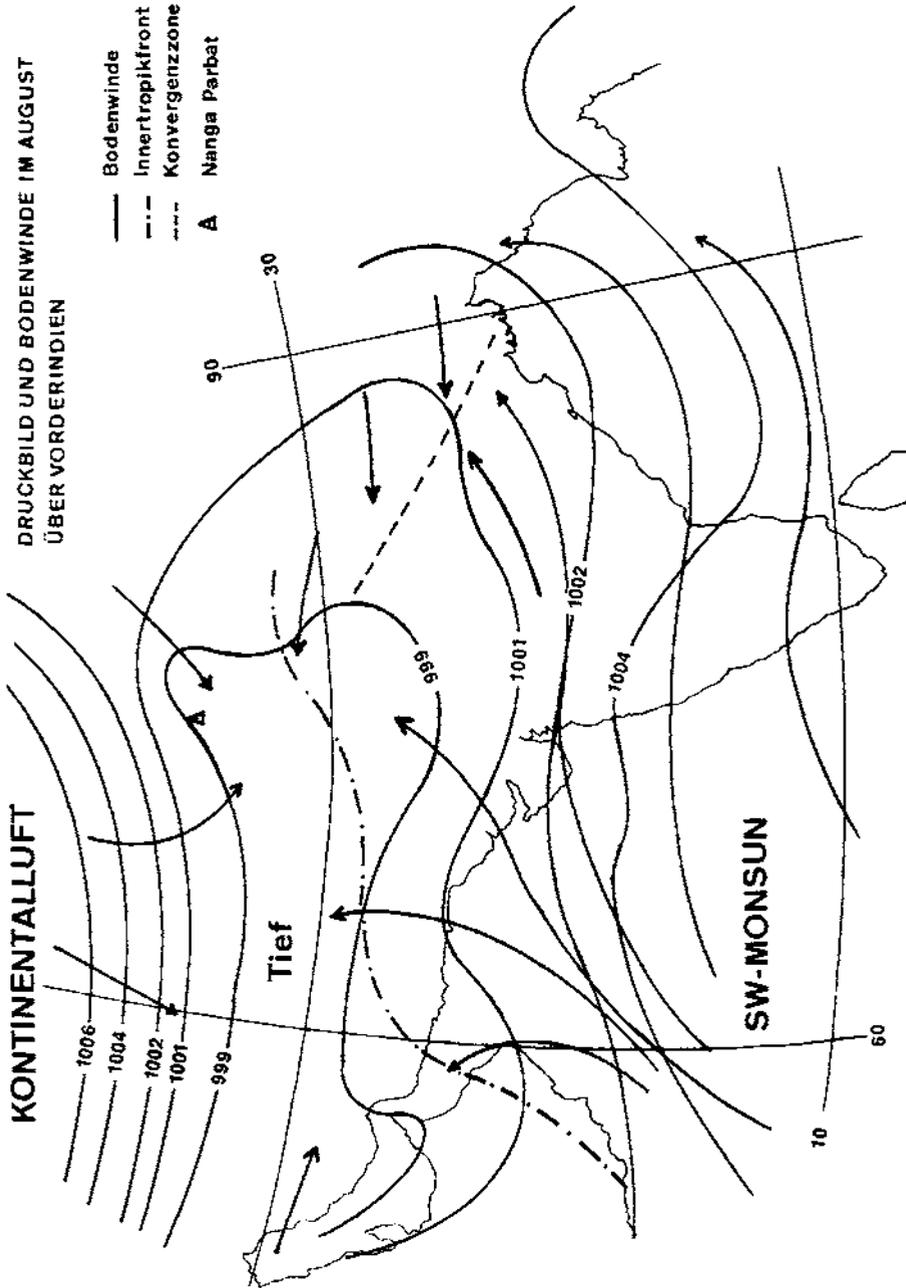


Abb. 7. Druckbild und Bodenwinde über Vorderindien im August (nach Sawyer)

J. Wagner weist darauf hin, daß der früher so stark betonte Gegensatz verschieden starker Erwärmung von Festland und Meer nur noch sekundäre Bedeutung hat. Hochasien erfährt im Sommer eine starke Erwärmung, die den gleichen Niveaus ringsum abgeht. (Über Tibet liegt die Null-Grad-Isotherme in 5900 Metern, am Äquator in nur 4700 Meter Höhe.) Die daraus entstandenen thermisch bedingten Dichteunterschiede werden durch Turbulenz an der planetarischen Frontalzone ausgeglichen. Die erst vor einigen Jahren erschlüsselte Zone der innertropischen Westwinde und die innertropische Konvergenz werden etwa bis zum 30. nördlichen Breitengrad abgelenkt. „Die Indischen Monsunregen sind infolge der Verschiebung der innertropischen Konvergenz nichts anderes als Zenitalregen.“ Die Verschiebung der innertropischen Konvergenz mit den eingelagerten Monsunwinden nach Norden wird durch eine Tiefdrucktendenz über Iran—Afghanistan bewirkt (Abb. 7). Diese seichte, kaum über 1000 Meter mächtige Luftmasse stößt an der Innertropikfront auf Kontinentalluft, die aus Norden und Westen zuströmt. In Höhen über 3000 Meter bildet diese frische, absinkende Kontinentalluft über Nordwestindien eine Sperrzunge, die den SW-Monsun sich nicht entfalten läßt (Abb. 8).

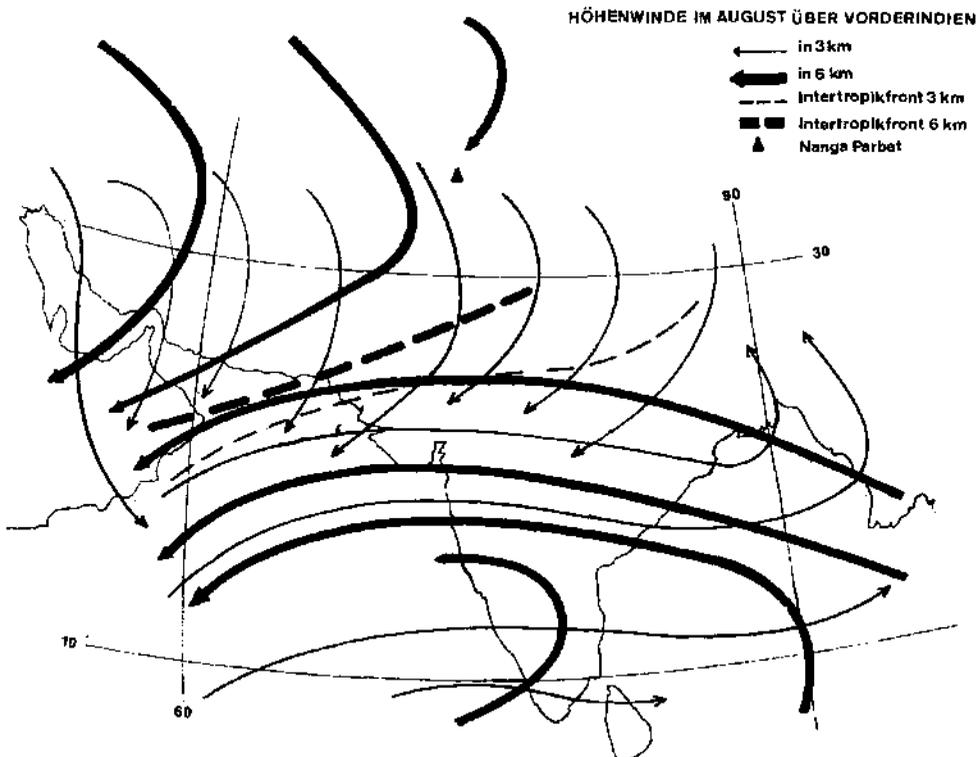


Abb. 8. Höhenwinde über Vorderindien im August (nach Sawyer).

Die Kontinentalluft ist in der Westwinddrift enthalten, die zu allen Jahreszeiten Zyklonen an den Frontalzone nach Osten führt und Niederschläge bringt. Als „Schwungrad“ der Westwinddrift wurde ein mäandrierender Sturmgürtel in acht bis zwölf Kilometern Höhe ermittelt, der sogenannte Jet stream, der mit hohen Geschwindigkeiten die Zyklonen steuert und Luft der unteren polaren Stratosphäre in die tropische Hochtroposphäre wirbelt. Dieser Höhensturm wurde am Nanga Parbat — wie auch an anderen Himalajabergen — über 6000 Meter zu einem gefürchteten Widersacher der Bergsteiger.

Flohn hat 1953 diese Zusammenhänge speziell für den Nanga Parbat dargestellt: Die Schlechtwettereinbrüche sind „zyklonale Ausläufer durchziehender Höhenträge“, „polare Kaltlufttropfen“ am Südrand der außertropischen Westdrift. Der sommerliche Wetterablauf ist nicht vom indischen Sommermonsun her bestimmt, der selten über 30 Grad nördlicher Breite vordringt. Der Nanga Parbat liegt in der Westwindzone. Die häufigen Wetterveränderungen im Sommer sind für diese Lage typisch, dennoch bestehe kein Grund zu einer „Flucht vor dem Monsun“.

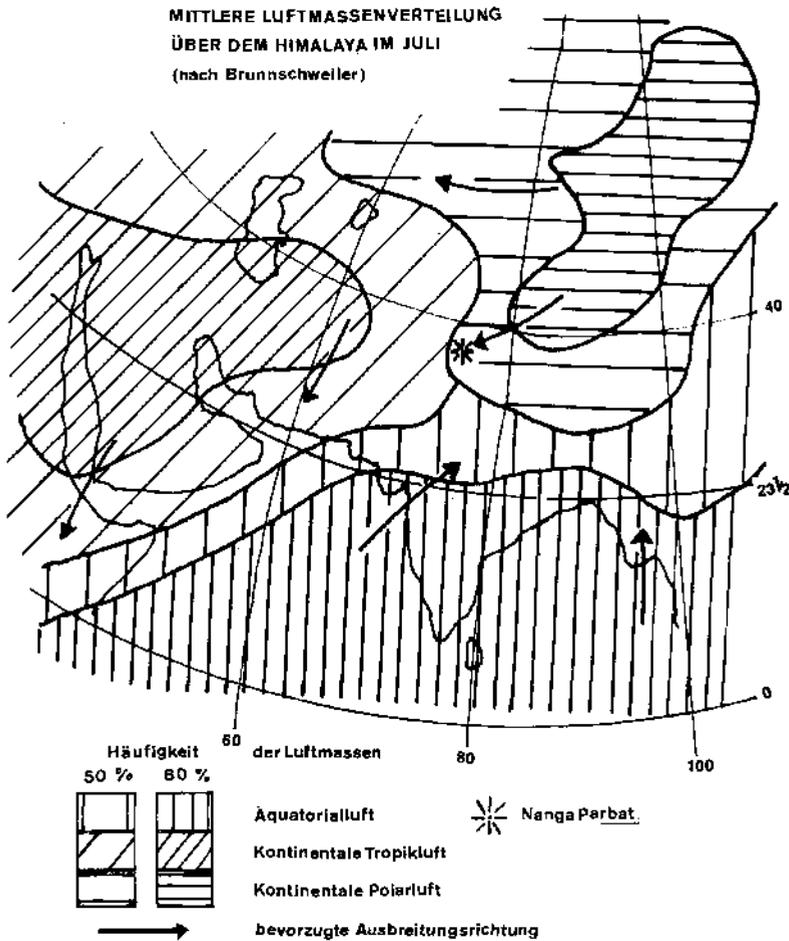


Abb. 9

Alissow vertritt eine ähnliche Auffassung: „Die Hauptströmung dieser Breiten ist eine westöstliche Luftübertragung, die im Westhimalaja atlantischen Einflüssen unterliegt. Die Sommerniederschläge übertreffen jene des Winters. Die Nordgrenze des äquatorialen Monsuns sind die südlichen Abhänge des Himalajas.“

Das Kärtchen der mittleren Luftmassenverteilung über dem Himalaja im Juli (Abb. 9) gibt eine Vorstellung davon, welche Luftmassen am Nanga Parbat häufig wirksam werden. Kontinentale Tropikluft beherrscht von Westen her die Talräume. Nach Osten und Norden hin dominiert kontinentale Polarluft, die besonders in der Hochregion wirksam wird.

Schließlich hat *Schick* in einer Untersuchung 1953 die Nordgrenze des Monsuns festgelegt: Von der Safed-Koh-Kette über Peschawar nach Südkaschmir. Rawalpindi liegt noch innerhalb, Srinagar bereits außerhalb des Monsunbereichs. Die Südketten des Himalaja bilden nach *Schick* die Klimascheide, der Kammereich des Gebirges gehört nicht mehr zum Monsungebiet.

VI. Zusammenfassung

Die Schlechtwettereinbrüche in der Hochregion des Nanga Parbat wurden von den bisherigen Expeditionen ausnahmslos als Monsuneinwirkungen angesehen. Die Auffassungen über den äquatorialen Südwestmonsun haben sich durch neuere Forschungsergebnisse, die auch durch die Beobachtungen am Berg bestätigt werden, gewandelt. Der Monsun ist eine seichte Strömung, die den Nordwesthimalaja nicht erreicht. Im Hochgebirgsgebiet ist die planetarische Westwinddrift die bestimmende Luftströmung, die mit hohen Windgeschwindigkeiten atlantische und polare Kaltluft heranzführt.

Quellenverzeichnis

- Alissow, B. P.*: Die Klimate der Erde. Berlin 1954.
Bauer, P.: Das Ringen um den Nanga Parbat. München 1955.
Blüthgen, J.: Allgemeine Klimatologie. Berlin 1966.
Brunnschweiler, D.: Karte der Luftmassenverteilung in Geographica Helvetica 1957.
Flohn H.: Zur Meteorologie am Nanga Parbat, in: Herrligkoffer K. M., Nanga Parbat, München 1954.
Flohn, H.: Studien zur allgemeinen Zirkulation der Atmosphäre. Bericht d. Dtsch. Wetterd. d. US-Zone Nr. 18, 1950.
Herrligkoffer, K. M.: Nanga Parbat. Darmstadt 1967.
Hagen, T.: Nepal. Bern 1960.
Schick, M.: Die geographische Verbreitung des Monsuns. Nova Acta Leopoldina, NF. 16, Halle 1953.
Schweinfurt, U.: Die horizontale und vertikale Verbreitung der Vegetation im Himalaya, Bonner Geogr. Abhdlg. 1957/20.
Wagner, G.: Diamirtal und Diamirgletscher, Mitt. d. Geogr. Ges. München, B. 47, 1962.
Wagner, J.: Asien, Harms Erdkunde B. VII, München 1964.
Troll, C.: Das Pflanzenkleid des Nanga Parbat. Veröffentl. d. D. Museums f. Länderkunde z. Leipzig, 1939, NF. 7.

Dhaulagiri IV, Berg des Schicksals

OSKAR KRAMMER

Als sich am 9. August 1969 vor unserer Sektionskanzlei ein kleiner Konvoi von drei mit AV-Abzeichen geschmückten Kleinbussen in Bewegung setzte, um die 10.000 Kilometer lange Landreise nach Nepal anzutreten, hatten wir alle, die Wegfahrenden und die Zurückgebliebenen, das Gefühl, eine wesentliche Etappe auf dem Weg zu unserem Berg zurückgelegt zu haben. Nach fast zweijähriger Vorbereitung waren Richard Hoyer, 26, H.-G.-Leiter der Sektion Edelweiß und unbestritten der Initiator und rastlose Motor dieses Unternehmens, sein Seilpartner Peter Nemec, 26, Leo Graf, 41, der Allroundbergsteiger, Peter Lavicka, 28, B.-G.-Leiter des ÖTK, Kurt Reha, der 21jährige Student von der Akademischen Sektion Wien, und der Geologe Wolfgang Müller-Jungbluth, 29, auf dem Weg zu den Bergen der Welt. Wir, Kurt Ring, 35, H.-G.-Leiter der Sektion St. Pölten, als stellvertretender Expeditionsleiter, und ich, Oskar Krammer, mit 49 Jahren der älteste, als Säckelwart und Lagerverwalter, sollten einen Monat später per Flugzeug nachkommen. Dr. Klaus Kubiena, der versierte Expeditionsarzt, konnte aus beruflichen Gründen erst in der zweiten Oktoberhälfte zu uns stoßen.

Am 11. September trafen wir uns in Kathmandu wieder. Die Strapazen der langen Autofahrt waren enorm gewesen. Aber auch 30 Reifenpannen und zahllose Motorreparaturen hatten die sechs Fahrer der überlasteten VW-Busse nicht zermürben können. Das Ringen mit der Bürokratie der Regierungsstellen in Kathmandu gab allen eine Woche lang Gelegenheit, sich etwas zu erholen und neue Kräfte zu sammeln. Leider war der Flug nach Pokhara wegen der zahlreichen Regenwolken nicht sehr aussichtsreich, denn die Regenzeit hielt noch immer an. Kurt Ring und Sirdar Ang Dawa waren vorausgeflogen, um die Träger anzuwerben. Von Pokhara brachen wir am 19. September mit 113 Trägern, zwei Naikis (Treiber), sechs Sherpas und neun Mann zum großen Abenteuer auf.

Über einen Sattel ging es zuerst ins Tal des Kali Ghandaki, dem wir zwei Tage lang folgten. Am fünften Tag langten wir in Beni ein. Wenn man von den zahlreichen, steglosen Bachüberquerungen absieht, war dieser Anmarsch keinesfalls sehr beschwerlich, und auch der Weiterweg entlang des Mayangdi Kola ging ohne Zwischenfälle vonstatten. Erst nach Muri, wo die Träger gewechselt wurden, wurde der Pfad beschwerlicher und die neuen Träger streikten bereits am ersten Tag, weil sie eine Rupie (öS 2.50) mehr bekommen wollten. Trotzdem ging es zügig weiter, und am Abend des 1. Oktober erreichten wir eine schöne Wiesenterrasse in ca. 3450 Meter Höhe, wo wir unser Hauptlager aufbauen wollten. Unser Begleitoffizier, Mr. Shresta, ein tatkräftiger Mann und guter Kamerad, entlohnte bei strömendem Regen die Träger, die sofort wieder ins Tal abstiegen.

Von unserem Ziel, dem Dhaulagiri IV, konnten wir auch später bei schönem Wetter keinen Zipfel sehen, da eine gewaltige Felsbarriere den Blick auf die Hauptkette und leider auch den Zugang zum Konabankessel verwehrte. Aus dem westlichen Nachbartal hatte Colonel J. M. Roberts, mit dem Richard seit einiger Zeit im Briefverkehr stand, den Dhaulagiri IV bereits zweimal berannt. Allerdings, wie es sich nachher herausstellte, den Dhaulagiri VI für den Dhaulagiri IV gehalten. Nun hatte er uns zu dem Zustieg durch das Konaban Kola geraten.

Schon in der letzten Stunde des Anmarsches mußten wir feststellen, daß der Abfluß des gewaltigen Gletscherbeckens am östlichen Ende der Barriere über eine fast 300 Meter hohe Stufe in einer gewaltigen Schlucht herabstürzt. Eine nähere Erkundung, die Kurt Ring mit Kurt Reha unternahm, bestätigte nur unsere Befürchtungen, daß unser Anstieg nicht über die projektierte Route durch die Schlucht führen konnte. Der einzige Ausweg war ein steiler Grat, der in kühnem Schwung vom Südosten her zum Barrieregipfel (Punkt 20.581 ft. = 6280 m) hinaufzog. Auch er sah für einen expeditivmäßigen Zugang nicht sehr einladend aus, doch Richard geht mit Leo Graf und dem Sirdar Ang Dawa am 5. Oktober los und errichtet am Grat in ca. 4800 Meter Höhe das erste Lager, das dann im Verlaufe der vielfachen Begehungen als Depot bezeichnet wurde. Am nächsten Tag dringen sie weiter vor und erreichen eine Höhe von ca. 5300 Meter. Sie gehen dann wieder bis zu einem waagrechten Gratabsatz zurück und stellen dort das endgültige Lager I auf.

In gestaffelten Etappen wird nun der schwierigste Teil des „langen Grates“ erschlossen. Schwere Kletterstellen und vor allem ein unheimlich ausgesetzter ca. 100 Meter langer Gratteil, der wegen seiner Schärfe als Messergrat bezeichnet wird, bieten unvorhergesehene Schwierigkeiten. Als Richard mit Kurt Ring und zwei Sherpas in 5800 Meter Höhe das Lager II errichtet, ist der Weg frei zum 6280 Meter hohen östlichen Eckpfeiler der Gurjagruppe, die überschritten werden muß, will man in den Konabankessel gelangen. Hier stehen Richard Hoyer und Peter Lavicka am 20. Oktober das erstemal unserem Berg Aug in Auge gegenüber. Doch was für eine Kluft trennt sie vom Ziel ihrer Träume? Zehn Kilometer Luftlinie sind es bis hin, und dazwischen vielleicht acht oder zehn Seitengletscher, die den großen Konabangletscher speisen und die alle traversiert werden müssen, um zum eigentlichen Angriffspunkt, dem von uns „Westcol“ genannten Sattel im Westgrat des Dhaulagiri IV, zu gelangen. Der Weiterweg über den etwa zwei Kilometer langen und nicht sehr steilen Wächtengrat scheint hingegen nicht zu schwierig zu sein.

Zwischen dem 23. und 26. Oktober erholt sich die gesamte Mannschaft im Basislager von den Strapazen der Gratpräparierung. Am 26. Oktober bricht die erste und am 27. und 28. Oktober brechen die weiteren Seilschaften zum letzten Angriff auf Lager II und III werden noch mit zusätzlichen Mengen an Verpflegung und Benzin versorgt. Vom Barrieregipfel bei Lager III zuerst absteigend und dann wieder aufsteigend, errichtet eine Vorhut auf halbem Weg zum Gipfelgrat das Lager IV. Die Hänge sind verhältnismäßig lawinensicher, Richard meldet sich jeden Tag dreimal per Funk, berichtet und dirigiert die weiteren Aktionen. Am 5. November muß Sherpa Phurba Kitar von Leo Graf zu Tal gebracht werden. Er spuckt Blut und ist sichtlich überfordert. Vorher waren auf die gleiche Art schon Sirdar Ang Dawa und ein weiterer Sherpa ausgefallen. Der letzte noch einsatzfähige Sherpa, Tenzing Nindra, tritt an die Stelle von Phurba Kitar, ein Tausch auf Leben und Tod, wie sich später herausstellt. Am 7. November sind alle sechs für den Gipfelgang bestimmten Kameraden im Lager IV vereint: Richard Hoyer, Kurt Ring, Peter Lavicka, Kurt Reha und Peter Nemeč sowie Sherpa Tenzing Nindra. Sie erreichen am 9. November den Gipfelgrat und errichten auf dem Westcol in ca. 6900 Metern das Lager V.

In einem langen Funkgespräch berichtet Richard ins Basislager, daß alles o. k. sei, der Grat zum Gipfel schaue gut aus und alle wären gesund und guten Mutes. Morgen, am 10. November, würden sie bei gutem Wetter ganz zeitig früh zum Gipfelgang aufbrechen. Wir, Leo Graf, der inzwischen eingetroffene Expeditionsarzt Dr. Klaus Kubiena und ich, wünschten der Mannschaft alles Gute für den nächsten Tag. . . In der Hoffnung, bereits am Mittag ins Lager V zurückzukommen, vereinbarte Richard für 13 Uhr und dann für jede volle Stunde einen Funkkontakt für die Siegesmeldung. Wenn das Wetter den Gipfelseinsatz nicht zulassen würde, sollten wir für alle Fälle auch den normalen morgendlichen Funkkontakt um 7.30 Uhr wahrnehmen.

Unsere Kameraden meldeten sich am nächsten Morgen nicht, und das Wetter war gut. Wir waren daher zuversichtlich, daß der Gipfel heute fallen würde. Aber das Funkgerät schwieg.

Anfangs beruhigten wir uns damit, daß wegen einer am Mittag des 10. November durchziehenden Störung alles etwas langsamer gegangen wäre. Oder war das Funkgerät ausgefallen? Nach weiteren zwei Tagen bangen Wartens brach am 13. November Leo Graf mit den drei angeschlagenen Sherpas zum Lager III auf. Dort befindet sich ein weiteres Funkgerät, und man sieht zum Gipfelgrat. Nur mit dem leistungsfähigsten der drei Sherpas konnte Graf die Begehung des schwierigen Gratstückes zwischen Lager I und Lager II riskieren. Die beiden schwächeren blieben auf Lager I zurück. Der Versuch mißlang, denn der Sherpa brach in der Hälfte des Grates zusammen. Am 16. November sind wieder alle im Basiccamp.

Wir beschließen, Dr. Kubiena in Eilmärschen nach Beni zu senden, um von dort per Funk einen Hubschrauber anzufordern. Am 21. November überfliegt Dr. Kubiena mit dem königlichen Hubschrauber das Unfallgebiet. Sie können zwar die Höhe des Lagers V nicht ganz erreichen, es ist aber auch unterhalb keine wie immer geartete Spur auszumachen, und der Hubschrauber kehrt nach einer Stunde fruchtlosen Suchens wieder um. Wir lösen das Basiccamp auf und gehen nach Pokhara zurück. Hier treffen wir unseren Geologen, Wolfgang Müller-Jungbluth, der von seiner Umwanderung des Dhaulagiri-massivs bereits zurück ist und gleichfalls versuchte, einen Suchflug zu organisieren. Nun fliegt Leo Graf mit der bereitgestellten Pilatus Porter in das Einsatzgebiet. Wegen zu starken Windes (120 km/h) muß die Maschine unverrichteter Dinge umkehren.

Von Kathmandu aus versuchen wir bei einem letzten Suchflug mit einer amerikanischen Düsenmaschine Gewißheit über das Schicksal unserer Kameraden zu gewinnen. Mehrfach überfliegen wir in geringer Höhe den Gipfelgrat, doch weder Dr. Kubiena noch ich können auch nur das geringste Zeichen der Verschwundenen entdecken. Hat der furchtbare Höhensturm sie vom Grat geweht oder ist eine riesige Wächte mit ihnen in den Abgrund gestürzt? Wir wissen es nicht. Das Schicksal am Berg hat wieder einmal zugeschlagen und sechs junge Bergsteiger auf dem Gipfel ihres Könnens dahingerafft. Für uns aber sind sie nicht tot. Sie leben in unseren Herzen weiter und nähren das Feuer unserer Sehnsucht nach der unendlichen Weite des Himmels und den gleißenden Gipfeln der höchsten Berge der Welt.

Deutsche Himalaja-Expedition 1969

*Ein Bericht über die Jubiläumsexpedition des Deutschen Alpenvereins anlässlich seines
100jährigen Bestehens*

LUDWIG GREISL

(Mit einem Beitrag von Karl Winkler)

Die Vorgeschichte

Seit ich im Jahre 1965 nach der Erstbesteigung der Gangapurna (7426 m) noch auf dem Gipfel des Glacier Dôme (7142 m) stand, den wir im Verlauf der Deutschen Himalaja-Expedition 1965 eigentlich nur deshalb bestiegen hatten, um einen neuen Weg auf die Annapurna I (8078 m) zu erkunden, hat mich der Gedanke sehr beschäftigt, in einem späteren Jahr selbst diesen als gangbar erkannten Weg mit einer Expedition zu versuchen.

Doch Nepal ist weit. Auch ist unsere Zeit nicht sehr geeignet, langfristige Pläne zu schmieden, auf Jahre hinaus ein Ziel anzusteuern, das doch im Bereich persönlicher Neigungen liegt. So vergaß ich zeitweise die Annapurna vollkommen. Außerdem war Nepal inzwischen für Expeditionen gesperrt worden, wie lange, wußte niemand.

Irgendwann jedoch, ich weiß nicht mehr, ob es während einer Bergfahrt geschah oder zu Hause bei einem angeregten Gespräch oder sonst irgendwo, griff Heinz Reiter den Gedanken an eine Annapurna-Expedition wieder auf. „Das wäre doch etwas für uns!“ Noch zögerte ich. „Du kennst den Weg aus eigener Anschauung.“ Ich zögerte immer noch. „Wie würdest du die Sache angehen?“ Da entwickelte ich meine Gedanken dazu. „Na also“, sagte Heinz, und plötzlich waren wir mitten in einer Diskussion über diese Gedanken. Das war der Beginn der Deutschen Himalaja-Expedition 1969.

Die Vorbereitung

Wenn man schon mehrere Expeditionen hinter sich hat, ist man geneigt anzunehmen, daß die Planung, das große Vorher, um so leichter wäre, je mehr Expeditionen das waren. Wenn gar eine wieder in das gleiche Gebiet gehen soll, müßte diese Vermutung vollkommen richtig sein. Und doch stimmt das nicht, weil sich die Verhältnisse und Voraussetzungen ständig ändern.

Nepal war gesperrt. Der Suezkanal, der klassische Expeditionsweg, war zum Kriegsschauplatz geworden. Die Hochkonjunktur war zu Ende gegangen, die deutsche Wirtschaft befand sich in der berühmten „Talsole“. Der Deutsche Alpenverein hatte begonnen, auf anderen, neuen Gebieten aktiv zu werden und sah sich vor große finanzielle Aufgaben gestellt, was Etatkürzungen in manchen anderen Bereichen zur Folge hatte, so auch des Reinhold-von-Sydow-Stocks, aus dem Expeditionen ihre Mittel erhalten. Mögliche Teilnehmer, man selbst ja eigentlich auch, waren beruflich so engagiert, daß eine gut dreimonatige Abwesenheit von zu Hause entweder gar nicht mehr möglich war oder nur sehr schwer zuwege gebracht werden konnte.

Für eine Expedition in den Himalaja braucht man Verständnis, benötigt man Gönner, ist auf die Hilfe ideeller und materieller Art vieler anderer angewiesen. Kann man diese Unterstützung in einer Zeit noch erwarten, in der Tausende ihren Urlaub in anderen Erdteilen verbringen, in der, vielleicht gerade noch, die Landung auf dem Mond Schlagzeilen macht, in der man als Bergsteiger oder Bergbegeisterter Gipfel in allen Gebirgen der Welt „buchen“ kann? Wen interessiert denn noch wirklich die Ersteigung eines der hohen Gipfel unserer Erde, so, daß er sich einsetzt dafür? Es ist ein kleiner Kreis!

Dieser Art waren unsere Probleme zu Beginn des Jahres 1967 ganz anders als bei früheren Expeditionen. Am schwierigsten war für uns die Frage der Genehmigung. Inoffiziell hatte das durch die nepalesische Regierung ausgesprochene Einreiseverbot für Expeditionen politische Ursache. Nachdem mehrere Expeditionen auf ihrem Weg zu Grenzbergen nach Tibet gekommen waren, intervenierte die chinesische Regierung in Nepal und erzwang ein generelles Verbot. Die offizielle Erklärung wurde damit begründet, daß eine schier unüberblickbare Anzahl von Unternehmungen jährlich nach Nepal komme, teilweise schlecht vorbereitet und mangelhaft ausgerüstet. Man müsse erst neue, schärfere Bestimmungen erlassen und dafür Sorge tragen, daß in einem Jahr nur mehr eine oder höchstens zwei Expeditionen pro Land einreisen dürfen. Sicherlich war auch diese Erklärung begründet. Wenn man bedenkt, daß bis 1969 einer ziemlich glaubwürdigen Information zufolge im Außenministerium allein 50 (!) Anträge japanischer Gruppen aufgelaufen waren, so konnte man eine gewisse Verwirrung und Ratlosigkeit und den Wunsch, erst einmal Ruhe einkehren zu lassen, gut verstehen.

Doch damit war uns nicht gedient. Zunächst versuchten wir die Hilfe des damaligen Bundespräsidenten Dr. Heinrich Lübke zu erlangen, der in der Zeit vom 11. bis 15. März 1967 Nepal besuchte. Die Gelegenheit für eine entsprechende Unterstützung auf höchster Ebene in einem Gespräch zwischen dem König von Nepal und dem Bundespräsidenten war jedoch nicht günstig genug. Daraus erkannten wir, daß mit einer Aufhebung der Sperre für das Jahr 1968 sicher nicht mehr zu rechnen sei. So konzentrierten wir unsere Bemühungen auf das Jahr 1969, auf das Jubiläumsjahr des Deutschen Alpenvereins. Wir baten den Ministerpräsidenten des Freistaates Bayern, Herrn Dr. h. c. Alfons Goppel, anlässlich eines Staatsbesuches in Nepal im Frühjahr 1968 unsere Pläne zur Sprache zu bringen. Er hatte freundlicherweise, wie schon über die Deutsche Himalaja-Expedition 1965 zur Gangapurna, auch bei dieser Expedition die Schirmherrschaft übernommen. Eine große Tageszeitung berichtete über den Staatsbesuch unter der Schlagzeile „Mit Bayern-Löwen ein Bittgang für Bergsteiger!“ Schon einige Wochen vor diesem Besuch hatten wir ein Telegramm unserer Botschaft in Kathmandu erhalten, wonach mit der Lockerung der Sperre in Kürze zu rechnen sei. Im Mai 1968 hatten wir endlich Gewißheit: Der Weg zur Annapurna I war frei! Als erster Expedition nach der Sperre hatte man uns die Genehmigung gegeben.

Ein Mann hatte die Fäden geknüpft und in der Hand gehalten. Es war der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Kathmandu, Herr. Dr. Wilhelm Löer. Ihm haben wir es in erster Linie zu danken, daß jetzt grünes Licht gegeben war. Er hatte schon 1965 die Wege zur Gangapurna geebnet. Ohne ihn wäre auch diese Expedition nicht möglich geworden.

Neben den Bemühungen um die diplomatische Vorbereitung des Unternehmens stand die Frage, in welchem Stil wir unser Ziel angehen sollten, mit an erster Stelle: Westalpenstil mit wenigen Teilnehmern, zusammen mit wenigen Sherpas, oder einer starken Sherpamannschaft oder Großexpedition traditioneller Prägung mit einer starken Teilnehmermannschaft und ebensovielen Hochträgern?

Die drei Gipfel der Annapurna I liegen in einem Gratverlauf, der in seinem ersten

Teil in ostnordöstlicher Richtung verläuft. Der Hauptgipfel (8078 m)* ist der westlichste Punkt dieses Grates. Nach dem Mittelgipfel (8051 m) und dem Ostgipfel (8010 m) sinkt der Grat um ca. 500 Höhenmeter ab und verläuft ohne wesentliche Höhenunterschiede bis zum Roc Noir (7513 m). Die Entfernung von hier bis zum Hauptgipfel beträgt vier Kilometer, zum Ostgipfel sind es drei Kilometer. Vom Roc Noir geht es dann steil herunter auf eine Höhe von 7100 Meter und in ost-südöstlicher Richtung weiter bis zum Glacier Dôme (7142 m). Diese Entfernung mißt etwas unter zwei Kilometer.

Den Glacier Dôme, den ersten Gipfel, den es zu besteigen gilt, erreicht man aus dem Modi Khola, einer stellenweise sehr engen und tief eingeschnittenen Gebirgsschlucht, über den westlichen Annapurnagletscher, der in etwa 5000 Meter Höhe beginnt.

So zweckmäßig es nun gewesen wäre, die einzelnen Gipfel im Westalpenstil anzugehen, dieser Weg würde nur mit einer zahlenmäßig starken Gruppe zu bewältigen sein. Dies wurde uns bald klar. In einer 2000 Meter hohen Gletscherflanke wird eine Lagerkette zu errichten sein, zwei weitere Hochlager werden fast auf die Gipfel zweier Siebentausender gestellt werden müssen. Erst dann werden wir die letzte Etappe zu den Gipfeln der Annapurna vor uns haben. Ohne ausreichenden Nachschub von unten bei gleichzeitiger Sicherung der Lagerkette wäre ein Angriff schon auf den Roc Noir und erst recht auf die Annapurna ein Unternehmen mit zu großem Risiko und zweifelhaften Chancen gewesen.

So wurde die Expeditionsmannschaft mit neun Mann gebildet. Dazu planten wir für die Tätigkeit am Berg die Teilnahme von neun der besten Sherpas, die derzeit in Nepal zu haben sind. Für die Betreuung des Basislagers wurden weitere sechs Sherpas vorgesehen, die sich um die Verwaltung des Lagers, um die Versorgung wenigstens des ersten Hochlagers, um die Heranschaffung von Holz als Brennmaterial und um den Posttransport von und zum Berg zu kümmern hatten. Nicht zuletzt sollten sie den Verbindungsoffizier, Shree Krishna Thapa, betreuen, den wir von vornherein als Gast betrachten wollten. Mit einer solch starken Mannschaft, insgesamt 24 einsatzfähigen Leuten, sollte das schwierige Transportproblem und das ebenso schwierige bergsteigerische Problem zu lösen sein.

Neun Mann waren wir also: erfahrene Bergsteiger, „alte“ Expeditionshasen und Gebietskenner.

Adolf Hanke (30), Sektion Ebersberg-Grafring; Uwe Kerner (28), Sektion München und Mitglied des Akademischen Alpenvereins; Helmut Müller (32), Sektion Nürnberg und Mitglied des Akademischen Alpenvereins; Reinhold Obster (27), Sektion Oberland; Erich Reismüller (39), stellvertretender Expeditionsleiter, Mitglied des Turner Alpen Kränzchens; Heinz Reiter (33), Sektion Leitzachtal; Peter Schubert (33), Sektion Berggeist und Sektion Frankfurt; Dr. med Karl Winkler (31), Expeditionsarzt, Sektion Traunstein und Mitglied des Akademischen Alpenvereins, und der Verfasser (34), Expeditionsleiter, Sektion Turner Alpen Kränzchen.

Fast alle waren wir mehrmals auf Expeditionen oder Kundfahrten gewesen. In dieser Mannschaft waren Erfahrungen aus Unternehmungen in alle Gebirge der Welt vereinigt.

Dazu kamen unsere Begleiter am Berg, neun Sherpas, wie schon erwähnt mit die besten, die man in Nepal haben kann.

* Nach neuen Vermessungen soll die Höhe des Hauptgipfels der Annapurna I 8091 m betragen. Demzufolge müßten alle hier genannten Höhen etwas heraufgesetzt werden, weil bei den Vermessungsarbeiten der Deutschen Himalaja-Expedition 1969 die alte Höhe der Annapurna I einer der Fixpunkte war.

Sardar Ang Temba (Sardar = Erster, Sprecher der Sherpas), Lhakpa Tsering als Koch, Nawang Dorje, Pemba Tharke, Tensing Gyaltso, Pemba Norbu, Ila Tsering, Mingma Tsering, Pemba Tensing und Karma. Unter den Sherpas des Basislagers befand sich Kippa, der 1965 mit uns auf dem Gipfel des Glacier Dôme stand.

Gedanken zur Mannschaftsbildung

Karl Winkler

Nach dem Plan und dem Ziel ist die Zusammenstellung der Mannschaft der entscheidende Faktor für ein Himalaja-Unternehmen. Die Auswahl der Teilnehmer kann jedoch nicht, wie bei einer Nationalmannschaft — etwa im Fußball oder in der Leichtathletik — nach Bestleistungen des einzelnen, dem Bergsteigen vergleichbar nach den schwersten und attraktivsten Touren erfolgen, sondern muß nach völlig anderen Gesichtspunkten geschehen.

Für eine Gruppe am Berg, die lange Zeit aufeinander angewiesen ist, ist das gegenseitige Verstehen und Aufeinandereingehen das Wesentliche. Deshalb sollte sich die Mannschaft am besten zwei Jahre vor der Arbeit am Berg bereits kennen und besonders von den Schwächen des einzelnen wissen, um so eine richtige, homogene Gemeinschaft zu werden. Für den Bergsteiger ist ja der Mannschaftsgeist von der Natur der Sportart her etwas Ungewohntes. Er kennt zwar Kameradschaft innerhalb eines kleinen Kreises, jedoch wird ihm ein mannschaftsdienliches Denken und Tun außerhalb des Expeditionsbergsteigens nicht abverlangt. Es sollte jeder Teilnehmer prinzipiell die Möglichkeit und den Willen haben, selbst den Gipfel zu erreichen, denn somit ist sein Einsatz sicherlich intensiver. Schon zu Hause eine Gipfelmannschaft zu bestimmen, ist sicher nicht im Sinne der Förderung von Mannschaftsgeist und Stärke der Gruppe. Das Sichkennenlernen geschieht am besten während der Vorbereitungsarbeit und durch gemeinsame Bergfahrten.

Daß sich der extreme Bergsteiger im „großen Gebirge“ gut bewährt, dafür gibt es viele Beispiele. Außer den guten körperlichen Voraussetzungen, die selbstverständlich sind, hat er dem „gemäßigten“ Bergsteiger die Fähigkeit zu kämpfen voraus, sich hart und voll einzusetzen, eine Fähigkeit, die von ihm bei großen Touren oft gefordert wird. Außerdem ist es der Extreme gewohnt, sich häufig schier unendlich plagen zu müssen, dabei nicht abzuspinnen, nicht alles hinzuwerfen, aufzuhören und einfach umkehren zu können, weil es unmöglich, ja sinnlos wäre; Erfordernisse, die für das Himalaja-Bergsteigen unbedingt nötig sind und die vorher schon oft geprüft werden sollen.

Denn das Himalaja-Bergsteigen ist nur zu einem kleinen Teil die schöne Betätigung, wie wir sie in den Alpen, im Hindukusch und in den Anden betreiben, sondern es ist neben der organisatorischen Arbeit und den Vorbereitungen in der Heimat vor allen Dingen am Berg das Lastentragen. Den Einwand, daß man dafür doch Träger und Sherpas habe, muß man zurückweisen, denn nur der wird sich in möglichst kurzer Zeit auf die Höhe einstellen, sich akklimatisieren, der sich in der Höhe fordert und sich plagt. Das geschieht am zweckmäßigsten und am besten neben der Spuarbeit durch das Schleppen von Lasten. Außerdem hat es auch in der Gemeinschaft mit den Sherpas einen wertvollen psychologischen Effekt.

Eine vorherige Höhentestung, die eine wirkliche Aussage über die Höheneignung gibt, kennen wir nicht. Natürlich wird ein Bergsteiger, der bei einer Tour über etwa 3000 Meter Höhe bereits Schwierigkeiten im Sinne einer Höhenkrankheit hat, nicht der geeignete Mann für den Himalaja sein. Allerdings haben sich auch schon konditionsstärkste und leistungsfähigste Leute für große Höhen als ungeeignet erwiesen.

Dieses Risiko eines so bedingten Ausfalles kann man nur dadurch etwas verringern, indem man Leute bei Himalaja-Unternehmungen einsetzt, die sich bereits auf kleineren Auslandsbergfahrten, wie sie heute im Hindukusch und in den Anden so beliebt sind, bewährt haben. Dies hat darüber hinaus den Vorteil, daß diese die Atmosphäre des außeralpinen Bergsteigens, die lange Abwesenheit von der gewohnten Umgebung, das Lagerleben und den Umgang mit einer fremden Bevölkerung bereits kennenlernten. Absolut erforderlich ist dies für den Leiter einer Expedition, der möglichst schon mehrere Auslandsunternehmungen hinter sich haben sollte.

Neben der charakterlichen und bergsteigerischen Eignung sind die Fähigkeiten des einzelnen, die außerhalb des Bergsteigens liegen, wertvoll und die Gruppe ist dahingehend zusammenzustellen. So sollte es in einem guten Team ebenso praktisch Veranlagte und Geschickte geben wie Leute, die mit organisatorischen und finanztechnischen Dingen vertraut und im Umgang mit Behörden gewandt sind.

Die Ausbeute der Foto- und Filmarbeiten wird bei der Teilnahme eines versierten Kameramannes weitaus größer sein als bei Laienfotografen.

Ein Arzt ist für ein großes Unternehmen unbedingt erforderlich und wird überdies von den nepalesischen Behörden zukünftig verlangt werden. Es sollte sich hierbei jedoch um einen Bergsteiger handeln, der in seiner Leistungsfähigkeit den anderen Teilnehmern nicht nachsteht und so ein gleichwertiges Mitglied mit speziellen Aufgaben in der Gruppe ist.

Wissenschaftliche und bergsteigerische Ziele können nie gleichzeitig von einer Gruppe verfolgt werden. Es ist deshalb nur sinnvoll, wenn die Gruppe der Wissenschaftler und die der Bergsteiger zwar gemeinsam plant und vorbereitet, jedoch dann im Arbeitsgebiet ihre Aufgaben getrennt erfüllt. Die Zeit, in der Bergsteiger so nebenbei wissenschaftlich exakt verwertbare Beobachtungen und Ergebnisse erarbeitet haben, ist vorbei. Die Besteigung eines lohnenden Gipfels ist für eine Expedition Ziel genug. Das früher so beliebte „Mäntelchen“ der Wissenschaft sollte es nicht mehr geben.

K. Winkler

Schwierig gestaltete sich für uns die Finanzierung der Expedition, die Beschaffung der Ausrüstung und die Bereitstellung der Nahrungsmittel. In einer Zeit wirtschaftlicher Stagnation versiegten Quellen, die sich vorher immer hilfsbereit und großzügig gezeigt hatten. Insgesamt hatten wir Ausgaben in Höhe von rund 147.000 DM zu decken. Unsere Einnahmen gliederten sich wie folgt:

Zuwendung des Deutschen Alpenvereins	DM 50.000.—
Zuschuß des Bundesinnenministeriums	DM 9.000.—
Zuschuß des bayerischen Kultusministeriums	DM 9.000.—
Zuschuß der Landeshauptstadt München	DM 3.500.—
Eigenbeteiligung der Teilnehmer	DM 18.000.—
Zuwendungen der Teilnehmersektionen des DAV	DM 12.500.—
Sonstige Geldspenden	DM 10.000.—
Überschuß aus einer Postkartenaktion	DM 4.500.—
Sachspenden (Ausrüstung und Verpflegung)	DM 30.500.—

Es ist uns an dieser Stelle eine angenehme Pflicht, allen Spendern, voran dem Deutschen Alpenverein und seinen Sektionen, nochmals herzlich zu danken.

Ein letztes großes Problem der Vorbereitung bestand in der Frage nach dem möglichen Anreiseweg von Deutschland nach Nepal. Vier Möglichkeiten standen uns grundsätzlich zur Wahl. Die eine war uns durch die Sperre des Suezkanals von vorneherein genommen. So blieben drei. Aber um mit dem Schiff um die Südspitze Afrikas nach Bombay oder Kalkutta zu fahren, benötigt man Zeit, und so viel Zeit hatte keiner von uns. Das Gepäck allein zu schicken und es drüben wieder finden zu wollen, hieß die Götter versuchen. Den Mut hatten wir nicht. Noch zu deutlich war uns die Gepäc-

situation von 1965 in Erinnerung, wir hatten es damals in Bombay „verloren“ und wichtige Teile davon erst nach der Besteigung unseres ersten Berges wiederbekommen. So blieben also noch zwei Möglichkeiten.

Sieben Tonnen Ausrüstung in ein Flugzeug laden, am besten die Mannschaft gleich mit dazu, wäre das Optimum und würde hinsichtlich der Zeitdauer für eine Achte-tausenderexpedition den absoluten Rekord darstellen. Aber sicher hätte die Summe in der Rubrik Reise- und Transportkosten auch einen Rekord dargestellt, wenn sie überhaupt von uns hätte aufgebracht werden können. Wir haben diese Möglichkeit erst gar nicht weiterverfolgt, obwohl wir, wie ich glaube, ganz zufällig das Ende eines sicherlich langen Fadens in die Hand bekamen, an dessen anderem Ende ein für uns weitgehend kostenloses Flugzeug hing. Wahrscheinlich wäre aber der Faden gerissen.

So blieb noch eine letzte Möglichkeit für uns übrig: Der Landweg. Vor uns hatte diesen Weg noch nie eine Großexpedition versucht. Wir mußten ihn nehmen, es blieb uns nichts anderes übrig. Es wurde eine Expedition für sich daraus!

Zunächst sah alles ganz einfach aus. Das wichtigste Problem stellte für uns die Wahl der Straßenroute dar. Hier wurden wir gut beraten vom ADAC und von internationalen Speditionsfirmen, die regelmäßig die Strecke München—Teheran und München—Kabul zurücklegen. Bald hatten wir Klarheit über die Route und verlässliche Angaben über deren Zustand. Gerade letzteres war äußerst wichtig, denn was nützt die schönste Straße in den Sommermonaten, wenn wir sie im Frühjahr benutzen müssen, wo die Winterschäden noch nicht beseitigt sind, wo über weite Strecken der Frühling noch gar nicht begonnen hat und wo Überschwemmungen normal sein würden.

Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, daß wir es uns nicht leisten konnten, einigermaßen neue Lastkraftwagen zu kaufen oder gar neue zur Verfügung zu haben. Von der Bayerischen Bereitschaftspolizei übernahmen wir zwei Fahrzeuge, die dort ausgedient hatten und durch andere ersetzt wurden. Das eine war ein Mercedes, Baujahr 1951, mit ungefähr 70.000 Kilometern auf dem „Buckel“, ein an sich offenes Fahrzeug, weil die Plane der Ladefläche über das Fahrerhaus reichte. Beide Teile gingen nur durch eine niedrige Bordwand getrennt ineinander über. Das andere war ein Borgward mit Allradantrieb, etwas schwerer als der Mercedes, Baujahr 1959, ein richtiger Lastwagen. Führerhaus und Ladefläche waren getrennt, sein Tachometer zeigte einen Kilometerstand von rund 60.000 Kilometern. Würden wir mit solchen Fahrzeugen, die wir bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit zu beladen hatten, die weite Strecke sicher zurücklegen können? Wir hatten keine Bedenken, denn staatsgepflegte Fahrzeuge sind immer in gutem Zustand, und nach einer Generalüberholung sollten sie in der Lage sein, weitere 10.000 Kilometer ohne größere Pannen zurückzulegen. So verzichteten wir auch darauf, ein Arsenal von Ersatzteilen mitzunehmen. Nicht einmal mehr als einen Reservereifen pro Fahrzeug planten wir ein. Die Reifen der Fahrzeuge waren fast neu, was sollte schon passieren?

Die Grenzstationen auf dem Weg nach Nepal, 18 an der Zahl, bereiteten uns schon mehr Kopfzerbrechen. Wer von den Grenzbeamten würde uns glauben, daß wir Touristen sind? Touristen mit zwei Lastkraftwagen und sieben Tonnen Gepäck! Wir bemühten das Auswärtige Amt in Bonn und erreichten, daß von dort aus alle unsere diplomatischen Vertretungen in den einzelnen Ländern benachrichtigt und gebeten wurden, die Grenzstationen zu verständigen. Wir baten die diplomatischen Vertretungen der Länder hier in Deutschland, über ihre Regierungsstellen das gleiche zu tun. Wir beschafften uns Empfehlungsschreiben dieser Vertretungen zur Vorlage an den Grenzen. Unseren Borgward ließen wir mit einer Zollplombe versehen. Die Gepäcklisten verfaßten wir in englischer Sprache und ließen sie vom Zoll beglaubigen und mit Stempel und Siegel versehen. Je eine der gleichen Listen wurden in das internationale Carnet des ADAC eingeklebt. Mehr konnten wir nicht tun. Das große Fragezeichen blieb. Die Angst, an einer der Grenzen oder an mehreren die Lastkraftwagen abladen zu

müssen und damit wertvolle, nicht wieder einzubringende Zeit zu verlieren, konnte uns niemand nehmen. Mehr als 30 Tage durften wir für die Reise nicht brauchen. Wenn für jede der Grenzen nur durchschnittlich ein halber Tag verlorenginge, hätten wir zur Bewältigung der 10.000 Kilometer langen Strecke nur mehr 21 Tage zur Verfügung, einschließlich der Zeit für die notwendigen Wartungsarbeiten an unseren Fahrzeugen. Wir kamen uns wie Rallyefahrer vor und nicht wie Bergsteiger!

Nachdem wir unsere Fahrzeuge ein letztesmal durchgetestet hatten, wurde die Ladung sorgfältig verstaut. Zwischen die einzelnen Gepäckstücke legten wir Polystyrolplatten, die das zu erwartende Scheuern der Lasten verhindern sollten. Eine Gewichtskontrolle ergab die Auslastung der Fahrzeuge an der oberen Grenze.

Nach den notwendigen „Wartungsarbeiten“ auch bei uns selbst, zahllose und überflüssig erscheinende Impfungen, lag schließlich die Zeit der Vorbereitungen hinter uns. Das große Abenteuer konnte beginnen!

Die Anreise

Am Montag, den 24. Februar 1969, fanden wir uns mit unseren schwer in den Achsen hängenden Fahrzeugen vor dem Münchner Alpenvereinshaus ein. Unsere Stimmung war fröhlich und gelöst und entsprach genau dem Gegenteil des herrschenden Wetters. Grau war der Himmel und kalt war es, wie es eben im Februar meistens ist. Die gesamte Belegschaft des Alpenvereins drückte uns nochmals die Hand und wünschte uns viel Erfolg. So mancher schaute dabei ein wenig zweifelnd auf die Fahrzeuge und dachte weniger an die Annapurna. Ein Münchner Zollbeamter am Ostbahnhof, der nochmals die Plombe am Borgward untersuchte, meinte es ganz besonders gut und rief uns mit feierlich zu nennender Miene zu: „Oiso dann vui Glück und kummts guat wieda ins boarische Heimatland!“

Schnell war die erste Grenze, die deutsch-österreichische bei Salzburg, erreicht. Schon hatten wir den ersten Grund, an der richtigen und vollständigen Benachrichtigung der Grenzstationen zu zweifeln. Denn auf einem hier vorliegenden Brief war zu lesen, daß am 22. Februar eine gemischt schweizerisch-österreichische Expedition mit drei Lastkraftwagen eintreffen würde, die man bitte, bevorzugt abzufertigen. „Seids dös Ihr?“ Na servus! Wie verstümmelt würden da erst die Benachrichtigungen in Asien sein! Wir hatten wenig Mühe, die Sache hier richtigzustellen und wurden wirklich schnell abgefertigt. Wir verabschiedeten uns von Erich, der uns bis hierher begleitet hatte und der später mit einer Maschine der Deutschen Lufthansa, zusammen mit Uwe und Karl, nachfolgen sollte. „Hope to see you again!“ Bloß wann würde das sein?

Über Marburg und Varaždin gewinnen wir die Autobahn Zagreb—Belgrad und fahren zügig über Niš und Sofia der türkischen Grenze entgegen, die wir am 28. Februar erreichen. Seit München regnet es, die Temperaturen liegen wenig über null Grad. Rechts und links der Autobahn waren die Felder überschwemmt und machten den an sich schon wenig lohnenden Blick auf das kroatisch-slowenische Hügelland und später auf die syrmische Ebene und auf das Moravatal hinter Belgrad noch trostloser. Dafür waren bis jetzt die Grenzübergänge problemlos. Richtige Benachrichtigungen lagen überall vor. Überall hatten wir einen Aufenthalt von durchschnittlich nur 30 Minuten. Zum erstenmal wird die schnelle Fahrt in Kapikule, der türkischen Station an der bulgarisch-türkischen Grenze, gestoppt. Heute ist ein hoher Feiertag. Niemand befindet sich in den Büros, um uns abzufertigen. Stunden müssen wir warten, bis endlich ein kompetenter Beamter erscheint und sich in die vorliegenden und vorgelegten Papiere vertieft. Schließlich erklärt er, großzügig wie es scheint, daß man auf eine Zollhinterlegung verzichte. Aber für die rund 2000 Kilometer Straße in der Türkei müßten wir eine Gebühr, schnell rechnet er, von 1680 DM bezahlen und ergänzt lächelnd, daß dies

ein Vorzugspreis sei, den man deutschen Freunden gerne einräumen würde. In Wirklichkeit seien die Gebühren höher, weil normalerweise das wirkliche und nicht ein von ihm geschätztes Gewicht berechnet werden müßte. Wir lächeln zurück, etwas verzerrt, denn noch haben wir uns auf den Orient nicht wieder eingestellt, noch nicht wieder die heitere und nachsichtige Geduld erlangt, die man dort so notwendig braucht. Wir zahlen. „Affedérsiniz! — Entschuldigen Sie!“ „Allaha ismarladik — Auf Wiedersehen!“ Dann hebt sich der Schlagbaum, und einzig das ist wichtig für uns.

Immer noch haben wir die Sonne seit München nicht wieder gesehen. Kalter Wind und Regen sind fast schon zu ständigen Gefährten geworden. In Edirne besichtigen wir die herrliche Sinânmoschee und vertreten uns die Beine im hochinteressanten Ali-Paschar-Bazar, bevor wir die späten Nachmittagsstunden nützen, um möglichst noch bis kurz vor Istanbul zu gelangen.

Am nächsten Tag fahren wir durch das Edirnekapi, ein Tor in der mächtigen byzantinischen Mauer, in die Stadt hinein. Leider ist heute auch noch ein Feiertag. Die Straßen sind wie ausgestorben, der berüchtigte Verkehrswirwar tut uns diesmal nichts. Einige der schönsten Moscheen besichtigen wir, der große Bazar ist geschlossen. Die Bevölkerung hat sich in die Häuser zurückgezogen. Touristen gibt es im Winter nicht. Nur die zahlreichen Teehäuser sind überfüllt. Dicht gedrängt sitzen dort die Menschen um überhitzte Öfen. Wir fahren weiter. Schnell hat uns die Fähre an das andere Ufer des Bosphorus gebracht, Europa liegt hinter uns.

Schade, daß uns das Wetter auf der Fahrt von Istanbul nach Bolu die landschaftlichen Reize dieses ersten Teiles der anatolischen Hochebene nicht zeigt. Regen und später dichter Nebel verhüllen die schönen Mischwälder unseren Blicken. Am nächsten Tag scheint endlich die Sonne. Schnell erreichen wir Ankara, die moderne Hauptstadt der Türkei. Von hier gibt es drei Möglichkeiten nach Erzurum zu kommen, das man passieren muß, um nach Persien zu fahren. Die Hauptstrecke führt über Kayseri und Sivas mitten durch die anatolische Hochebene. Die zweite Route verläuft etwas weiter südlich und berührt Malatya und Elâzig. Eine dritte verläuft im Norden direkt am Ufer des Schwarzen Meeres über Samsun und Trabzon. Sie hatte man uns geraten, obwohl sie einige Hundert Kilometer weiter ist. Aber die anderen sind in der Winterzeit und erst recht im Frühling während der Schneeschmelze für kleine Fahrzeuge unpassierbar. Nur große Sattelschlepper würden dort durchkommen. Sorge hatten wir auf der Nordroute nur vor den hohen Pässen hinter Trabzon, die weit über 2000 Meter hinaufführen und um diese Jahreszeit sicher noch mit viel Schnee bedeckt sein würden.

Die vielgerühmte Straße entlang der Schwarzmeerküste birgt herbe Enttäuschungen für uns in sich. Landschaftlich ist sie herrlich. Auf der einen Seite das Meer und im Süden das Pontische Gebirge, das die Hochebene Anatoliens begrenzt. Aber auf der Straße plumpsen wir von einem Schlagloch in das andere. Es ist fürchterlich. An unsere Stoßdämpfer und Achsen dürfen wir nicht denken. Hoffentlich halten es die Federn aus. Volle 14 Stunden fahren wir an diesem Tag, es ist der 3. März. Wir wollen die Strecke hinter uns bringen. Todmüde und durchgeschüttelt kommen wir am Abend in Trabzon an. Am nächsten Tag lassen wir hier die Fahrzeuge abschmieren und mit frischem Öl versehen. Uns tut die längere Pause ebenfalls gut. Sie bringt wieder Kräfte für die vor uns liegende Paßstrecke. Steil geht es hinauf zum Zigana geçidi (2100 m), dem ersten jener wilden Pässe. Wir haben einen schönen Blick auf das Meer und auf der anderen Seite auf hohe Zweitausender des anatolischen Hochlandes und seiner Berggruppen. Kurz hinter dem Paß reißt die Dieselleitung des Mercedes. Nur notdürftig können wir sie flicken. Wir hoffen, sie in der nächsten größeren Stadt austauschen zu können. Der Vavuk geçidi ist der nächste Paß. Fast 2000 Meter hoch, wird er umrahmt von schön geformten Bergen nahe 3000 Meter. Es ist eisig kalt. Wir messen minus zehn Grad. Das ist eine Temperatur, die im praktisch offenen Führerhaus unseres Mercedes kaum mehr erträglich ist. Inzwischen ist es Nacht geworden. Durch eine tief

verschneite Landschaft führt die Straße nach Bayburt, das wir spät am Abend erreichen. Wir sind völlig durchgefroren, fast erschöpft von der Kälte. Jeder der Mercedes-Besatzung ist in dicke Daunenkleidung eingepackt, was jedoch nur für wenige Stunden schützen konnte. Aber wir sind froh, daß jetzt das wesentlichste Stück Türkei hinter uns liegt.

Nach Bayburt geht es noch einmal steil hinauf auf den Kopdagi geçidi (2390 m), der einen wunderbaren Blick auf die Dreitausender Mittelanatoliens gestattet. In Erzurum können wir die Dieselleitung reparieren. Dann fahren wir durch eine Landschaft, die strichweise aussieht wie eine Schlammwüste, zur türkisch-iranischen Grenze nach Dogubayazit. Vom nahen Ararat sehen wir nichts.

Keine Schwierigkeiten gibt es auch an der iranischen Grenze. Bei Vorlage des Empfehlungsschreibens bekommen wir sogar Tee serviert und werden vom Zollbeamten höchstpersönlich zum Schlagbaum geleitet. Nach Täbriz, das wir auf einer ausgezeichneten Straße schnell erreichen, scheint es diese plötzlich nicht mehr zu geben. Mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 30 Stundenkilometern quälen wir uns durch Schlamm und Schlaglöcher, begleitet zur Abwechslung einmal von einem heftigen Schneesturm. In solchen Situationen haben wir uns angewöhnt zu fahren, nur mehr zu fahren und nicht zu rasten. Wir fahren die ganze Nacht durch und sind am Mittag des 7. März in Teheran. Sofort gehe ich zur deutschen Botschaft, weil dort ein Empfehlungsschreiben für Pakistan liegt, das mir von München nachgesandt wurde. Aber es ist wieder einmal Feiertag, wie könnte es anders sein. Nachdem Einschreibebriefe in einem Tresor eingesperrt sind, ist es heute unmöglich, meinen Brief zu erhalten. Auch am nächsten Tag geht das nicht so ohne weiteres. Der einzige Schlüssel befindet sich bei einem Urlauber! Ihn zu finden, kostet Stunden. Das ist halt wieder einmal der Orient. In der deutschen Botschaft hat man sich bestens akklimatisiert.

In Ab-ali, 17 Kilometer hinter Teheran, ist die Straße gesperrt. Sie sei weiter oben im Gebirge verschüttet, weggerissen oder überschwemmt. Genaues kann man uns nicht sagen, nur soviel, daß selbstverständlich an der Beseitigung des Hindernisses gearbeitet würde. Wir glauben nicht recht daran und wollen uns an Ort und Stelle überzeugen. Nach Einbruch der Dunkelheit erreichen wir die Stelle. Eine riesige, gut 100 Meter breite Lawine ist es, die die Straße unweit des Demawend verschüttet hat.

Wirklich arbeitet man dort. Aber wer von uns etwa nach Schneefräsen Ausschau hält, schaut vergebens. Nur einige Männer mit Spitzhacke und Schaufel werken mit bedenklich langen Pausen dazwischen. Sicher wird anderntags die Sonne mehr schaffen als sie. Jetzt hängen wir fest! Die einzige Möglichkeit, weiterzukommen, besteht in einem Umweg über Firouz-kooch. Die Straße ist auf der Karte unter der Kategorie Feldwege eingezeichnet. Wir probieren es und kommen durch! Es ist eine der schlimmsten Etappen. Streckenweise fahren wir bis an die Achsen im Wasser oder im Schlamm. Personenkraftwagen liegen rechts und links der „Straße“ hilflos fest. Hier bewährt sich der Allradantrieb unseres Borgward. Nach zwölf Stunden Fahrt sind wir dort, wo wir auf der Normalstrecke von Teheran nur zwei Stunden gebraucht hätten. Aber jetzt ist die Straße wieder ausgezeichnet. Schnell fahren wir an den östlichen Ausläufern des Elbursgebirges entlang über Gorgan und Bodjnoord nach Meshed, der östlichsten Großstadt des Iran.

An der Grenze nach Afghanistan werden wir mit einem großen Aufgebot empfangen. Ein Essen ist vorbereitet, um Zoll und Papiere brauchen wir uns überhaupt nicht zu kümmern. Wie einen Staatsbesuch empfängt man uns. Kabuler Freunde von Heinz haben die Überraschung vorbereitet.

So schnell die Fahrzeuge laufen, erstmals können wir sie auf der mit unseren Autobahnen vergleichbaren Straße voll ausfahren, nähern wir uns Kabul. Plötzlich kracht es fürchterlich! Der Borgward steht. Das Zwischengetriebe glüht fast, so heiß ist es. Wahrscheinlich wurde beim Service in Trabzon vergessen, das Öl zu wechseln oder einer der geschäftigen Mechaniker hat es ausgelassen, ein anderer vergessen

nachzufüllen und der Dritte hat, wie sich das gehört, die Schraube wieder zuge dreht. Jedenfalls sitzen wir wieder fest und können nichts anderes tun, als den schweren Wagen an den kleinen Mercedes zu hängen. Wieder fahren wir eine ganze Nacht und schleppen bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 20 Stundenkilometern. Dann sind wir in Kabul Gäste bei Familie Paul Günter, den Freunden von Heinz. Herrlich ist das für uns. Fast wünschen wir, daß die Reparatur am Borgward länger dauert, so schön wird es uns hier gemacht. Doch nach drei Tagen können wir weiter. Mit einem herzlichen Danke verabschieden wir uns von unseren großzügigen Gastgebern und fahren über den berühmten Khyberpaß gleich durch bis Rawalpindi, der Hauptstadt Westpakistans. Reibungslos verläuft auch hier die Weiterfahrt über Lahore an die indische Grenze bei Ferozepur. Amritsar, der bedeutendste Grenzübertritt, ist seit dem Kaschmirkonflikt gesperrt.

Den indischen Zoll fürchten wir. So fahren wir kurz vor Dienstscluß hin, denn wir wissen, daß indische Beamte niemals Überstunden machen. Wenn man einmal die Paßkontrolle hinter sich hat — sie liegt meist abseits des Zollgebäudes — sollte man auch vom Zoll noch abgefertigt werden. Die Überlegung ist richtig. Ein paar kleine Geschenke und einige Drinks tun das übrige. Nach einer Stunde sind wir fertig.

Am 20. März erreichen wir, von Delhi kommend, Lucknow, die letzte große Stadt auf unserem Weg nach Nepal. Unheimlich heiß ist es hier. Weit über 35 Grad im Schatten beträgt die Temperatur schon in den Vormittagsstunden. Auch der Staub macht uns zu schaffen. Die Straßen sind in Indien wenig breiter asphaltiert als ein Lastkraftwagen. Bei Gegenverkehr müssen wir ausweichen und mit den linken Rädern in einen Sand fahren, den Tausende von Ochsenhufen zu Pulver zermahlen haben, denn neben der Straße verläuft der Weg für die Fuhrwerke. Minutenlang ist uns jedesmal die Sicht genommen, besonders wenn wir manchmal von den wie irre fahrenden Indern ganz hinausgedrängt werden, weil wir als diejenigen mit den wesentlich schlechteren Nerven immer zuerst ausweichen. Dabei gilt unsere größte Sorge nicht etwa der Vermeidung einer Karambolage mit einem anderen Fahrzeug. Die größte Angst haben wir davor, eine der heiligen Kühe anzufahren. Nicht auszudenken, was dann passieren würde. Ein Kuh zu verletzen sei schlimmer, als einen Menschen tot zu fahren, so unglaublich das zu sein scheint!

Am 21. März sind wir in Nepal. Endlich. War die Landschaft durch Indien schon zauberhaft, jetzt in Nepal sind wir davon noch mehr begeistert, vor allem an Stellen, wo der mächtige Urwald den Blick auf den nahen Himalaja freigibt. Nach einer anstrengenden Fahrt über die bis auf die Brücken fertiggestellte neue Straße von Buthwal nach Pokhara, treffen wir am 22. März dort ein. Die Fahrt gegen die Uhr ist zu Ende. Ohne wesentliche Schwierigkeiten hatten wir die Strecke um fast ein Viertel der Erdkugel in 30 Tagen geschafft, genau nach Zeitplan. Sicher werden in Zukunft viele Expeditionen unseren Spuren folgen.

Auf den letzten Metern haben wir dann doch noch einen Unfall! Sauber fahre ich am Eingang des Sun-and-Snow-Hotels ein kunstvoll gebautes Mäuerchen um. Schade, daß jetzt am Schluß der brave Mercedes doch noch eine Schramme hat. Das übermütige Gespött der Kameraden verfolgt mich noch tagelang!

Der Anmarsch

In Pokhara wird nun der große Aufbruch vorbereitet. Erich ist pünktlich eingetroffen, seine ersten Worte waren, als er aus der kleinen DC-3 kletterte: „Mei bin i froh, daß i euch sig!“ Wir sind es auch! Bestens hat er die Träger organisiert und einige andere wichtige Angelegenheiten erledigt. Schade, daß ich nicht, wie geplant, vor unserem Abmarsch nach Kathmandu fliegen kann. Alle Maschinen sind auf Tage hinaus

ausgebucht. Es ist unangenehm, weil ich an sich dringend einige offizielle Besuche zu machen hätte. Aber es ist kein Platz zu bekommen.

Der 26. März wird als Abmarschtag festgelegt. Wir werden 240 Träger benötigen. Leider hat sich die Ankunft von Uwe und Karl durch einen Fehler im Flugplan so verzögert, daß wir ohne sie losmarschieren müssen. Sherpa Pemba Norbu, ein alter Bekannter der Expedition von 1965 und Besteiger der Gangapurna, bleibt mit ein paar Trägern zurück, um später zu uns zu stoßen. Kleine Pannen passieren halt, man kann sie nicht vermeiden.

Der Anmarsch zur südlichen Annapurnagruppe ist Erich und mir von 1965 her wohl bekannt und in bester Erinnerung. Der Weg durch das Modi Khola wird zur Routine, aber für mich zu einem größeren Erlebnis als damals. Damals hatte ich nur Augen für die Berge, die unglaublich hoch und weiß am Horizont in den Himmel ragen. Heute sehe ich mehr von den anderen Schönheiten des Weges zwischen den hübsch gelegenen und saubereren Dörfern der Gurung, der Bergbauern, die in diesem Teil Nepals leben. In Gandrung, fast schon am Eingang der Modischlucht gelegen, holen uns Uwe und Karl ein. Nun ist die Mannschaft komplett.

Leuchtend rot stehen die faustgroßen Blüten mächtiger Rhododendronbäume gegen das gleißende Weiß der Siebentausender. Ein Kontrast, der uns schon 1965 begeistert hat. Hermann Köllensperger hat damals den Weg durch das Modi Khola als den schönsten ihm bekannten Anmarschweg bezeichnet. Er mußte es wissen, denn er hatte schon viele andere hinter sich.

Unterhalb der Gletscherzunge des südlichen Annapurnagletschers, die Urwaldzone liegt schon weit unter uns, müssen wir mehrmals das eisige Wasser des Flusses durchwaten. Unglaublich wenig Schnee hat es heuer. Die Schneegrenze liegt bei 5000 Metern, normalerweise müßte sie um diese Zeit bei 3500 Meter sein. Diese Tatsache begünstigt den Anmarsch ungemein. Während wir 1965 die Träger bereits in einer Höhe von 3100 Metern entlassen mußten und mühsam die Gepäckstücke selbst durch knietiefen Schnee zum 3750 Meter hoch gelegenen Basislager zu pendeln hatten, können wir jetzt den alten Lagerplatz weit unter uns lassen. Am 1. April lagern wir in 4300 Meter Höhe unweit einer großen Höhle, die den Trägern Schutz vor der Kälte der Nacht gewährt. Einige sind richtig höhenkrank, die meisten erschöpft von den Anstrengungen des Tages. Oft mußten wir den schwächsten von ihnen helfen, ihnen die Lasten abnehmen und diese selbst ein Stückchen nach oben tragen. Aber sie sind bereit, anderntags noch weiter nach oben zu gehen, 300 Meter höher zu der Stelle, an der damals unser Lager I am Glacier Dôme stand. Am 2. April mittags sind wir dort. Das Basislager ist erreicht. Unsere 240 Träger haben eine tolle Leistung vollbracht. 4600 Meter hoch sind wir gekommen. Kein Lastendepot liegt unter uns. Wir freuen uns unbändig über den ausgezeichneten Anfang dieser Expedition, über das Glück, das uns bis jetzt zur Seite stand.

Am Berg

Drei volle Tage benötigen wir zum Aufbau unseres Lagers und zum Packen der Lasten für den Weitertransport in die Hochlager. Neuschnee, der in der ersten Nacht nach unserer Ankunft gefallen war, macht uns dabei ein wenig zu schaffen. Erst als ein großes Aufenthaltszelt, gebaut aus starken Pappeschachteln, Bambusstangen und Plastikplanen, Platz für alle bietet, kehrt Ruhe ein. Am 5. April geht zum erstenmal eine starke Gruppe, bestehend aus sechs Sahibs und neun Sherpas, zum Gletscher, um den Platz von Lager I in 5200 Meter Höhe zu erreichen und dieses Lager zu errichten. Das, was während des Anmarsches so günstig für uns war, erwies sich jetzt, bei Betreten des gewaltigen westlichen Annapurnagletschers, als großes Hindernis. Der spärliche Winterschnee hatte nicht gereicht, das wild zerrissene Eis auch nur einigermaßen zuzudecken,

zu binden. Schon bei normalen Verhältnissen ist dieser Gletscher äußerst schwierig zu begehen. Jetzt ist er ein Durcheinander von Spalten, Séracs, Eisbrocken aller Größen und äußerst labilen Eistürmen. Die Anlage eines sicheren Weges wird schon im unteren Teil dadurch ganz enorm erschwert. Das haben wir nicht erwartet. Mit Sorge denken Erich und ich, die wir beide den Glacier Dôme 1965 bestiegen hatten, an den mittleren Teil des Anstiegs, wo schon damals die Hauptschwierigkeiten anzutreffen waren.

Am 9. April können wir erstmals das Lager I mit einer Spitzengruppe besetzen, deren Aufgabe in den folgenden Tagen darin bestehen wird, bis über den schwierigsten Teil des Gletschers vorzustößen und einen sicheren Lagerplatz für das Hochlager II festzulegen. Alle anderen sind mit dem Lastentransport nach Lager I beschäftigt.

Oben wird es jedoch, wie erwartet, sehr schwierig. An zahlreichen offenen Spalten vorbei, zwischen senkrechten Eismauern, auf dünnen Schneebrücken querend, stößt die Vierergruppe Erich, Pit, Reinhold und Helm zunächst bis zu jener Eisschlucht vor, die 1965 den Weiterweg vermittelte. Aber der Zugang ist diesmal nicht möglich. So versuchen wir, nach links ausweichend, eine andere Route zu finden. Ständig bedroht von Eisschlag und Lawinen, „schwindeln“ sie sich zwischen den Eisblöcken und dem Spaltenwirrwarr hindurch und erreichen einen sicheren Lagerplatz in 5700 Meter Höhe. Aber wird dieser kühne Weg so lange sicher sein, bis die notwendigen Lasten da hindurch getragen sind? Mit fixen Seilen werden die schwierigsten Passagen versichert. Gegen die objektiven Gefahren von oben können wir nichts tun.

In der Zwischenzeit hat sich hoher Besuch im Basislager angesagt. Unser Botschafter Dr. Lör wird heraufkommen. Schon 1965 hat er das damalige Basislager besucht, jetzt will er es wieder tun. Erich und ich steigen hinunter zur Modischlucht, um ihn und seine Begleitung heraufzuleiten. Am 13. April erfolgt eingangs der Schlucht das freudige Wiedersehen. Nach einem kurzen Mittagessen steigen wir gemeinsam zu der zwischen dem Gangapurnalager und dem jetzigen Basislager gelegenen Höhle auf, um dort die Nacht zu verbringen. Am nächsten Tag wird der Rest des Weges zurückgelegt. Herr Dr. Lör, der damit einen persönlichen Höhenrekord aufstellte, ist sehr beeindruckt von der grandiosen Umgebung. Aber noch mehr fasziniert ihn der direkte Sprechfunkkontakt zwischen dem Basislager und der Spitzengruppe. Leider sind die Nachrichten von oben zu diesem Zeitpunkt gar nicht gut. Unser Weg zu Lager II hat nur zwei Tage gehalten. Auf einer Breite von 100 Metern ist er abgebrochen und liegt zerborsten in einer tiefen Schlucht. Zäh ringt die Gruppe oben um eine neue Möglichkeit.

Am 15. April verabschiedet sich unser Besuch, um wieder abzusteigen. Lange winken wir einander zu, bis er tief unten den Blicken entschwindet.

Jetzt müssen wir uns wieder der Situation zwischen Lager I und Lager II zuwenden. Ein natürlicher Weg ist nicht zu finden. Ein paar Aluminiumleitern an mehr oder weniger senkrechten Eisabbrüchen stellen zwar wieder eine Verbindung des Weges her, aber sie sind nicht geeignet, mit schweren Lasten begangen zu werden. Es bleibt nichts anderes übrig, als 2000 Meter tiefer im Wald Baumstämme zu holen, um über eine riesige Querspalte eine Brücke zu bauen, die den direkten Weg zu Lager II wieder herstellt. Fast eine Woche Zeit haben wir verloren, aber jetzt kann es endlich mit voller Kraft weitergehen.

Am 19. April errichten Heinz und Helm mit Pemba Norbu das Lager III in einer Höhe von 6000 Metern. Sie erreichten den schon außerhalb der Gefahrenzone des Gletschers liegenden Platz durch eine steile Eisrinne und schlugen vor, dort einen Lastenschlitten zu bauen. Es ist zu gefährlich, mehrmals mit Lasten da hindurchzugehen, wegen der Höhe müßten wir häufige Verschnaufpausen einlegen. Unter den drohenden Eistürmen können wir dies nicht riskieren. Der Schischlitten übernimmt den Transport der Ladungen zwischen zwei Gruppen. Die eine trägt von Lager I bzw.

Lager II die Lasten zur „Talstation“, die andere besorgt den Weitertransport von der „Bergstation“ nach Lager III.

Von Lager III aus haben Erich, Reinhold und Pit am 26. April das Lager IV in 6400 Meter Höhe aufgebaut. Uwe und Karl ziehen von Lager II um nach Lager III. Auch einige weitere Sherpas gehen hinauf, denn jetzt gilt es, die Transportkette über vier Hochlager auszudehnen. Mit Adi bin ich als letzter in Lager II zurückgeblieben. Einige Sherpas besorgen den Rest des Transportes aus Lager I. Jetzt läuft alles so, wie wir uns das vorgestellt haben. Unser Zeitplan ist um diese Zeit wieder in Ordnung, nachdem es uns gelungen war, den Zeitverlust wieder einigermaßen aufzuholen.

Doch dann versinken die Lager im Schnee. Fünf Tage lang schneit es ununterbrochen. Verzweifelt bemühen sich die Lagerbesetzungen, wenigstens die Schlafzelte von Zeit zu Zeit von den Schneemassen zu befreien. Einige Materialzelte werden zusammengedrückt und zerreißen unter der Last. In Mulden trägt der Wind eine Schneehöhe bis zu zwei Metern zusammen. Die Lage wird kritisch. Ungewöhnlich ist die Dauer der Schlechtwetterperiode. Fast fürchten wir einen frühen Einbruch des Monsuns, obwohl dies eigentlich unmöglich ist. In jenen Tagen, sogar in Kathmandu schneite es, brach das fürchterliche Unglück über die amerikanische Dhaulagiri-Expedition herein. Eine Lawine löste einen Eisschlag aus und begrub fünf Amerikaner und einen Sherpa unter sich. Nur zwei Sahibs überlebten, da sie sich zufällig noch weiter unten befunden hatten. Mit Schauern denken wir nach dieser Nachricht an die Eisbrüche unter uns. Mit um so wacheren Sinnen gehen wir jetzt unseren Weg, als endlich die Schneefälle aufhören und die Sonne wieder scheint.

Am 5. Mai wird Hochlager V in 7070 Meter Höhe unter dem Gipfel des Glacier Dôme errichtet. Alle Mann, einschließlich der Sherpas, helfen jetzt zusammen, um Lager V, den Ausgangspunkt für den weiteren Anstieg, zu versorgen. Erstmals sehen wir auch das Hauptziel der Expedition, die Annapurna I, unmittelbar vor uns, nachdem es wochenlang durch den Gletscherbruch unseren Blicken verborgen war. Unsere Stimmung ist ausgezeichnet, noch knapp zwölf Tage, so hoffen wir, dann sind wir oben.

Karl, Pit und Reinhold besteigen am 9. Mai den Gipfel des Roc Noir, der als einer der letzten hohen Berge der Annapurnagruppe bis dahin noch unbestiegen war. Alle anderen stehen an diesem Tag als zweite Gruppe auf dem Glacier Dôme, den Karl am 5. Mai schon einmal bestiegen hatte. Wir freuen uns über diese schönen Erfolge und bereiten voller Optimismus den „Sturm“ auf die Annapurna I vor.

Ein Lager VI wird am 11. Mai in 7250 Meter Höhe, etwa 250 Meter unter dem Gipfel des Roc Noir, errichtet. Dann wird die erste Gipfelgruppe bestimmt. Sechs Mann, Erich, Heinz, Pit, Reinhold, Sardar Ang Temba und Pemba Tharke, sollen am 13. Mai versuchen, über den Ostgrat mindestens den Ostgipfel, vielleicht auch noch den Mittelgipfel der Annapurna zu besteigen. Eine zweite Gruppe soll am gleichen Tag das Lager VI beziehen, um Aufstieg und Rückkehr der Spitzengruppe zu sichern. Für alle Fälle liegt auch schon eine Zeltausrüstung auf dem Roc Noir, die notfalls ein Biwaklager VII ermöglicht. Am 15. Mai wäre es dann vielleicht auch möglich, daß die zweite Gruppe die Besteigung wiederholt. So war der Plan, ähnlich dem, der 1965 der ganzen Expeditions Mannschaft die Besteigung der Gangapurna ermöglichte. Freilich waren dort die Verhältnisse anders, die Wege kürzer. Nachdem wir jedoch gesehen hatten, daß der fast zwei Kilometer lange Grat zwischen Lager V am Glacier Dôme und Lager VI am Roc Noir auch mit schweren Lasten in etwas über zwei Stunden bewältigt werden kann, sollte der gut drei Kilometer lange Weg über den Gipfel des Roc Noir zum Ostgipfel der Annapurna und zurück mit leichtem Gepäck in einem Tag zu machen sein. Außerdem würden wir auf dem Grat die Sauerstoffgeräte einsetzen können. Voller Zuversicht sind wir also und sicher, daß auch der letzte Erfolg erzielt würde.

Doch es sollte ganz anders kommen! In der Nacht zum 13. Mai beginnt ein

fürchterlicher Höhensturm, der sich allmählich zum Orkan steigert. In der nächsten Nacht zerzerzen zwei Zelte in Lager V, niemand hat in den letzten 24 Stunden geschlafen. Besonders kritisch ist die Lage in Lager VI, denn dort werden die Zelte vom Trieb Schnee allmählich zugedeckt. Die Temperatur sinkt unter minus 30 Grad. Allmählich können wir uns auch in der dicksten Daunenkleidung nicht mehr erwärmen. Im etwas abflauenden Sturm gelingt der Mannschaft von Lager VI am 15. Mai der Rückzug nach Lager V, das trotz der kaputten Zelte genügend Platz für alle bietet. In den Abendstunden bläst der Sturm wieder mit unverminderter Stärke. Unsere Hoffnungen sinken. Dabei ist das Wetter an sich ausgezeichnet. Tagsüber lacht die Sonne von einem wolkenlosen Himmel! Ein Versuch von Pit und Reinhold, das außerhalb der Sturmzone liegende Lager IV zu erreichen, schlägt fehl. Von der Gewalt des Sturmes wird einer in den Schnee gedrückt und kann kaum mehr aufstehen. Also zurück in die Zelte! Es hat keinen Sinn.

Ich überschlage die Lebensmittelsituation in den Lagern V und IV. Hier haben wir genügend. Dort ist es nicht möglich, die ganze Mannschaft mehr als vier Tage zu versorgen, ohne von unten neue Lebensmittel heranzuschaffen, was zeitlich gar nicht mehr zu schaffen wäre. Der Sturm hat uns zu weit oben erwischt. Entweder er hört bald auf, oder wir müssen aufgeben, weil die physische Kraft aller nachzulassen beginnt. Einige klagen über gefühllose Zehen, alle über den seit Tagen fehlenden Schlaf.

Am Morgen des 18. Mai legt sich der Sturm. Sofort versuchen wir es nochmals. Helm und Uwe besteigen den Roc Noir zum zweitenmal, um seinen Gipfelhang mit fixen Seilen zu versehen. Heinz, Pit, Reinhold und Karl gehen mit zwei Sherpas nach Lager VI. Es ist klar, daß, wenn überhaupt, nur mehr eine Gruppe zur Annapurna gelangen kann. Mit Erich besteige ich den Glacier Dôme mit Schiern, das hatten wir uns schon lange vorgenommen. Adi bringt mit Sherpas Ergänzungslebensmittel aus Lager IV. So sind wir eigentlich alle wieder aktiv.

Aber der Sturm kommt zurück und erstickt unsere letzte Chance. Nachfolgendes, diesmal wirklich schlechtes Wetter zwingt zum endgültigen Abbruch.

Es ist bitter für uns, so kurz vor dem letzten Ziel umkehren zu müssen. Ich denke zurück an die Vorbereitungen, an die Fahrt, an den Anmarsch und an den Aufstieg bis Lager VI. Alles hat im wesentlichen reibungslos geklappt. Zum Schluß fehlte uns nur das bißchen Glück, das man für die Besteigung eines hohen Berges im Himalaja, ja, fürs Bergsteigen ganz allgemein braucht. Aber dieses bißchen Glück hatten wir vielleicht schon während der Anfahrt oder im Gletscherbruch des Glacier Dôme, der in diesem ungewöhnlichen Jahr so sehr gefährlich war, „verbraucht“. So sind wir froh, und das ist doch eigentlich die Hauptsache, am 22. Mai alle wieder gesund im Basislager zusammen zu sein. Ein kühner Höhenweg, den in dieser Art im Himalaja noch nie eine Expedition geplant hatte, wartet auf seine endgültigen Bezwingler. Uns nahm der Sturm die Chance, die ersten zu sein.

Literaturangaben:

- Dyrenfurth, G. O.: Der dritte Pol. München, 1960.
 Greissl Ludwig: Jahrbuch des AV, Band 91, Innsbruck-München 1966.
 Herzog, Maurice: Annapurna — erster Achttausender. Wien, 1952.
 Hauser, Günter: Eisgipfel und Goldpagoden. München, 1966.
 Hauser Günter: Jahrb. d. AV, Bd. 91, Innsbruck-München, 1966.

Erfahrungen der Deutschen Himalaja-Expedition 1969

UWE KERNER

1. Bergausrüstung im Himalaja

Eine Expedition, die sich die Ersteigung eines Achttausenders zum Ziel setzt, verwirklicht eine selbständige Disziplin des Bergsteigens, die mit den üblichen Ersteigungen nur noch entfernt verwandt ist. Aus diesem Grunde können wir auch nicht alleine die Maßstäbe anlegen, die wir uns in den Alpen, in den Anden oder im Hindukusch erworben haben. Diese Feststellung bezieht sich nicht nur auf die Finanzierung, die Organisation und die Teilnehmerauswahl, sondern auch auf die Versorgung und Ausrüstung. Aus dem unübersehbaren Themenkreis, der mit der Beschaffung der Ausrüstung verbunden ist, sollen hier nur einiges besonders Wichtiges streiflichterartig dargestellt werden. Vor allem aber soll nicht versäumt werden, auf einige Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Expeditionsausrüstung hinzuweisen.

Wer sich außergewöhnlichen Klimaeinflüssen aussetzt, braucht eine außergewöhnliche Ausrüstung. Die Praxis deutscher Expeditionsausrüstung verstößt nur allzu oft gegen diese elementare Feststellung. Man nimmt, was man bekommt, und ist von Herzen dankbar und zufrieden. Für die Entwicklung neuartiger Geräte und Hilfsmittel fehlt es nicht nur am Geld, sondern auch an Zeit. Allein die Beschaffung der traditionellen Ausrüstung beansprucht die gesamte zur Verfügung stehende Arbeitskraft. Man bedenke dabei, daß die Teilnehmer deutscher Expeditionen echte Amateure sind und das expeditionsoptimale Lebensalter ausgerechnet mit denjenigen Jahren zusammenfällt, die für den beruflichen Werdegang entscheidend sind.

Hervorgerufen durch den Zeitdruck vor und auch nach der Expedition, haben sich in den letzten Jahren leider auch Mißstände eingeschlichen, die kein gutes Zeugnis für die Praktiken der Expeditionsmanagements sind. Ein Auszug aus dem Schreiben einer Textilfirma soll dafür Zeugnis ablegen: „Mit der Bestückung von Expeditionen haben wir zum Teil schlechte Erfahrungen gemacht. Nicht selten hatten wir hohe Werte investiert. Nach Abschluß der letzten von uns ausgerüsteten Expedition haben wir einen Erfahrungsbericht mit folgendem Schlußvermerk bekommen: Die Expeditionsleitung möchte nicht, daß diese Expedition zu Reklamezwecken benutzt wird, damit möchte ich Sie ersuchen, unsere Erfahrungen und Bilder nicht zur Werbung heranzuziehen.“ Angesichts solcher Vorhaltungen, die keineswegs einen Einzelfall darstellen, erhebt sich die Frage, ob der Anspruch auf Förderungswürdigkeit einer Expedition zukünftig einem intensiveren Prüfungsverfahren unterworfen werden muß. Dieses sollte sich zumindest auch auf stichprobenweise Befragung der Spenderfirmen erstrecken bzw. die Expeditionen müßten verpflichtet werden, den jeweiligen unterstützenden Firmen entsprechende Gegenleistungen zu bieten.

13. Mai im Lager V (7070 m):

Seit Stunden jagen orkanartige Stürme über das Lager hinweg. In den Zelten kämpfen die Besatzungen verzweifelt gegen das Bersten ihrer Behausungen. Den Rücken gegen die windgeblähte Zeltwand gestemmt, die Fäuste um das Gestänge geklammert — und dennoch ein klägliches Unterfangen, denn der Sturm ist stärker. Am Spätnachmittag ist

wieder ein Sahibzelt in Fetzen. Es war die Nummer Fünf auf der Verlustliste. Die Obdachlosen versuchen in ein tiefer gelegenes Lager zu flüchten. Doch schon nach einigen Metern wird einer der beiden vom Sturm erfaßt und zu Boden gedrückt. Er ist zunächst nicht in der Lage sich aufzurichten. In den noch stehenden Zelten rückt man zusammen, die Kameraden finden eine Zuflucht. In der qualvollen Enge wird der Körper gegen die eisigkalte Zeltwand gepreßt. Am folgenden Morgen hat sich einer der Teilnehmer im Schlaf die Füße ernsthaft angefroren. Er wurde Opfer einer mangelhaften Ausrüstung und falscher Verhaltensweisen.

Aus der Analyse dieses Falles sind die folgenden Ausführungen über die elementarsten Lebensvoraussetzungen auf großer Höhe gewonnen, nämlich der zweckmäßigen Behausung, dem Schutz vor Erfrierungen und der Anpassungsmöglichkeiten an den Sauerstoffmangel.

2. Zweckmäßige Behausung am Berg

Traditionsgemäß ist die Behausung des Expeditionsbergsteigers das Zelt. Natürlich sollte es leicht und zweckmäßig sein. Leider gibt es aber bisher noch kein Zelt, das den Anforderungen im Himalaja auf die Dauer gerecht wird. Bei einem zu fordernden Maximalgewicht von zwei Kilogramm pro Schlafplatz scheiden die zwar zweckmäßigen, aber viel zu schweren nordamerikanischen Arktiszelte aus. Nur wer über mehrere Dutzend Sherpas verfügt, wird sich mit solchem Gewicht abfinden können. Im Gegensatz zum handelsüblichen antiquierten Hauszelt, das weder geräumig noch stabil sein kann, weist das US-Zelt aber wesentliche Merkmale eines zweckmäßigen Höhenzeltes auf. Die orkanartigen Stürme verlangen eine elastische Aufhängung des Zeltes am Gestänge. Wird die angreifende Kraft des Windes oder der daraufliegenden Neuschneedecke zu groß, so darf nicht das Zelt selbst zerreißen, sondern nur die leicht auswechselbaren Sollbruchstellen an der Verbindung zwischen Gestänge und Zeltstoff. Darüber hinaus muß schon die Formgebung eine weitgehende Stabilität beinhalten. Eine solche ist aber in idealer Weise nur bei der Igluform gegeben.

Neben dem Zelt bietet der Bau von Schnee- und Eishöhlen eine weitere Möglichkeit, sich im Schnee wohnhaft einzurichten. Großräumige Höhlen haben sich nicht nur im ersten Weltkrieg bewährt, sondern auch bei Expeditionen in Alaska und in Feuerland. Oftmals war dort das Eingraben die einzige Möglichkeit, den rasenden Naturgewalten zu entrinnen. Was aber auf einer Meereshöhe bis zu 5000 Meter schon reichlich Mühe macht, nämlich das Graben und Aushacken von genügend großen Räumen, ist an einem Achttausender kaum zu schaffen. Sobald dem Expeditionsbergsteiger ein handliches und leistungsfähiges motorgetriebenes Fräs- und Schneidegerät dazu zur Verfügung steht, wird die leidige Zeltfrage überholt sein. Viel lieber wird man sich in eine komfortable wetter- und lawinengeschützte Eishöhle zurückziehen, als nächtelang im sturmumtosten Zelt auf eine Katastrophe zu warten. Es wird die Zeit kommen, da man am Südsattel des Everest ein weitverzweigtes Eishöhhlensystem erstellt, in dem die Bergsteiger der verschiedensten Nationen ihr ständiges Ausrüstungslager einrichten werden!

3. Höhenanpassung

Die elementarste Frage, die sich jeder Expeditionsteilnehmer mit einiger Sorge stellt, lautet: Werde ich die extreme Höhe vertragen und mit gesunden Gliedern wieder heimkehren? Die Voraussetzungen für eine positive Antwort sind zum Teil unbeeinflussbar, weil diese in der körperlichen Reaktion des einzelnen liegen. Die meisten Expeditionsbergsteiger bringen zumindest die körperliche Eignung für eine ausreichende Höhenanpassung mit. Bereits durch eine Selektion auf Hochtouren in den Alpen scheiden Ungeeignete von vorneherein aus. Es bleiben also die beeinflussbaren Faktoren einer Höhenanpassung zu beachten.

Sowohl Theorie als auch Praxis zeigen, daß die Versorgung mit Sauerstoff, Wasser und Wärme einen untrennbaren Zusammenhang bilden, dessen Auswirkungen die Leistungsfähigkeit und Gesundheit des Bergsteigers empfindlich beeinflussen. Eine immer wieder anzutreffende Mindereinschätzung der Wasseraufnahme und eine Überschätzung der Daunen- und Sauerstoffausrüstung verleiten zu falschen Schlüssen und falscher Planung. Während einer längeren Bergtour auf Flüssigkeit zu verzichten ist schon in den Alpen eine Dummheit, im Himalaja kann es eine Lebensgefahr werden. Für den Bergsteiger ergibt sich die Notwendigkeit, sowohl auf die ausreichende Zuführung von Brennstoffen in Form von Sauerstoff und Nahrung zu achten als auch für die Weiterleitung der Umwandlungsprodukte in einem ausreichenden Blutvolumen. Nur in dem Maß, in dem die Durchblutung des Körpers nicht mehr gesichert ist, muß von außen Wärme zugeführt werden bzw. die Wärmeabgabe des Körpers verhindert werden. Im folgenden sollen die Erfahrungen der Deutschen Himalaja-Expedition 1969 über das lebenswichtige Thema der Sauerstoff- und Wasserversorgung sowie des Kälteschutzes dargestellt werden.

4. *Beatmung durch Sauerstoffgeräte*

Eine Himalajamannschaft muß sich die Frage stellen, ob ein Einsatz von Sauerstoffgeräten notwendig ist und in welcher Weise ein möglicher Einsatz erfolgen muß. Es ist selbstverständlich, daß jede Expedition in den obersten Lagern bis zu zehn Liter Sauerstoff für medizinische Zwecke bereithalten muß. Dabei ist aber davon auszugehen, daß dieser Sauerstoff nur zur Beatmung bis und während des schnellstmöglichen Abtransports eines Kranken vorgesehen ist. Wird darüber hinaus „Gehsauerstoff“ mitgeführt, so bedeutet dies ein genauest abzuwägendes Mehrgewicht. Die Erfahrung zeigt, daß der Gewichtanteil der Sauerstoffausrüstung am Gesamtgepäck mit der Höhe enorm zunimmt. Bis 5000 Meter umfaßt die Sauerstoffausrüstung ca. ein Drittel, bis 7000 Meter ca. die Hälfte und über 7000 Meter Dreiviertel des zu transportierenden Gepäcks. Ob an Ort und Stelle im Gebirge vorhandener Sauerstoff aus Flaschen verwendet wird, hängt von dem augenblicklichen Kräftezustand der Teilnehmer, der Schwierigkeit des Geländes und der erreichten Höhe ab. Für die Entscheidung, ab welcher Höhe die Sauerstoffausrüstung nutzbringend eingesetzt werden kann, müßten entsprechende Versuche mit modernen Sauerstoffgeräten angestellt werden. Sehr aufschlußreich wäre die Abhängigkeit des Verhältnisses Kräftezuwachs durch das Gerät zu Kräfteverbrauch durch erhöhtes Rucksackgewicht. Mit Gewißheit dürfte feststehen, daß dieser Quotient bei 6000 Metern Höhe kleiner als eins und bei 8500 Metern Höhe größer als eins ist. Wenn diejenige Höhe bekannt wäre, bei der er genau eins ist, so könnte optimal festgelegt werden, ab wann die Verwendung von zusätzlichem Atemsauerstoff sinnvoll ist. Unter Verwendung der Ausführungen von W. Brendel im Jahrbuch 1965 läßt sich heute nur feststellen, daß zusätzlicher Sauerstoff aus gesundheitlichen Gründen über 7500 Metern erforderlich ist. Selbstverständlich ist das Gefahrenausmaß der in der Höhe absterbenden Gehirn- und Nervenzellen eine Frage davon, inwieweit sich der einzelne Bergsteiger die Dienste dieser Zellen auch außerhalb seiner alpinen Betätigung noch nutzbar machen will.

5. *Flüssigkeitsaufnahme*

Wie die Versorgung mit zusätzlichem Sauerstoff, so ist auch die Bereitstellung von Flüssigkeit eine wesentliche Einflußgröße für die Leistungsfähigkeit auf hohen Bergen. In der ungewöhnlichen Mittagshitze auf Höhen bis zu 7000 Metern und in einer ohnehin sehr trockenen Höhenluft kommt es zu einer gefährlichen Dehydrierung des Körpers. Das Survival Book bringt dazu eindrucksvoll Zahlenbeispiele: „Ein Mensch, der 2,5 Prozent seines Körpergewichts durch Schwitzen verloren hat, verliert 25 Prozent seiner

Effektivität. Darüber hinaus hat man herausgefunden, daß eine Lufttemperatur von 43 Grad einen weiteren Kräfteverlust von 25 Prozent verursacht. Das bedeutet einen Effektivitätsverlust von insgesamt 50 Prozent, gemessen an der normalen Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers.“ Dieses Beispiel trifft genau auf einen Bergsteiger zu, der einen Tag lang keine Flüssigkeit zu sich nehmen konnte und sich in der Mittagshitze auf einem Himalajagletscher bewegen muß. Unsere Erfahrungen können die angeführten Werte auch voll bestätigen.

Die Zuführung der lebensnotwendigen Flüssigkeit ist aber vor allem in der Höhe von der Brennstoffversorgung abhängig. Wirtschaftlichste Verwendung der Brennstoffe ist Voraussetzung. Es ist deshalb anzustreben, in den höheren Lagern den meist großzügigen Brennstoffverbrauch der einheimischen Träger zu beaufsichtigen und notfalls die Kocharbeiten selbst zu übernehmen. Dazu bedarf es meist psychologisch kalkulierter Anordnungen, denn die Sherpas betrachten das Essenzubereiten für die Sahibs als eine ihnen zustehende Ehre. Sofern dehydrierte Nahrung mitgeführt wird, sollte man sich darüber im klaren sein, daß durch erhöhte Kochzeiten auch der Brennstoffverbrauch zunimmt. Meist läßt sich aber durch frühzeitige Speisezettel-disposition ein Quellen der Nahrung im kalten Wasser ermöglichen. Die Wahl der Brennstoffe scheint heute kaum mehr Anlaß zu Diskussionen zu geben. Der Gaskocher hat sich in der Höhe durchgesetzt, während man, sofern man sparsam sein muß, im Hauptlager mit Benzin und Holz kocht. Die billigste, leichteste und wirksamste Energiequelle wird aber noch kaum genutzt, nämlich die enorme Strahlungswärme der Sonne. Auf 6500 Metern Höhe konnten wir zur Mittagszeit im Zelt +50 Grad messen. In einigen aufgestellten Pappkartons wurden durch die Schmelzkraft der Sonne über die Mittagszeit zwölf Liter Wasser gewonnen. Wer sich eine geeignete Vorrichtung für diesen Zweck entwickelt, der kann viel Geld und Kraft einsparen.

6. Kleidung

Die dritte dominierende Einflußgröße für Gesundheit und Leistungsfähigkeit ist, wie schon erwähnt, in den enormen Temperaturschwankungen zu sehen. Fast täglich sind Temperaturstürze von 70 bis 80 Grad zu messen. Die Erfordernis, extrem warme Kleidung zu tragen, beschränkt sich, wie auch in den Alpen, auf bestimmte Tages- bzw. Nachtzeiten und Höhen. Der superdicke Expeditionspulllover, einst Statussymbol der Himalajabergsteiger, gehört der Vergangenheit an. Wohl wird man sich in der Nacht und am eisigkalten Morgen und dabei insbesondere in Höhen über 7000 Metern in die warme Daunenkleidung kuscheln, aber ab 9 Uhr vormittags bis zum Aufkommen der Nachmittagsbewölkung ist man einer marternden Hitze ausgesetzt. Das Tückische daran ist, daß sich die Feuchtigkeit des Schweißes in der Wäsche bis in die Nachtstunden hält und erst dann trotz aller Daunenhüllen Frösteln und Schlaflosigkeit hervorruft. Die beste Vorkehrung dafür ist sicher ein Wechseln der Unterwäsche. Doch zeigt sich aber meistens, daß, obwohl zuviel Kleidung von zu Hause mitgenommen wurde, dennoch in den höchsten Lagern zu wenig verfügbar ist, weil diese im Hauptlager zurückgelassen werden mußten. Man wird also versuchen, die Schweißbildung mit den jeweils vorhandenen Mitteln auf ein Minimum zu reduzieren. Dies wird erleichtert, wenn von vorneherein luftdurchlässige, leichte und mehrschichtige Bekleidung vorhanden ist. Ein konsequentes Ablegen von überflüssigen Kleidungsstücken während der Tour soll die Gefahr der unerkannten Überhitzung vorbeugen. Wer die Hitze des Himalaja erlebt hat, der wird in der einschlägigen Literatur eine Erklärung für seinen kräfte- und willenkraftigen Abbau während der Mittagszeit finden. Die von W. Brendel gemessenen Körpertemperaturen von 41,5 Grad an Teilnehmern einer Himalajaexpedition sprechen eine deutliche Sprache.

Das Problem unerwünschter Schweißbildung ist im besonderen Maße bei der Pflege und Bekleidung der Füße zu beachten. Der beste Schuh kann die Erfrierungen nicht

verhindern, wenn nicht für tägliche Trocknung von Schuh und Fuß gesorgt ist. Man sollte sich merken, daß Kreislaufmedikamente kein Ersatz für nachlässige Fußhygiene sind. Eine von uns des öfteren gemachte Beobachtung soll dieses Thema illustrieren. Kalte Füße trotz dicker Socken, Filz-, Lammfell- und Daunenschuhe sowie Daunenuß- und Schlafsack sind keine Seltenheit, wenn man vergißt, am Abend die Füße mit einem Tuch trocken zu massieren und Strümpfe zu wechseln. Oftmals kann man bei gewissenhafter Pflege unter gleichen Bedingungen auf die Hälfte der angeführten Bekleidungsstücke verzichten.

Literaturhinweise:

Nesbitt, Pond, Allen: THE SURVIVAL BOOK, Princeton 1959.

Walter Brendel: Höhenakklimatisation und Höhenkrankheit, Jahrbuch des DAV und ÖAV 1965.

Uwe Kerner: Thermogamasche für den Expeditionsbergsteiger, Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins, 22. Jahrgang, Nr. 4.

Preisliste der Alpenvereinskarten (1970)

	Ersch.- Jahr	ÖAV- Mitgl.* S	DAV- Mitgl. DM
Nordalpen			
<i>Allgäuer und Lechaler Alpen</i>			
2/1	Westblatt, 1 : 25.000	1963	27.— 3.80
2/2	Ostblatt, 1 : 25.000	1966	27.— 3.80
3/2	Arlberg mit Skirouten, 1 : 25.000	1956	27.— 3.—
<i>Wetterstein- und Mieminger Gebirge</i>			
4/1	Westblatt, 1 : 25.000	1964	27.— 3.80
4/2	Mittleres Blatt, 1 : 25.000	1962	27.— 3.80
4/3	Ostblatt, 1 : 25.000	1960	27.— 3.80
<i>Karwendelgebirge</i>			
5/1	Westblatt, 1 : 25.000	1962	27.— 3.80
5/2	Mittleres Blatt, 1 : 25.000	1962	27.— 3.80
5/3	Ostblatt, 1 : 25.000	1962	27.— 3.80
8	Kaisergebirge, 1 : 25.000	1961	27.— 3.80
<i>Loferer Steinberge, 1 : 25.000</i>			
9/1	touristisch	1925	25.— 2.80
9/1	wissenschaftlich (vergriffen)	1925	— —
9/2	Leoganger Steinberge, 1 : 25.000	1926	25.— 2.80
60	Steinernes Meer, 1 : 25.000	1969	27.— 3.80
	mit Skirouten	1969	27.— 4.—
14	Dachstein, 1 : 25.000	1958	27.— 3.80
<i>Totes Gebirge, 1 : 25.000</i>			
15/1	Westblatt, Schönberg (Wildenkogel)	1967	27.— 3.80
16	Gesäuseberge, 1 : 25.000 (vergriffen)	1924	— —
Zentralalpen			
26	Silvrettagruppe, 1 : 25.000, mit Skirouten (Neuauflage)	1969	27.— 4.—
<i>Ötztaler Alpen</i>			
30/1	Blatt Gurgl, 1 : 25.000, mit Skirouten	1949	27.— 4.—
30/1	Blatt Gurgl, 1 : 25.000, Syntosil	1965	44.— —
30/1	Blatt Gurgl, 1 : 25.000, Papier, mit Skiführer auf Rückseite	1965	35.— —
30/1	Blatt Gurgl, 1 : 25.000, Syntosil, mit Skiführer auf Rückseite	1965	52.— —
30/2	Blatt Weißkugel, 1 : 25.000, Papier	1951	27.— 3.80
30/2	Blatt Weißkugel, 1 : 25.000, mit Skirouten	1951	27.— 4.—
30/3	Blatt Kaunergrat-Geigenkamm	1953	27.— 4.—
30/4	Blatt Nauderer Berge mit Skirouten	1954	25.— 3.—
<i>Stubai Alpen</i>			
31/1	Blatt Hochstuba, 1 : 25.000,		
	Papier, mit Skirouten	1956	27.— —
	Syntosil, mit Skirouten	1965	44.— —
	Papier, mit Skirouten und Skiführer auf Rückseite	1965	35.— 4.—
	Syntosil, mit Skirouten und Skiführer auf Rückseite	1965	52.— —
31/2	Blatt Sellrain, 1 : 25.000, mit Skirouten	1964	27.— 4.—
31/3	Brennergebiet, 1 : 50.000, Sommerausgabe	1966	27.— —
	Winterausgabe, mit Skirouten und Skiführer, Papier	1966	31.— —
	Winterausgabe, mit Skirouten und Skiführer, Syntosil	1966	39.— —

* Bestellung über die Sektionen

	Ersch.- Jahr	ÖAV- Mitgl. S	DAV- Mitgl. DM
Zillertaler Alpen			
35/1	Westblatt, 1:25.000	1958	27.— 3.80
35/2	Mittleres Blatt, 1:25.000	1958	27.— 3.80
35/3	Ostblatt, 1:25.000	1958	27.— —
	mit Skirouten, Papier		27.— 4.—
	mit Skirouten, Syntosil	1965	44.— —
	mit Skirouten und Skiführer auf Rückseite, Papier		35.— —
	mit Skirouten und Skiführer auf Rückseite, Syntosil		52.— —
36	Venedigergruppe, 1:25.000, ohne Skirouten	1960	27.— 3.80
	mit Skirouten	1960	— 4.—
39	Granatspitzgruppe, 1:25.000	1943	27.— 3.80
40	Glocknergruppe, 1:25.000, 4. Ausgabe	1969	27.— 3.80
41	Schobergruppe, 1:25.000	1968	27.— 3.80
42	Sonnblickgruppe, 1:25.000		
	mit Skirouten, Papier	1964	27.— 4.—
	mit Skirouten, Syntosil	1964	44.— —
	mit Skirouten und mit Skiführer auf Rückseite, Papier	1964	35.— —
	mit Skirouten und mit Skiführer auf Rückseite, Syntosil ...	1964	52.— —
45	Schladminger Tauern, 1:50.000, mit Skirouten	1924	25.— 2.80
61	Niedere Tauern II (östl. Radstädter und westl. Schladminger Tauern), 1:50.000	1970	erst mit Jahrbuch erhältlich
Südalpen			
<i>Dolomiten</i>			
52/1	Westblatt, 1:100.000 (vergriffen)	1925	— —
52/2	Ostblatt, 1:100.000	1925	25.— —
52/1/b	Langkofel-Sellagruppe, 1:25.000, Sommerausgabe	1959	27.— 3.80
	Winterausgabe	1959	27.— 4.—
52/1/cc	Palagruppe, 1:25.000	1931	27.— 2.80
52/1/c	Marmolata, 1:25.000 (vergriffen)		— —
56	Lienzer Dolomiten, 1:25.000	1950	27.— 3.80
<i>Karnische Alpen</i>			
57/1	Umgebung Obstanzer See, 1:25.000 (vergriffen)	1927	— —
57/2	Steinkar- und Reiterkarhütte, 1:25.000	1926	25.— —
Sonstige Karten			
0/1	Schutzhüttenkarte der Ostalpen, 1:600.000	1957	25.— 2.80
0/2	Mahalangur Himal (Chomolongma-Mount Everest), 1:25.000	1957	44.— 3.80
	Cordillera Blanca, 1:100.000 (nur mit Wissenschaftl. Heft Nr. 17 verkäuflich)	1939	— —
0/3	Cordillera Huayhuash, 1:25.000		27.— 3.80
	Minapin, Rakaposhi Range (NW-Karakorum), 1:25.000	1967	27.— 3.80
	Skikarte Innsbruck und Umgebung, 1:25.000		
	Papier, mit Skiführer auf Rückseite	1964	35.— —
	Syntosil, mit Skiführer auf Rückseite	1964	52.— —

Alpenvereinskarten, die nicht in dieser Liste angeführt sind, sind vergriffen und können nicht geliefert werden.

Alle Karten sind gefaltet (außer „Minapin“)

Lehrschriften

- Mariner W.: *Das Bergseil*. 3. Auflage, 1969. Ein völlig neu bearbeiteter und auf den modernsten Stand gebrachter Leitfaden, der neben den wichtigsten Anseilarten und Knoten Ausführliches über das Seil als Sicherung, Kletterhilfe und Rettungsgerät bringt. öS 10.—, DM 2.90.
- Arnberger, E.: *Kleine Wetterkunde*. 2. Auflage 1965. Sie bringt all das, was der junge Bergsteiger vom Wetter wissen soll. Besonders interessant sind die 30 Wetterregeln für den Bergsteiger (zur Zeit vergriffen). öS 4.—, DM 1.—.
- Gayl, A.: *Lawinen*. Was der Bergsteiger wissen soll: von den Schneecarten bis zur Entstehung von Lawinen und zur Rettung aus ihnen. 2. Auflage 1965. öS 8.—, DM 2.90.
- Neureuther, G.: *Erste Hilfe im Gebirge*. Alles Wichtige über Erste Hilfe am Unfallort für alle denkbaren Verletzungen, Erkrankungen und andere Schädigungen. 1968. öS 8.—, DM 2.90.
- Rabensteiner, W.: *Orientierung im Gebirge*. Was der Bergsteiger von Orientierung wissen soll, was ihm an Hilfsmitteln zur Verfügung steht und wie sie zu gebrauchen sind. öS 11.—, DM 2.90.
- Schmitt, F.: *Alpine Gefahren*. 1968. öS 9.—, DM 2.90.
- Lensc, F.: *Naturschutz*. Wird zur Zeit neu aufgelegt. DM 2.90.
- Mariner, W.: *Neuzeitliche Bergrettungstechnik*. Die dritte verbesserte und erweiterte Auflage mit einem vom IKAR-Präsidenten Dr. Campbell überarbeiteten Anhang über Erste Hilfe (zum offiziellen IKAR-Lehrbuch erklärt). öS 15.—.
- DAV-Liederbuch. (Bei Bergverlag Rother). DM 11.80.
- OeAV-Liederbuch „*Kein schöner Land*“. Texte alter und neuer Lieder unserer Jugend für Bergfahrt und Heimabend (erscheint in Kürze in Neuauflage, Preis hierfür noch nicht festgesetzt).

Andere Veröffentlichungen des DAV

- Die Hütten des Deutschen Alpenvereins öS 60.—, DM 9.—. Ab 5 Exemplaren DM 8.50.
- Register der Jahrbücher 1926—1966 (Leinen) S 70.—, DM 7.50. (Karton) DM 5.—.

Wissenschaftliche Alpenvereinshefte

gemeinsam herausgegeben von den Hauptausschüssen des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins. (Die Hefte 1—10 sind vergriffen.)

- 11 *Klebensberg, R. v.*, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945, 51 S., 1952. Preis für AV-Mitglieder öS 14.—, DM 2.50.
- 13 *Angel, F., Staber, R.*, Die Gesteinswelt und der Bau der Hochalm-Ankogel-Gruppe, 112 S., 4 Abb., 10 Profilblätter, 1 geol. Karte, 1:50.000, 1952, Preis AV-Mitgl. öS 55.—, DM 10.—.
- 14 *Pesta, O.*, Berggewässer. Naturkundliche Wanderung zur Untersuchung alpiner Tümpel und Seen im Hochgebirge, 46 S., 21 Zeichnungen, 3 photographische Aufnahmen, 1953. Preis für AV-Mitglieder öS 21.—, DM 3.50.
- 15 *Ganß, O., Kümmel, F., u. Spengler, E.*, Erläuterungen zur geologischen Karte der Dachsteingruppe, 82 S., 3 Profilitaf., 3 Lichtdrucktaf., 3 Abb. i. Text, 1 geol. Karte 1:25.000, 1954. Preis für AV-Mitglieder öS 55.—, DM 10.—.
- 16 *Friedel, H.*, Die alpine Vegetation des obersten Mölltales (Hohe Tauern). Erläuterungen zur Vegetationskarte der Umgebung der Pasterze (Großglockner), 153 S., 18 Abb. i. Text, 12 Bildtaf., zahlreiche Tab., 1 Vegetationskarte 1:50.000, 1956. Preis für AV-Mitglieder öS 360.—, DM 60.—.
- 17 *Kinzl, H.*, Begleitworte zur Karte 1:100.000 der Cordillera Blanca (Peru) Südteil. Zusammen mit F. Ebster, E. Gotthardt, K. Heckler und E. Schneider, mit einer Kartenanlage 1:100.000, 1 Abb. u. 2 Kärtchen i. Text sowie mit 4 Abb. auf 2 Bildtaf. Preis für AV-Mitglieder öS 60.—, DM 10.—.
- 18 *Schmidt-Thome, P.*, Das Hölloch bei Riezlern im Kleinen Walsertal (Allgäu-Vorarlberg). Mit 9 Einzelbeiträgen, 116 S., 8 Abb. i. Text, 8 Bildtaf., 1 Beilage, 1961. Preis für AV-Mitglieder öS 80.—, DM 14.—.
- 19 *Kosmath, E.*, Sicherung und Sicherheit in Fels und Eis. Die Seilsicherungskette, 1966. Preis für AV-Mitglieder öS 160.—, DM 25.—.
- 20 *Heuberger, H.*, Gletschergeschichtliche Untersuchungen in den Zentralalpen zwischen Sellrain und Ötztal, 126 S., 1 Karte, 1966. Preis für AV-Mitglieder öS 140.—, DM 25.—.
- 21 Neue Forschungen im Umkreis der Glocknergruppe. Preis für AV-Mitglieder (broschiert) öS 130.—, DM 18.—; (gebunden) öS 150.—, DM 20.—.
- 22 *Arnberger E.*, Die Kartographie im Alpenverein, 1970. Preis AV-Mitgl. öS 180.—, DM 25.—.

